



Reise

durch

das südliche Frankreich

und durch

Italien

von

Dr. G. H. Schubert.

Zweiter Band.



Erlangen, 1831
bei Joh. Jac. Palm und Ernst Enke.





Dem Herrn

Julius Schnorr von Carlsfeld

Professor an der Königl. Academie der Künste zu München,

seinem theuren brüderlichen Freunde und Gevatter

und

der Frau Bürgermeisterin

Eleonora Wirth, geborne Schubert

zu Chemnitz in Sachsen

seiner theuren, einzigen Schwester,

widmet, in herzlicher Liebe dieses Buch

d. V.

Vorrede.

Nach einer Unterbrechung von mehreren Jahren, welche mir wichtigere Berufsarbeiten für diese Beschäftigung der bloßen Erholungsstunden auferlegten, war ich endlich im Stande an die Fortsetzung und Vollendung meiner Reisebeschreibung zu denken, die ich hiermit dem freundlichen Leser vorlege.

Ich habe, zum Anfang dieses zweiten Theiles Briefe aus Nizza gegeben, in denen einige Gedanken und Einfälle vorkommen, die ich in meiner Geschichte der Seele weiter ausführte. Hiermit habe ich ein Bekenntniß ablegen wollen über das Warum und Woher? so mancher Einfälle und Bilder, die sich mir, wie der immer wohlthätige Tadel sagt, nur zu unwiderstehlich bei meinen schriftstellerischen Arbeiten aufdrängen. Es waren Keime, welche ich auf meinen Wegen über Berge und durch Thäler aufgelesen, und die ich, ohne es zu wissen, mit mir in die Heimath der eignen Gedanken genommen, wo sie mir unter der Hand aufgiengen. Und ich hätte wohl nichts dagegen, wenn in Wahrheit etwas von der Sprache und der Kraft des Buches „der Werke", das ich, mit Ausnahme eines einzigen, lieber gelesen habe als alle

durch Menschenhand geschriebene Bücher, unvermerkt in meine armen Arbeiten übergegangen wäre, und wenn ich es vermocht hätte, auch in einer oder etlichen Stellen dieser Reisebeschreibung in jener Sprache zu dem Leser zu reden.

Die Bemerkungen über die Geschichte der bildenden Künste in Italien und die kurzen Lebensbeschreibungen einiger Künstler, von S. 196 bis 201, dann 217 bis 249 und noch anderwärts, möge man von mir, als einem nur Durchreisenden durch dieses reiche Gebiet, mit Nachsicht aufnehmen. L. Schorn wird bald in seiner trefflichen Bearbeitung von Vasari's Werk, als ein Einheimischer darüber reden. An diesen wohlerfahrenen, tiefblickenden Führer wollen wir den Leser hinweisen, wenn er das Gebiet der Kunstgeschichte mit Nutzen durchreisen will.

Ein ausführliches Verzeichniß aller auf unsern Wegen gefundenen Pflanzen, welches mein fleißiger Freund und Reisegefährte, H. Dr. Schneider, jetzt Lehrer in Bunzlau fertigte, soll nächstens in einer naturhistorischen Zeitschrift mitgetheilt werden.

München am 22sten Juli 1831.

D. V.

Inhalt.

1. Briefe aus Nizza.

Erster Brief. S. 1.

Zweiter Brief; das Clima von Nizza. S. 8.

Dritter Brief; die große Trockenheit der Luft und des Bodens von Nizza. S. 26.

Vierter Brief; die Gegend von Villafranca. S. 42.

Fünfter Brief; die nächsten Umgebungen und Spaziergänge um Nizza. S. 64.

Sechster Brief; die Fischer und der Verkehr des Fischmarktes, so wie der andern Märkte in Nizza. S. 72.

Siebenter Brief; die Wohnungen und öffentlichen Gebäude, so wie die Bewohner von Nizza. S. 85.

2. Reise nach dem Col de Tenda. S. 102.

3. Zurüstungen zur Abreise von Nizza. S. 133.

4. Reise von Nizza nach Genua. S. 138.

5. Genua. S. 163.

6. Reise von Genua nach Pisa. S. 180.

7. Pisa. S. 192.

8. Livorno. S. 210.

9. Florenz. S. 216.

10. Reise von Florenz nach Rom. S. 259.

11. Ein Brief aus Rom. S. 272.

12. Die zwei ersten Tage in Rom. S. 281.

13. Das Johannisfest und der erste Sonntag in Rom. S. 307.

14. Reise nach Tivoli. S. 316.

15. Das Peter- und Paulsfest in Rom. S. 322.

16. Reise von Rom nach Neapel. S. 338.

17. Neapel. S. 347.

18. Die Fahrt nach Puzzuoli. S. 365.

19. Die Reise nach dem Vesuv und nach Pompeji. S. 374.

20. Rückreise von Neapel nach Rom. S. 394.

21. Die letzten Tage in Rom. S. 400.

22. Reise von Rom nach Terni. S. 402.

23. Reise von Terni nach Bologna. S. 408.

24. Reise von Bologna nach Mailand. S. 427.

25. Mailand. S. 436.

26. Reise von Mailand über den Simplon. S. 453.

27. Heimreise durch Wallis, Uri und Graubündten. S. 464.

I. Briefe

I.

Briefe aus Nizza.

Erster Brief.

Nizza am 27. April 1826.

Zum ersten Male seit mehreren Wochen ist es mir wieder so heimathlich, so still zu Muthe, daß es mich gelüstet Hütten zu bauen; Hütten, dahin ich die Seelen der Freunde aus dem fernen, lieben Vaterlande zu mir versammlen möchte, um sie mit den besten Gaben zu bewirthen, welche meine Hand hier, in der Fremde, gefunden. Euer *** haben es nie verschmäht, in die Zelte und Hütten einzutreten, welche meine schreibende Feder bald da, bald dort im Lande erbaute; darum lade ich Sie auch heute in die Nomadenwohnung ein; mein erster Brief aus der jetzigen Stätte des Ausruhens möge an Sie gerichtet seyn.

Seit acht Tagen sind wir hier in Nizza; ich wohne in einem Hause, fast unmittelbar am Meer gelegen. Als in der ersten Nacht unsres Hierseyns der Sturmwind die Wogen mächtig gegen die Klippen und das niedere Gestade warf und das Auf- und Niederrollen der Ufergesteine, das Tosen des Wassers in den Hölen und Klüften des Felsens, hinein in mein Halbwachen und in meine Träume ertönte; da war mir es als hörte ich den feier-

lichen Klang der Glocken, welche ein hohes, schönes Fest einläuteten. Die Seele erwachte dann auch am Morgen in dem Festtagsgewand ihrer Gefühle; ein frischer Wind vom Meere wehte zum geöffneten Fenster herein, über die noch immer vom Sturm bewegten Wogen ergoß die aufgehende Sonne ihre Strahlen; in hellerem Lichte erglänzte, von Westen her, das Gebirge. Nachtigallen sangen da nicht dem Morgen entgegen; aber das Geschrei der Möven, welche schaarenweis über die grünen Wellen zogen, vertrug sich besser mit diesen Tönen der Harfe, welche die bewegte Wildniß der Gewässer dem Felsengestade entlockte, als der Gesang der Nachtigall aus grünendem Gebüsche.

Nach einiger Zeit erwachte auch meine liebe Reisegefährtin. „Sie hatte beim Erwachen nicht gewußt, wo sie sey? Ihr war es als sey sie im väterlichen Hause.“ Und in der That, wir erfuhren es an diesem Morgen und der Mund bekannte es freudig, daß wir im Hause des Vaters sind. Geist und Leib waren gestärkt, auch meine Reisegefährtin fühlte keine Ermüdung mehr; wir giengen hinaus, um die neue Heimath besser zu besehen. Denn nach diesem fast sechswöchentlichen, beständigen Weiterziehen, bei welchem nur selten ein und dasselbe Dach uns länger als einen Tag beherbergt hatte, kam uns Nizza, in welchem wir länger als einen Monat zu verweilen gedachten, wie ein Wohnort für viele Jahre vor.

Das Meer habe ich schon öfter gesehen und mich an dem Wehen „des Lebensgeistes, der über der Tiefe schwebt,“ erfreut und gestärkt. Ich habe auch Gebirge gesehen und bin hinangestiegen zum Nest des Falken in der Kluft, ja bis zum Horst des Adlers. Hier ist, in seiner ganzen Herrlichkeit, beides nahe beisammen. Wenn

ich am Gemäuer des alten Schlosses stehe, das über meine Wohnung herüberragt, sehe ich unter mir das Meer und fühle den frischen Odem der von ihm aufgeht; zur andren Seite hin aber erblicke ich die dreifachen Mauern der Alpengebirge, eine immer höher als die andre, welche diese seltsam beglückte Bucht gegen den Nordwind beschirmen. Da am westlichen Abhange des Schloßberges steht und gedeiht im Freien die Dattelpalme, es wächst die strauchartige Euphorbie und manche Pflanze der africanischen Küste; gegen mir über sehe ich, selbst in der Mitte des Sommers, den Schnee der Alpen, und, mit der mäßigen Eile des hiesigen Postenlaufes kann ich, in der Zeit vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenniedergang desselben Tages, von der heißen Küste aus, da die Palme im Freien ihre Früchte trägt und da Orangenwälder grünen und blühen, bis zu einer Gegend kommen, in welcher das Auge, wohin es auch sieht, nichts mehr findet, als einige Fremdlinge der lappländischen Pflanzenwelt und zuletzt nur noch etliche kümmerliche Flechten und Moose, dann aber den nimmer weichenden Schnee. Gegen Westen und Nordosten hin sind, wie etwa im späteren Alter die einzelnen Augenblicke der lebendigen Rückerinnerung an die vergangene Jugend, lieblich grünende Wiesen und Orangengärten in die Klüfte des Gebirges hineingeschoben; daneben und darüber das nackte, gelblichgraue Gestein des Felsens, welcher war, ehe man diese Orangengärten und Wiesen angepflanzt hatte, und welcher bleiben wird, wenn auch einst diese Citronen- und Olivenwälder nicht mehr da sind.

In der That, so viel mich mein bisheriger Aufenthalt hier gelehrt, kann ich nichts anders, als an dem oben gebrauchten Vergleich fest halten. Die Gegend um

Nizza bildet die Zeit des weiter vorgerückten, aber noch thatenkräftigen Lebensalters ab, da der Scheitel schon weiß wird, das Auge aber noch hell und munter blicket. Siehe da zeigen sich wohl, gegen Sonnenuntergang hin, wie die vergangenen Tage einer reichen Lebenszeit, grünende und blühende Gärten und Auen; näher dem Gemäuer der Burg stehet, gleich der noch neulich gelungenen That des Mannesalters, die hohe Palme; vorherrschend aber an Ausdehnung und bleibender als diese alle stehen die hehren Berge da, so weit, jenseits aller der grünen Auen, und das Meer, dessen Gränzen das Menschenauge nicht findet.

Keine andre Gegend, die ich jemals gesehen, hat mich auch so sehr an den angestrengten Fleiß, an die vielfache Thätigkeit des reiferen, ruhiger besonnenen Alters erinnert, als die Landschaft von Nizza. Wie ein geistigkräftiger Mann, welcher weiß was er soll, jeden Augenblick des nun bald hinscheidenden Lebens ergreift und benutzt, damit jede noch sparsam hervorbrechende Blüthe zur Frucht werde, so ist um Nizza jedes Stücklein Feldes oder Gartenlandes, welches zwischen den nackten Felsen gefunden wird, von der fleißigen Menschenhand zu einem Fruchtbringen, das ohne Aufhören ist, gezwungen. Der Mensch wie der Acker müssen dieses rastlose Schaffen von den Orangenbäumen gelernt haben, welche hier der Segen aller Gärten sind; denn wie sich der Orangenbaum beeilt, schon dann, wenn noch die halbreifen und reifen Früchte an den immer grünenden Zweigen hängen, die neuen Blüthen für die nächst künftige Zeit des Fruchttragens hervorzutreiben, so beeilt sich hier der Feldbau zu jeder Zeit des Jahres unmittelbar in die Ernte schon die neue Aussaat hineinzuschieben: öfters steht noch die

eine Art der Gewächse oder Früchte fast reif zum Hinwegnehmen da, während die andre als zartes Pflänzlein bereits daneben aus dem Boden hervorkömmt und hier von dem gemeinsamen Treiben aller dieser mächtigen Bewegungen: der Sonnenwärme bebrütet wird. Im Winter grünen, blühen und reifen auf einem großen Theil der Felder die Kartoffeln, die Kohlgemüse, so wie Erbsen und Bohnen, oder es schoßt dann und reift der Hafer und mit ihnen noch manches andre Gewächs, zu dessen Gedeihen gerade die gemäßigte Wärme des hiesigen Winters am zuträglichsten ist. Wenn aber im April die Kartoffeln aus der Erde genommen, wenn zu Anfang des Mais der Hafer abgemäht und eingeärntet worden, dann nimmt den frei gewordnen Feldraum das grüne Gedräng der andren nutzbaren Pflanzen ein, welche eine stärkere Gluth der Sonne zu ihrem Aufwachsen bedürfen; unter andern sieht man alsdann den Verwandten des Kartoffels, den rothen Brühenapfel (Solanum Lycopersicum) ganze Felder bedecken, weil der sonderbare Geschmack des Südeuropäers die Frucht dieses Gewächses zur Würze seiner Saucen begehrt. Es vergeht kein Tag des Jahres, da nicht der Gärtner in diesem immer fruchttragenden Lande bald dies, bald jenes Gewächs für die Küche des Bürgers oder für die Tafel des Reichbegüterten aus dem Boden oder von den Zweigen zu nehmen vermöchte.

In uns Nordländern muß es ein ganz besonders wohlthuendes und erfreuendes Gefühl erwecken, wenn wir hier mitten im Winter, neben den Wandervögeln, die im Sommer unsre Wälder und Felder beleben, auch die Pflanzenwelt in ihrer ganzen Kraft und Schöne erblicken, welche im Sommer ein Segen unsrer Gärten und Aecker ist. Gerade in dieser Beziehung muß ich mir hier

über mein liebes Nizza noch einen andren vergleichenden und beschreibenden Ausdruck erlauben:

Das grünende und blühende Leben der Natur hat in unsrem so vielfach begabten Welttheile für jede Zeit des Jahres seine besondren Ruhestätten, da es sein Blumenbette aufschlägt. Wenn zuerst in der Mitte des Winters, der Sohn der klagenden Göttin, Horus, aus dem Schlummer erwacht und vom Hause der Sonne, von Süden her, zu uns über das Meer kömmt, da nimmt ihn schirmend, für etliche Monate, die liebliche Bucht von Nizza auf; im Angesichte der Schneeberge und an ihren Füßen hin übt er da alle Wunder seiner belebenden Macht, die Tulpe blüht, der Lorbeerbaum, wenn alle seine Brüder, längs der Küste gegen Westen hin noch schlafen, entfaltet schon seine Knospen, mit dem Summen der Biene ergießt sich eine warme, belebende Sommerluft, schon im Januar, vom Meere her in die grünenden Thäler und Schluchten. In den Frühlingsmonaten geht dann der Zug des blühenden Lebens weiter, nach der Provence; da wird, längs dem Zuge des Maurischen Gebirges hin, an den Quellen und Bächen und aus jedem Gebüsch ein vielstimmiges Jauchzen der Lust: der Gesang der Vögel gehört. So weit ich bis jetzt die Länder unsrer schönen Erde gesehen (Italien hoffe ich ja erst noch auf dieser Reise zu sehen) kenne ich keines, in welchem der Frühling herrlicher und reicher seyn könnte als da an der Hügelreihe zwischen Hyeres oder Toulon gegen das Esterellgebirge hin. So wie dann die Sonne höher steigt, erhebt auch die Lebensfülle der Natur ihren Lauf, aus dem Thal und der Ebene hinauf nach den Alpen. Denn wo kann der Sommer gewaltiger und zugleich lieblicher seyn als auf den Hochgebirgen? Wenn am grü-

nenden Bergsaum, unter dem Gletscher, die pfeifende Stimme des Murmelthieres gehört wird; wenn der Falke ruhig um die weiße Kuppe der Felsen kreiset, während der Donner der stürzenden Lawinen bald da, bald dort die Gemse aus der Mittagsruhe aufscheucht, daß sie, mit nickendem Haupte, über mir am Rande der Klippe gesehen wird; wenn neben dem Purpurroth der Alpenrose das tiefe Himmelblau der Enzianen hervorbricht und das Thal die vielfarbig blühenden Kräuter der Gebirgswiesen bedecken; wenn von den grünenden Matten her der laute Gesang der Sennerinnen oder der Laut des Alpenhornes ertönet, da hat meine Seele schon oft gesagt: hier laß mich Hütten bauen. Sobald dann der Herbst kommt, da geht der Triumphzug des beglückenden Gottes weiter, nordwärts, von den Alpen herunter, dem Rhein entlang, oder jenseits der breiten Ebene zu den Gestaden der Ostsee. Denn ich kann mir den Herbst nirgends lieblicher denken als in den Thälern des Rheines und der andern Flüsse, die ihn aus unsren deutschen und aus den nachbarlichen Auen von jenseits, zum Meer begleiten; nirgends aber hehrer und geistig erhebender, als auf den Hügeln und bei den Eichenwäldern der Ostsee. Denn wenn ich da, am See der Hertha, im Schatten der hohen Eiche, oder auf Arconas altem Burgraum, im Angesicht des schäumenden Meeres, den scheidenden Sommer betrachtet, da ist mir, ich weiß nicht, durch welchen Zug der innren Verwandtschaft, schöner noch als die reichblühende Provence, hehrer sogar als der Felsentempel unsrer Alpen, jener (um mit Tegner's Worten zu reden) „eisgraue, sagenreiche Norden erschienen, wo Wala die Grundtöne der Schöpfung sang, während der Mond auf die Fjellen schien, der Bach seinen eintönigen

Gesang schlug und die Drossel im Wipfel einer vergoldeten Birke saß und ein Klaglied sang, über den kurzen Sommer, über die sterbende Natur."

Es bleibt also, nach alle dem, was ich bis jetzt selber von der Gegend von Nizza gesehen oder durch Andre erfahren bei jenem schon oben beliebten Vergleich: diese Bucht ist die Wohnstätte eines wunderbaren Nachsommers oder Vorfrühlinges, mitten in den Tagen des Winters; sie erscheint wie die noch spät, gegen den Winter hin aufbrechende Apfelblüthe, mitten unter dem sich schon gelblich färbendem Laube, oder wie ein noch einzeln grünender und Früchte tragender Zweig, an einem absterbenden Baume. Dieser vereinsamte Zweig ist jedoch von solcher anziehend reizenden Kraft, daß ich gleich dem wandernden Vogel auf ihm weilen, und, wäre meine Stimme des Gesanges mächtig, ihn besingen möchte.

Zweiter Brief.

Das Clima von Nizza.

Nizza am 29. April.

Ich komme eben von dem Besuch einiger mir sehr interessanter Familien zurück, welche aus der theuren, nördlicheren Heimath hieher gezogen sind, um in der hiesigen milden Luft des Leibes Schmerz und Weh, oder des Alters Gebrechlichkeit zu lindern und zu vergessen. Mit ihnen, so wie mit einem wackern Arzte, den ich öfter bei meinem Landsmann v. Noville sahe, sprach ich schon viel vom hiesigen Clima und seiner heilsamen Kraft. Ew. ***, denen, dies weiß ich, Nizza bald ein theurer

Ruheort seyn würde, wenn Sie es näher kennen lernten, erlauben mir schon heute noch in der beschreibenden Art meines ersten Briefes fortzufahren:

Hier findet, wie ich schon neulich sagte, der Nordländer selbst noch mitten im Winter, die ganze Fülle und Frische seines längst vergangnen Sommers. Als hätte dieselbe hier in dieser Felsenbucht vor dem Froste sich versteckt, der, wenn er aus seiner alten Heimath am Nordpol über die selber bereitete Bahn von Schnee und Eis herunterfährt nach dem Gürtel der Alpen, und wenn er dann, so weit das Auge reicht, jede Höhe und jede Thalschlucht tief unter Schnee und Eis vergraben sieht, den Herrscher dem er sein Reich nahm, nicht mehr so nahe, nicht mehr so lebendig und frisch unter den schneeweißen Leichentüchern der Berge suchet und ahndet, und daher sorglos auf dem eroberten Gebiet sich bettet, bis der rechtmäßige Herrscher des Landes, verstärkt durch die Kräfte des Südens, plötzlich aus seiner Bergungsstätte sich aufmachet und, nach den harten Kämpfen der Frühlingsnachtgleiche, den fremden Tirannen in seinen glänzenden Eispallast, mitten im weiten Schneelande, zurücke jagt.

Wie der Pilgrim der aus unsrem Heimathlande bis hieher reiste, da auf einmal noch den Sommer auffindet, von welchem schon längst, als er das Vaterland verließ, und auch seitdem, auf dem ganzen Wege hieher, kein Vogel mehr sang, kein einziger Lufthauch mehr sprach; so findet der Pilgrim der aus der Heimath des Menschenlebens kommt und nun schon der Gränze der Ewigkeit nahet, hier, bei schon ergrautem Haar, ein Nachgefühl der längst vergangnen Jugend wieder. Es ergeht in solchem Falle der Seele mit ihrem Leibe, so wie der Sonne mit dem Erdboden. Wenn sich nämlich

jene Herrscherin der Planetenwelt mit ihren senkrechten Strahlen im Winter nach dem Südpol wendet und nun ihre Lichtblicke nur ganz schief auf unser Land fallen, da wird, nach dem gewöhnlichen Lauf der Natur, Berg und Thal mit dem greisen, kalten Lockenhaar des Reifes und Schnees bedeckt, und wenn dann auch mit gewohntem Gange täglich die Sonne ihren geliebten Erdboden bescheint, so wacht auf diesem doch kein Grün und kein einziges Blümlein auf, denn die winterlichen Nächte sind zu lang und zu kalt, die Strahlen des Tages treffen (als hätte sich die Liebe der Sonne ganz schon nach einem andern, schöneren Lande hingewendet) gar zu schwach auf. Wenn aber auf einmal aus der geheimnißvollen Stätte der elektrischen Kräfte, die in der Luft wohnen, mitten in der Zeit des Winters ein warmer Südwind bereitet und über Berg und Thal ergossen wird, da thaut der Schnee, das Grün der Wiesen kommt hervor und ob nun auch der Strahl der Sonne nur eben so schief und flach auf das Land fällt als vorhin, so weckt er doch alsbald wieder die schon halb erstorbenen Knospen der Wiesenblumen auf; der Haase des Feldes, durch die Wärme getäuscht, bereitet wieder für die noch ungebornen Jungen das Lager. Es ergeht da den Pflanzen und Thieren, welche draußen im Freien wohnen, wie denen, welche den Winter im warmgeheizten Zimmer hinbringen. Wenn da, durch die Fenster herein, die schiefen, tiefen Sonnenstrahlen fallen, wirken sie eben so aufregend und belebend auf die Blumen und auf die Turteltauben im Käficht ein, als das Licht der Sommersonne.

Ganz etwas Aehnliches erfährt auch die Menschenseele an ihrem schon alten, kalten Leibe, wenn dieser auf einmal unter einen solch milden Himmelsstrich und in

solch leichte, reine Luft versetzt wird, wie die von Nizza ist. Der Leib ist nach dem Laufe der Natur so alt und kalt geworden, weil die Seele, von welcher er ja allein das Leben hat, die Strahlen ihres Sehnens von ihm hinweg, schon nach einem andern, fremden Heimathlande gewendet hat. Da kommt auf einmal eine andre Seele: die überströmende Lebensfülle und Seele der Natur, und giebt dem schon erstorbenen Leib einen Theil der verlornen Kraft und Frische wieder und der Lebensstrahl der eignen, inwohnenden Seele, so oft er jetzt auf den Leib fällt, begegnet da, wie vormals wieder, den reich und warm emporquellenden Gefühlen der Jugend, wieder dem alten, leichten Spiel der Phantasieen und Gedanken.

Ich selber habe die scheinbar verjüngende Kraft des Himmelsstriches von Nizza auf eine auffallende Weise an mir erfahren. Ich erlebte hier, am 26sten April meinen 46sten Geburtstag und brachte gleich den paradiesisch heitren, schönen Morgen auf meinen Lieblingspunkten am Meer und auf den Nachbarbergen zu. Da kam mir — und ich muß die Selbsttäuschung dem eigenthümlichen Gefühl von jugendlicher Leichtigkeit zuschreiben, von welchem meine Brust, bei dem Athmen der balsamischen Luft durchdrungen war — da kam mir den ganzen Morgen der Gedanke nicht aus dem Sinne, daß ich heute meinen 36sten Jahrestag feiere, bis meine liebe Hausfrau mir, durch beßres Nachrechnen, den Irrthum benahm.

Es ist indeß mehr als bloße Selbsttäuschung, was das heilbringende Clima von Nizza hier an dem Leibe und durch diesen an der Seele wirkt. Dies bezeugt die Erfahrung von Tausenden, welche seit den Zeiten des alten, römischen Kaiserreiches bis zu unsern Tagen, hier, in dieser Bucht, Linderung der vieljährigen

Leiden und körperlichen Schmerzen, und sogar volle Genesung von denselben gefunden. Oben unter den Ruinen des alten, nahe bei der jetzigen Stadt gelegenen Cemenelion bezeugten es die aufgefundenen, altrömischen Inschriften, daß schon damals, in dieser Gegend, das menschliche Elend und Wehe Erleichterung gesucht und erlangt, und daß hier ein heitrer, stiller Ausruhepunkt für Manche unter der Angst, Noth und Gefahr jener Zeiten Grau=gewordene gewesen.

Alle jene leiblich Kranke, deren Leiden durch eine solche milde, trockne Luft, wie die ist, welche über Nizza webt und brütet, erleichtert werden kann, die sollten hieher gehen. Ein wackrer deutscher Landsmann, aus der Rheingegend gebürtig: Herr Alexander von Noville, der gleich neben uns wohnt, und über dessen Bekanntschaft ich sehr erfreut bin, hatte im Vaterlande Jahre lang an einem unheilbar scheinenden asthmatischen Uebel gelitten. In diesem lieblichen Lande jedoch war sein Leiden nach kurzer Zeit gelindert und zuletzt ganz gehoben worden. Er kann sich nun nicht entschließen, den ihm so heilsam gewordnen Aufenthalt wieder zu verlassen, besonders seitdem ihm die Erfahrung gelehrt, daß bei einer Reise ins Vaterland und während eines kurzen Aufenthaltes in diesem, die alten Leiden wieder aufzuwachen droheten. Er wird deshalb wahrscheinlich, wie so viele hier eingewanderte Fremdlinge aus kälteren Ländern, welche besonders in der Vorstadt La Croix eigne Häuser bewohnen, für seine ganze Lebenszeit, oder doch für eine Reihe von Jahren hier verbleiben.

Die Aerzte wenigstens behaupten es, und mir scheint es nicht unmöglich, daß Viele, welche im Vaterlande der Altersschwäche und andren Gebrechen fast schon unter=

legen waren, und beständig das Bett hüten oder im Lehnstuhl sitzen mußten, hier in Nizza ganz neubelebt und kräftig geworden seyen. Da erhebt sich dann Mancher von seinem Lager, wirft die Krücken hinweg und erfreut sich, wieder auf eignen Füßen gehend, im Angesicht des weiten Meeres und unter den blühenden Orangenbäumen, der lieblich wärmenden Sonne; die Dumpfheit und verdrießliche Laune des Alters ist hinweggenommen, die Seele zeigt in der Leichtigkeit ihres innren Bewegens von Gedanken zu Gedanken und in der Lebendigkeit des Ausdruckes, daß sie eigentlich noch dieselbe sey, die sie einst war, als sie noch nicht von dem Alter oder von der leiblichen Gebrechlichkeit gefangen geführt und so eingekerkert worden, daß sie ihre Stimme nach aussen nicht mehr vernehmlich machen kann. Die Ketten sind abgenommen, die Thüre des alten, feuchten Kerkers ist aufgethan, und, ich weiß nicht soll ich es den begeisterten Freunden und Lobpreisern von Nizza nachsprechen oder nicht: „es ist hier in dieser Luft ein Mittel der Lebensverlängerung gefunden" — — wenigstens doch gewiß ein sanftes, liebliches Wiegenlied, bei welchem das arme, alte, lebensmüde Kind, leichter und mit minderer Beschwerde als anderswo, die Annäherung des letzten langen Schlafes erwartet.

Wer hat das nicht empfunden, wie, ganz besonders unsre Erinnerungen, und alle die Schätze und Raritäten, welche man nach und nach ins Gedächtniß eingesammlet hat, in diesem, wie in einer Art von Lade verwahrt liegen, welche, gleich einer Lade von Holz, deren Deckel und Thür bei feuchtem Wetter verquillt, bei trocknem wieder sich in die alte Ordnung fügt, zuweilen leichter, zuweilen schwerer aufgeht. Das eine Mal braucht man

nur eben zuzugreifen und herauszulangen, was man nur will und mag, andre Male aber kann man kaum die zum täglichen Gebrauch allernothwendigsten heraus bekommen. Mir wenigstens geht es recht oft so mit meiner alten Gedächtnißlade, daß mir der Deckel so verquillt, daß ich ihn schlechterdings nicht aufbringen und nicht einmal, wenn etwa ein lieber Gast oder ein durchreisender Gelehrter bei mir einspricht, die alten silbernen Löffel und Messer und Gabeln herausholen kann, die ich doch schon von den Eltern und Großeltern seliger, ererbt habe; das heißt ich kann einem solchen durchreisenden Gelehrten nicht einmal mit dem gewöhnlichsten Hausrath des Wissens und der Erfahrung so aufwarten, wie sichs gehört. Und andre Male geht der verwünschte Deckel so leicht auf, daß ich in Versuchung komme, den Gesandten des Merodach Bal Adans, des Sohnes Bal-Adans, des Königs zu Babel, alle Raritäten „an Silber und Gold, an Spezerei, köstlicher Salbe" und alles Gezeug das sonst vorhanden ist, in eitler Freude zu zeigen. Hier in Nizza — das muß die trockne Luft machen — geht einmal die Thüre recht gut auf, und es ist mir lieb, daß die Gesandten des Merodach Bal Adans nicht hier sind.

Wenn ich zuweilen da jenseits der westlichen Vorstadt unter den noch reichbelaubten Maulbeerbäumen gehe und der Abendwind, vom Meere her, säuselt in den Zweigen, da ist es, als wachte in mir die Erinnerung an jene ersten Augenblicke meiner Kindheit auf, da mir zuerst das Selbstbewußtseyn gekommen. Denn es war, wie das Bewegen eines lebendigen Odems von Gott, es war wie das Säuseln eines Morgenwindes in den Maulbeerbäumen, da wachte in der Seele des Kindes das Selbstbewußtseyn auf, mit all seinen Schmerzen und mit seiner

Luft, und ist seitdem nicht mehr von mir gewichen. — Wie meine liebe Hausfrau, gleich beim Erwachen am ersten Morgen, hier in Nizza ein Gefühl hatte als sey sie im lieben, elterlichen Hause; so bin ich auch hier in der guten, leichten Luft wieder in die längst erloschenen Erinnerungen meiner Kindheit eingezogen: wenn ich an spielenden Kindern vorbei gehe, ist mir es als riefen sie mich beim Namen, womit mich meine alten, kleinen Spielgesellen gerufen: „komm Heinrich, spiele mit uns." Als ich neulich an einem Feiertag des Nachmittags an St. Helena vorbeigieng, hörte ich den Gesang eines Reigentanzes, welchen eine Schaar von zwölf oder dreizehnjährigen Mädchen, Hand in Hand zu einem Kreis verschlungen tanzten. Da war mirs als sey es die bekannte Weise und der Text eines Liedes, das ich in demselben Alter auch bei unsern Mai- oder „Gregoriusfeste" im kunstlosen Reigentanze gesungen hatte; bis ich näher trat und mich überzeugte, daß die Weise denn doch eine ganz andre, der provenzalische Text aber mir, wenigstens in dem Munde dieser Kinder, ein gänzlich unverständlicher sey.

Ist es mir doch hier in Nizza öfters als würde mir es deutlich, daß eigentlich der Geist des Menschen viel mehr von der ganzen Welt der Sichtbarkeit, von seiner Zukunft wie von der alten, langen Verlangenheit in sich trage, als er eigentlich selber meint und weiß. Bei vielen der hiesigen, zum Theil doch wunderseltsamen Gegenden und Dinge ist mirs als hätte ich sie schon längst gesehen und gekannt, ich weiß aber nicht, wenn oder woher?

Ich weiß, Ew. *** lachen mich nicht aus, wenn ich diese Leichtigkeit der Erinnerungen und der Ahndungen mit einem Sinn in Beziehung setze, der wohl hier in

der Umgegend von Nizza auf die mannichfaltigste Weise ergötzt und aufgeregt wird: mit dem Geruchssinn, von welchem ich es leicht zu erweisen halte, daß er seine wundervollen, weit und lang dauernden Fäden aufs Mannichfachste mit dem Gewebe jener höheren, innerlicheren Kraft vereine, welche wir unter dem Namen des Sach- und Ortsgedächtnisses begreifen. Hier in Nizza ist zuvörderst mehr als vielleicht an irgend einem andern Orte in Europa, auf negative Weise für diesen Sinn gesorgt: durch Hinwegräumen alles Uebelriechenden, das man etwa anderwärts auch im Freien findet. Jede verderbende und faulende Pflanze und Alles aus der lebenden Natur Ausgestoßene, wird hier sogleich, nicht aber zunächst aus Liebe zur Reinlichkeit, sondern wegen der Benützung zum Dünger, sorgfältig hinweggeschafft. Ausserdem trägt aber hier zum positiven Vortheil des Geruchssinnes jeder Monat seine herrlich duftenden Blüthen und Kräuter. Im Januar blühen an den Feldrändern und in Gärten die Hyacinthen, besonders von der Gattung Muscari, und bald auch die Jonquillen und Tazzetten, so wie die schöne Scilla. Im Februar duftet schon das frisch gemähte Heu der Wiesen und vier Arten von Tulpen schmücken die Landschaft. Im März blühen alle Obstbäume und viele Bäume der Höhen, schöner jedoch als alle der edle Lorbeerbaum; die Gebüsche röthen sich von Rosen, der Orangenbaum öffnet einen Theil seiner Knospen, die Gewürzkräuter der Felsen und des Strandes geben ihren Geruch. Im April ist das ganze Thal von dem Duft der Tausende von blühenden Orangenbäumen erfüllt; öffnet man nur in den kühleren Stunden des Morgens oder Abends die Fenster, da dringt in die innersten Wohnungen der Duft herein. An den trocknen Stellen des Landes

sieht man jetzt allerorts die mannichfachen Arten des weiß und roth blühenden Cistus; in den Schluchten die blühende africanische Tamariske; aus den Aeckern erhebt sich der süße Geruch der hülsentragenden Pflanzen. Auch noch im Mai steht ein großer Theil der Orangen=, noch mehr aber die Citronenbäume in vollem Flor; der blühende Weinstock duftet an allen Hügeln, in den Gärten die ägyptische Mimose und öfters neben dem Jujubenbaume der Azedarach, dessen steinharte Kerne zu Rosenkränzen verarbeitet werden. Am Felsengemäuer öffnet jetzt schon der Kappernstrauch seine Knospen, an den Feldrändern und Grasplätzen werden die verschiedenen Arten jener Pflanzenfamilie häufig gesehen, welche im Gewächsreich dasselbe darstellen, was die Affen unter den Säugthieren sind: die Orchisartigen Blumen, besonders von der Gattung Ophrys. Im Juni sind wieder alle Hügel und Thäler von dem Duft der blühenden Oelbäume erfüllt; der Granatbaum erröthet, unter der Last der herrlichen Blüthen, es reifen die ersten, wohlschmeckenden und wohlriechenden Feigen, welche, vielleicht eben wegen ihres Geruches: Blüthenfeigen genannt werden. Im Juli reifen die ersten Trauben, es blühen nun in ihrer ganzen Fülle das Gesträuch der Myrte und die Wälder des Johannisbrodbaumes. Im August giebt die ganze Menge der Obstbäume ihr reifes Gewächs, das freie Land pranget jetzt mit einer großen Menge von südeuropäischen Schmetterlingsartigen Blumen aus der Familie der Hülsengewächse, unter ihnen viele auf ähnliche Weise duftende, wie in unsern Gärten die sogenannte spanische Wicke und die schöne Lupine. Im September blühet die größere Zahl der Orangenbäume zum zweiten Male auf und erfüllet die ganze Bucht mit ihren Wohlgerüchen,

zugleich schimmert neben dem Schnee der Blüthen aus dem dunkelgrünen Laube die reife, goldgelbe Frucht hervor. Es dauert diese zweite Blüthenzeit der Orangen und der etwas später aufbrechenden Limonen den ganzen Monat October hindurch; zugleich hält man jetzt in den Feldern die zweite Ernte, an allen öffentlichen Plätzen und Straßenecken locken die herrlichsten Früchte des Südens die Sinnen des Durstenden an. Wenn im November die wandernden Singvögel aus dem waldreichen Norden hier in der warmen Bucht eintreffen, da finden sie die Schaaren der summenden Fliegen und der andern Insekten, um die häufig von neuem blühenden Felder der wohlriechenden Mazoganbohne, oder der Bohnenwicke (Vicia Faba) versammlet, deren Frucht für die Bewohner dieser Gegend ein Lieblingsgericht scheint, obgleich der undankbare Deutsche das arme Gewächs, wie es scheint aus einer Art von Verachtung, mit dem Namen der Sau- oder Roßbohne bezeichnet hat. Die größern Wandervögel indeß, von der Familie der Drosseln, erfreuen sich an dem Genuß der nun reifenden Oliven und an der Frucht des Lorbeers und halten zugleich in den Weingärten die Nachlese. Und so ist denn hier zu Lande auch der December ein Freund und Gönner der wohlriechenden Blumen, denn es duften jetzt in den sonnigen Gärten die bunten Aurikeln, unfern von ihnen die Veilchen und Reseden, so wie der Cheiranthus; an den Hecken sieht man noch die Pracht der blühenden Rosen, an den Gartenmauern, welche gegen Süden liegen, treibt hin und wieder der Mandelbaum seine Blüthen (im Freien erst im Februar). Auf den Wiesen und Feldern vermöchte in diesem Monat ein Liebhaber der Pflanzenkunde mit leichter Mühe noch mehr als hundert Arten von voll-

kommen blühenden (phanerogamischen) Gewächsen zu sammlen; es blühen, wo man sie anpflanzte, im Freien mehrere lilienartige Gewächse, und das wohlriechende Cyclamen *).

So ist denn hier, wo zugleich, besonders in der Vorstadt La Croix, eine fleißige, treffliche Gartenzucht der Natur zu Hülfe kommt, mehr vielleicht als irgendwo für eine Abwechslung der Gerüche in jedem Monat gesorgt. Wenn nun, wie Jemand behauptet hat, unsre Erinnerungen an etwas fern Vergangenes und Erlebtes öfters durch gewisse Gerüche wieder aufgeregt und geweckt werden, so giebt es hier in der That duftende Blumen genug, welche das bunte Geflügel der Erinnerungen und Gefühle herbeilocken können.

Bei aller dieser unausgesetzten Abwechslung der Sinnengenüsse, zu allen Zeiten des Jahres, bleibt es indeß doch dabei, daß die hiesige Natur vorzüglich im Winter ihre ganze Herrlichkeit und die Fülle ihrer heilenden Kräfte entfalte, ich komme daher noch einmal auf die Beschreibung des hiesigen Winters zurück.

Im December und Januar, wenn selbst über viele der gepriesensten Gegenden von Italien die kalten Regenschauer sich ergießen und zuweilen Schnee fällt, genießet Nizza großentheils eine heitre, warme Frühlingswitterung; man speist zu Mittage bei offnen Fenstern, auf

---

*) Papon fand es am dritten Weihnachtsfeiertag, bei einem Spaziergang im Freien so warm, daß er sich in den Schatten eines blühenden Citronenbaumes stellte. Die Wiese umher war ganz mit Blümchen bedeckt, blau wie Veilchen, aber kleiner als sie (wahrscheinlich ein Hyacinthus botryoides?)

den Wegen am Meer und über die benachbarten Höhen sieht man die zum Theil weit gereisten Spaziergänger, welche vornämlich aus England herkamen, um sich hier, statt am Feuer der Steinkohlen, an dem lebenskräftigern Lichte der Sonne zu wärmen, und das krankende Auge, welches der Winterschnee der Heimath blendet, an dem zu dieser Zeit ungewohnten Grün der Wiesen und der Felder zu stärken. Nizza ist dann so von Gästen besucht, wie unsre Badeörter im Sommer.

Die Größe und Stärke der allenthalben um die Stadt her wachsenden Oelbäume (welche um Nizza den Wuchs unsrer höchsten Birnbäume erreichen), die mächtige Dicke der frei, in den Gärten gedeihenden Orangenbäume, bezeugen es schon, daß hier die Fröste des Winters so selten und seltner noch seyn müssen, als im südlichen Deutschland das Erscheinen der Nordlichter. Denn eine einzige so kalte Winternacht, wie die sind, welche von Zeit zu Zeit selbst die Bay von Hyeres heimsuchen und gar nicht selten die Gegenden von Avignon und Montpellier verheeren, würde aller dieser Herrlichkeit der Oliven- und Orangenpflanzungen, der Wälder der Johannisbrodbäume und der frei in den Gärten wachsenden africanischen Mimosen- und Jujubengesträuche gar bald ein Ende machen und man würde dann auch hier nur solche arme, dünnstämmige und niedrige Olivenbäume sehen, wie die sind, welche zwischen Nismes und Montpellier und in der Gegend von Avignon stehen. Der einzige Schaden, welcher gewöhnlich hier durch die nur selten eintreffenden kalten Wintermorgen den Orangen geschieht, ist an den Blüthen, nicht an den Stämmen. Bleibt doch auch die Frucht des Oelbaumes hier in vielen Gärten den ganzen Winter hindurch am Baume und

die so leicht vom Frost beschädigte Bohne grünet und blühet auf dem Felde.

Der schon früher erwähnte deutsche Landsmann (Alexander von Noville) fand in den Wintern, welche er hier zubrachte, auch in den kältesten Stunden vor Sonnenaufgang die Temperatur nie unter einem Grad über dem Nullpunkt des Reaumur'schen Thermometers; in dem einen Winter war der tiefste Stand gar nur vier Grad über dem Gefrierpunkt.

Der kälteste und verderblichste Winter, dessen man sich in Nizza, während der ganzen letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erinnert, war der von 1775 auf 1776, welcher übrigens auch nicht blos auf dem nördlichen und mittleren Europa, sondern selbst über einen großen Theil von Italien mit niederbeugender Gewalt lastete. Aber wäre damals, etwa auf eine ähnliche Weise wie der berühmte Reisende nach Paris, von welchem der selige Hebel erzählt, ein ehrlicher Deutscher aus Homburg oder aus Stuttgard schlafend nach Nizza versetzt worden, der hätte nimmermehr daran geglaubt, daß diese Witterung den Winter vorstellen sollte. Denn in den ganzen kalten Monaten, vom November bis Ende März, sahe man in der Stadt und ihrem Nachbargebiete niemals Schnee, wenn auch derselbe die angränzenden Berghöhen bedeckte; nur an drei Morgen jenes Winters war es so kalt, daß über die Gräben und Pfützen eine leichte Eistafel sich bildete, welche jedoch schon gegen neun Uhr des Morgens wieder verschwunden war. Das größte Ungemach, welches damals die Landschaft von Nizza traf, bestund in den kühlen Regenschauern, die von der Mitte des Januars an bis in die ersten Tage des Februars, fast ohne Aufhören bei Tag und

Nacht den Himmel verhüllten und den Boden durchnäßten. Und ich kann mir wohl vorstellen, welch ungewohntes Ding eine solche graulich trübe Luft in einer Gegend seyn mußte, wo der Himmel fast in jeder Nacht so unbewölkt, so rein gesehen wird, wie ihn der Bewohner mancher Gegenden von Deutschland nur an einigen selten eintreffenden Festtagen der Natur zu sehen gewohnt ist. Denn, um dies nur im Vorübergehen zu bemerken: so durchsichtig und klar habe ich den nächtlichen Himmel noch nie in meinem Leben gesehen als in Nizza: ich konnte hier, mit bloßen Augen, so schien mir es wenigstens, die verschiednen dichter gedrängten Lichtmassen der Milchstraße, von den minder dicht gedrängten ganz besonders deutlich unterscheiden, konnte die Sterne der kleinsten, meinem Auge erkennbaren Größen so klar als noch niemals sonst erkennen, und zwar die letzteren auch dann noch, wenn sie wie in dieser Jahreszeit Alcyom im Siebengestirn schon ganz tief am Horizont stunden; wenn der Widerschein ihrer größeren Nachbarn schon in den Wellen des Meeres zitterte, zu welchem sie nach wenig Minuten sich niedersenkten. Freilich unter einem solchen klaren, fast immer ungetrübtem Himmel, muß es ein leichtes gewesen seyn, den Lauf des Mercur zu beobachten; der fällt hier als ein demantheller, kleiner Stern, auch einem mittelmäßig gutem Auge auf, während ihn der berühmte Tycho de Brahe unter unsrem dunstreichen, nordischen Himmel niemals mit bloßem Auge sahe.

Die große Heiterkeit und Klarheit des Himmels über Nizza gründet sich wohl ganz vorzüglich auf eine Eigenschaft des Bodens und der Lage, welche nicht von geringer Bedeutung für die Naturgeschichte der hiesigen, als so heilsam gepriesenen Luft ist. Ich muß mich daher

auch noch hierüber, in meiner heutigen Eigenschaft als Lobsprecher von Nizza, ein wenig breit machen.

Ich bin kein großer Liebhaber vom Regenwetter; vielmehr überfällt mich bei demselben, wie einige Arten von Bären, öfters eine so verdrüßliche Stimmung, daß ich mich zuweilen in Briefen unterschreibe: „Ihr Freund, bei gutem Wetter.“ Denn manche „gute Freundschaften“ cessiren bei schlechtem Wetter. Ich habe mir sonst oft gedacht: o mein Gott, wie schön muß das auf der Erde gewesen seyn, da noch kein Regen fiel, sondern ein Thau gieng auf zu befeuchten das Erdreich, wie schön muß es in Aegypten, wie schön auf dem Planeten Venus seyn, auf welchem es kaum alle sechszig Jahre einmal einen rechten, über etliche Tage andauernden Landregen giebt. Nun, seitdem ich in Nizza war, kann ich sagen, daß ich einen, wenigstens annähernden Begriff von einem schönen, trocknen Lande, und auch von der Seelenstimmung habe, welche ein trefflicher Philosoph des Alterthumes „die trockne“ genannt haben würde.

In den 12 Monaten, vom October 1823 bis September 1824 war nach meines Freundes A. v. Noville Beobachtung das Verhältniß der Zahl der Tage, an denen wirklich Regen fiel, oder an denen sich Wolken am Himmel zeigten, zu den vollkommen heitern folgendes: Im October 1823 gab es 15 vollkommen klare und 5 getrübte Tage, 11 aber, an denen etwas Regen fiel; im November 21 vollkommen schöne, 7 mehr oder minder getrübte Tage, 2 an denen Regen fiel; im December 26 vollkommen heitre Tage, 3 etwas bewölkte, 2 regnichte. Im Januar 1824 gab es ebenfalls an 2 Tagen starken Sturm aus Nordwest mit Ungewitter, 5 Tage waren wolkicht, 24 aber vollkommen klar und schön; im Februar

dagegen fiel an 7 Tagen Regen, an 10 erschienen Wolken, nur 12 waren vollkommen schön. Auch der März hatte 5 Tage, an denen es regnete, 5 an denen es Wolken gab, 21 waren schön. Der April, wie dies hier öfters der Fall ist, hatte ziemlich rauhes Wetter. Denn an einem seiner 3 Regentage sahe man Schneeflocken, 8 waren getrübt, 19 jedoch vollkommen schön. Im Mai regnete es an 6 Tagen und an einem dieser Tage war heftiger Sturm, 9 Tage waren bewölkt, 16 vollkommen schön. Im Juni regnete es gar an 12 Tagen, 5 waren wolkicht, 13 schön. Im Juli gab es nur 11 ganz heitre und schöne, 17 getrübte, 3 Tage mit heftigem Sturm. Im August waren 24 Tage ganz heiter, 5 trübe, 2 regnicht; dagegen gab es im September 7 regnichte, 10 etwas getrübte und nur 13 vollkommen schöne Tage. Die mittlere Temperatur war hierbei im October + 13⅙° R.; im November + 10¼°; im December + 8⅓°; im Januar + 7⅕°; im Februar + 9°; im März + 8⅓°; im April + 11½°; im Mai + 14½°; im Juni + 15⅓°; im Juli + 18½°; im August + 19°; im September + 17°. — Der kälteste Tag fiel in den Januar, da war eines Morgens vor Sonnenaufgang der Thermometerstand + 2°, während im November und December der tiefste Thermometerstand + 4°, im Februar und März + 3° war.

Aus den vorherstehenden Beobachtungen, zwar nur eines Jahres, ergiebt sich dennoch schon im Ganzen dasselbe Resultat, das die langjährige Beobachtung aller Einheimischen und Fremden bezeugt.

Die 3 Wintermonate: November, December, Januar, zeigten sich als die schönsten des ganzen Jahres, denn in ihnen gab es 71 vollkommen heitre, 15 mehr oder minder bewölkte und nur 6 Tage, an denen Regen fiel.

Ja es ergiebt sich, auch wenn man im Ganzen die 6 Wintermonate den 6 Sommermonaten gegenüberstellt, der Vergleich sehr zum Vortheil der ersteren. Denn in den 6 Wintermonaten vom October bis zum März zählte man 119 völlig heitre, 35 mehr oder minder getrübte, 29 Tage an denen es regnete oder Sturm gab; in den 6 Sommermonden vom April bis September 96 heitre, 54 getrübte, 33 regnichte und stürmische Tage. Ueberhaupt regnete es im ganzen Verlauf des Jahres an 62 Tagen (wobei freilich jeder, auch noch so kurz andauernder Regenschauer mitgezählt ist), an 89 Tagen waren, wenn auch nur einzelne Wolken am Himmel zu sehen, an 215 Tagen blieb der Himmel so vollkommen klar und heiter, wie er es in manchen Gegenden unsres Vaterlandes jährlich kaum einen oder etliche Tage ist. Die meisten Tage an denen es regnete fielen in den Juni und in den October, die meisten, sogenannt umwölkten in den Juli und September.

Die mittlere Temperatur des ganzen Jahres beträgt, nach den eben mitgetheilten Beobachtungen 12¾ Grad Reaumur oder 15°,9 des hunderttheiligen Thermometers, während dagegen, nach eben dieser letzteren Scala die mittlere Jahrestemperatur des südlicher als Nizza gelegnen Marseille nur 14°,3 und selbst die von Rom nur 15°,8 ist *).

Betrachten wir genauer, was der mittleren Temperatur von Nizza dieser Vorsprung gebe, so finden wir, daß dies nur die Milde der Wintermonate sey. Denn

*) Die mittlere Temperatur von München beträgt nach Sibers fleißigen Beobachtungen 6⅘ Grad Reaumur oder 8°,5 des hunderttheiligen Thermometers.

die Wärme des Sommers in Nizza ist kaum so groß und nie so drückend als die einiger Thalkessel des südlichen Tyrols: sie wird durch den kräftig übers Meer wehenden Südwest (den Favonius der Alten), so wie durch den vom Gebirg kommenden, erfrischenden Nordost, beständig abgekühlt.

Doch ich fühle an der eignen Ermüdung, welche mir diese Streiferei in die Temperatur und Witterungskunde brachte, wie sehr Ew. *** durch meinen heutigen Brief ermüdet seyn müssen. Ich breche daher für heute ab, um den Faden bald von neuem wieder aufzunehmen.

Dritter Brief.

Die große Trockenheit der Luft und des Bodens von Nizza.

Nizza am 2. Mai 1826.

Unser bisheriger hiesiger Aufenthalt fiel, wie dies wohl aus den Angaben meines neulichen Briefes hervorgehen wird, gerade in die Jahreszeit, welche für diese Landschaft eine der ungünstigsten, abwechslendsten ist. Denn, so beständig heiter auch immer der Winter hier zu seyn pflegt, so ist es doch, als wenn in den Frühlingsmonaten, wenn jenseits der Alpen die Wärme das Schlachtfeld gewinnt, einzelne versprengte Haufen des Feindes herüber an die Seeküste des Mittelmeeres verschlagen würden. Gerade dann kommen die Marodeurs der einzelnen Regenwolken und selbst der kühlen Gebirgswinde häufiger als im Winter und der innerste Halbkreis von Gebirgen, welcher die Stadt, in einer Entfernung

von etwa sechs bis acht Stunden umgürtet, ist zuweilen noch an einzelnen Morgen des Aprils, ja des Mais (wir erfuhren dies selbst) mit einer leichten Schneedecke überzogen. Dann erhebt sich in der Atmosphäre der Kampf mit diesem unwillkommnen Fremdling, welchen die Gegend der Bucht als vorübergehenden Regenschauer erfahren muß.

Wir hatten deshalb, während unsres bisherigen Aufenthaltes in Nizza mehrmalen, zum Theil Stunden lang anhaltende Regengüsse; an dem einen Morgen, noch zu Anfang dieses Monates war es so kalt, wie es hier im Winter ist: das Thermometer stund, unmittelbar vor Sonnenaufgang auf wenig mehr als sieben Grad über dem Gefrierpunkt.

Dennoch, und dies wird hier immer, selbst während der Zeit der stärksten und verhältnißmäßig anhaltendsten Regengüsse bemerkt, hatte, bei der einzeln eintreffenden feuchten Witterung niemals, weder die Lunge noch die Haut jenes Gefühl einer Uebersättigung der Luft mit Feuchtigkeit, welches den Bewohnern unsres lieben Vaterlandes aus alltäglicher Erfahrung so gar wohl bekannt ist. Auch wenn unsre Kleider ein wenig durchnäßt waren schien es, als wenn die Feuchtigkeit alsbald viel mehr von der trocknen, durstenden Luft hinweggenommen würde, als von der Haut; auch wenn wir, unmittelbar nachdem ein Regen gefallen, hinausgiengen, verrieth sich die Freigebigkeit des Himmels, gegen den trocknen, immer des Benetzens bedürftigen Boden, nur etwa an der Farbe der Steine, nicht mehr in der Luft und selbst (nach wenig Minuten) nicht mehr an den Gewächsen.

Die Feuchtigkeit, welche hier wie überall, dem Meere entsteigend, nach dem Lande zieht, wird, wie es mir

scheint, über die Bucht von Nizza, vermöge zweier Arten von Wasserableitern so schnell hinübergeführt, daß sie nur selten Zeit gewinnen kann, sich zum Gewölk zu verdichten; noch seltner aber, sich als Regen zum Boden nieder zu senken:

Die eine Art der Wasseranzieher und Ableiter, sind die drei hohen Gebirgsgürtel, welche nach Nord und Ost und großentheils auch gegen West die Bucht umschirmen. Wenn dann die warmen Winde, erfüllt vom Dunste des Wassers, gerade aus Südwest her kommen, ergeht es, so wie im kalten Winter, wenn in ein feuchtes Zimmer ein kalter Stein oder eine kalte Platte von Metall hereingetragen wird. Denn wie an dieser die Dünste sich niederschlagen und zum tropfbaren Wasser werden; so ziehen sich die in der Höhe schwebenden, wäßrigen Dämpfe nach den kalten Gipfeln der Hochgebirge hinan, werden hier zu Regenwolken oder selber zum Schnee, während die kleine Thalebene, am Ausfluß des Paglions, wie ein Miniaturbild von Aegypten, großentheils vom Regen verschont bleibt.

Nizza hat aber, ganz unmittelbar in seiner Nachbarschaft noch eine andre Geräthschaft zum Ansaugen des Wassers, welche hier im Großen eben so wirksam ist, wie etwa im Kleinen ein Gefäß mit chlorsaurem Kalke, das man, um die Luft zu trocknen und zu reinigen, in ein Zimmer setzt. Diese Geräthschaft sind diese steinalten, dürren Nachbarn der Stadt: die Felsen, welche aus Gyps und zerklüftetem Kalk bestehen.

Fürwahr so etwas gar ödes, todtenähnliches kann man kaum im Traume so nahe und unmittelbar mit dem frischen, üppigen Leben der Natur zusammengesellt sehen als diese Felsenberge bei Nizza es wirk-

lich sind. Gerade wie der todtenstarre Knochen im lebenden Menschenleibe sich in so nahe Beziehung zum Gehirn und Nerven stellt, jenes umschließt, von diesen in unmittelbarster Zusammengesellung begleitet wird.

Schon das, was ich da von den dürren Felsen zu reden habe, gehört mit zu der Schattenseite und zum Schmutztitel von Nizza, ich will sie daher neben der schönen Lichtseite, so schwarz als möglich und mit Fracturschrift beschreiben. Ich will mich bemühen, den ersten Eindruck wieder zu geben, welchen die nähere Betrachtung dieses Theiles der hiesigen Natur auf mich gemacht hat.

Gleich an einem der ersten Abende meines Hierseyns gieng ich den Weg am Felsen, neben dem Meere hin, der von unsrer Wohnung aus nach dem Hafen führt. Da zeigen sich mitten in der Kalksteinmasse des Schloßberges jene berühmt gewordnen, viel besprochenen Klüfte, welche zum Theil von den Ueberresten einer vormaligen Thierwelt ausgefüllt sind *). Die Galeerensclaven arbeiteten noch mühsam in dem Gesteine; einige weiter oben, an den eben losgesprengten Felsenstücken, andre unten am Fuß des Berges, von wo sie die behauenen Stücke nach dem Hafenrand führten. Im Hafen selber war eben eine laute, lärmende Geschäftigkeit; einige Schiffe waren gekommen, da regte sich die Schaar der Ablader und der Matrosen durch einander, bei andern Schiffen wurde gekocht und gegessen, auf dem einen war Musik, welche dem Ohre eben nicht lieblich tönte. Ich war rings um den Hafen gegangen, und fand mich nun an der andren östlichen Seite wieder am Saume des Meeres, am Fuß

*) M. v. den ersten Band dieser Reise bei der Beschreibung von Antibes und Cette.

des Berges, auf dessen Höhe das Schloß Montalban liegt. Nur noch einige hundert Schritte weit zeigt sich da ein sparsames Grün und die Spur der arbeitenden Menschenhand, dann, unter einsamen Olivengärten, zieht sich der Fußsteig, nach der Bucht hin, in deren Tiefe das Städtlein Villafranca liegt. Da ist eine Gegend am Felsenberge, so laut und leblos, wie die Vorhalle zum Reiche der Schatten. Kein Hälmlein Gras, weit umher kein Baum noch Strauch. Ich setzte mich am Felsen, da wo man unter sich das Meer sieht und fern hinaus die Gebirge von Korsika. Die Sonne war gesunken, aus dem tiefen Blau des Himmels traten einzelne Sterne hervor. Das Gewühl und Geräusch der Lebendigen war ferne unter mir, kein Vogel sang, kein Insect schwirrte umher, ich hörte nur den Laut meines eigenen Odems, ja das Schlagen des Herzens.

Da war mir als sey ich auch in meinem Innren dem Gewühl und Gedränge der eigenen, alltäglichen Gedanken enthoben, als sey ich in einer ganz andren, bisher noch niemals durchwandelten Gedankenwelt. „Die immer und rastlos bewegten Lebensströme, welche durch die Luft gehen, aus deren Odem mein eigner Odem lebt, was sind sie zu dem todtenstarren Felsen, und was wollen sie bei ihm, der weder athmet noch hungert. Und doch scheint auf ihn die Sonne; alle Kräfte der Gestirne ziehen über ihn hin, es fällt auf ihn der Thau und zu seiner Zeit der Regen: der Felsen aber bleibt von einem Male zum andren, dürr und todt, wie er es vorher war.“

Ist es nicht etwa, hier in dieser Region des Seyns eben so angeordnet, wie in jener meiner eignen Leiblichkeit? Die ganze Thierwelt, wenn ich ihre Reihe vom

unvollkommnen Wurm an, bis hinan zum Säugthier und zum Menschen überblicke, wird auf einmal eine ganz andre, unvergleichbar viel vollkommnere, wenn mitten in den lebendig bewegten Gebilden des Fleisches und der Gefäße der todte, — gefühllose und für sich selber unbewegliche — Knochen, wenn das Geripp mit seiner Rückenwirbelsäule zur Gestaltung kommt. Mein Auge sieht wohl den Knochen, es sieht auch den Nerven und meine Hand betastet beide, die wundervolle Kraft des Lebens aber, welche gedankenschnell und von der Natur des Gedankens selber von dem Gehirn und Rückenmark aus ihres Weges nach dem todten Knochen geht *) bemerke ich nicht, wenn ich aber beachte, wie eben diese unsichtbare Kraft in der lebenden Welt um so viel mächtiger geworden, seitdem der Knochen da ist; dann muß es mir scheinen, dieses Todte stehe zu ihr: dem Leben, in gleich bedeutungsvollem Gegengewicht, wie die undurchsichtige, starre Masse der Planeten zum Licht der Sonne. Dieses wird auch erst zu einem Offenbaren, wird erst zu einem Sichtbaren, an der Körperwelt der dunklen Wandelsterne, nicht an dem heitern, durchsichtigen Aether, der sich zwischen allen diesen Welten ergeußt.

Am Eisen bemerkt mein Auge, wäget meine Hand auch nur die kalte, feste Masse des Metalles; da erscheint keine Spur, auch jenes unvollkommnen Lebens, das etwa in der Flechte ist. Und dennoch ist diesem schwarzgrauen, schweren, todten Metalle beständig, und unmittelbarer als der Pflanze und dem Thiere die unsichtbare, unwägbare Kraft des Magnetismus zugesellt, welche durch die

---

*) M. v. Schuberts Geschichte der Seele §. 15.

ganze Sichtbarkeit gehet, nirgends aber so unverhüllt, in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit wirket, als beim Eisen.

Wie nun, sollten nicht auch hieher, nach dem kalten, öden Gestein des Felsen Strahlenfäden des Lebens, aus der Mitte einer oberen Welt des geistigen Seyns gehen, sollte nicht auch hier dem sichtbaren, letzten, ausgestoßnem Ende des leiblichen Wesens der unsichtbare Anfang alles Lebens näher liegen als mein Verstand es weiß?

Der Mond glänzte heller auf das Meer und den Felsen herunter, jeder dunkle und hellere Fleck zeigte sich in dieser reinen, durchsichtigen Luft mit ungemeiner Klarheit. „Siehe da, eine Welt voll Höhen und Tiefen, welcher das Anfangs-Element unsers organischen Lebens: das Wasser fehlt. Sollte sie aber darum ohne Leben seyn, sollte nicht etwa gerade dort, wie dem Eisen die magnetische Kraft, der für mein aus der Ferne blickendes Auge todtenstarr erscheinenden Weltenmasse unmittelbarer und unverhüllter jene geisterhafte Hand genaht seyn, welche in die Klüfte unsrer Gebirge die sinnvolle, tiefbedeutende Schrift der Krystallgestalten schrieb?"

Ich weiß nicht, wohin das Rößlein oder Eselein meiner Gedanken noch weiter wollte. Mich wandelte in dieser todtenstillen Einsamkeit der Felsen ein Grausen an. Ich sprang auf und eilte hinabwärts nach der Bucht, mir war es als verfolgten meinen Fußtritt die Sinnenraubenden Schrecken des Thiasos. Der Lärmen der Schiffer und Matrosen, dem ich vorhin entfliehen wollen, war mir jetzt so lieb, so erfreulich, wie dem Seemann, der mit dem Grausen des nächtlichen Sturmes gekämpft, der sichre Ankerplatz, an der heimathlichen Hütte.

Nur noch einige solche Spaziergänge in die Region der dürren Berge um Nizza will ich beschreiben:

Bei

Bei einem unsrer ersten Ausflüge in eine nordwestlich von der Stadt gelegene, enge Thalschlucht, beschlossen wir, dem kleinen Bächlein zu folgen, das da zwischen den staubig grünen Gebüschen der Tamarix africana herabfließt, wo möglich bis hinan zu seiner Quelle. Aber ein solches Bächlein hatte ich noch nie gesehen. Die Farbe nicht etwa nur gelblich oder sonst durch Schlamm entstellt, sondern ganz schwärzlich braun. Ich staunte über eine solche, mir neue Färbung des fließenden Wassers und sann vergeblich über den Grund derselben nach, bis ich beim Weitergehen im Thal bemerkte, daß der arme kleine Bach im Dienste der Oelmühlen und Oelpressen war, die sich, eben in dieser Jahreszeit, bei jedem Landhaus, an welchem wir vorüber kamen, in größter Thätigkeit befanden. Daher kam ihm das Negernähnliche Colorit und das dicke, schlammige Aussehen.

Auch in dieser Thalschlucht, voll schöner Olivenpflanzungen, gab es nur wenige schattige Stellen, denn der Oelbaum selber beut dem Wandrer keinen zureichenden Schutz gegen die Sonnenstrahlen. Die Bewohner der Landhäuser und Oelmühlen waren zwar, wie wir hier fast alle Menschen gefunden, überaus freundlich und gefällig, aber vergeblich hatte die gute Hausfrau gehofft, in einem dieser Bauernhöfe ein Glas Milch zu erhalten. Auch das Wasser, das man uns zum Weine bot, machte nur die Vermischung mit diesem genießbar.

Eine andre Berg- und Thalgegend dieser Art, welche doch gegen die Stadt hin schon ungleich fruchtbarer wird, fand ich zuerst durch einen Zufall auf, habe jedoch dieselbe später öfters auf einem ungleich näheren Wege, jenseits des Paillon, an der Vorstadt La Croix hin, besucht. Wir waren von den Ruinen der alten Stadt Ce-

menelion hinweg in einen großen, schönen Garten, mit nicht unansehnlichen Anlagen und Gebäuden gerathen, in welchem wir damals vergeblich nach einem Menschen uns umsahen, der Auskunft zu geben vermöchte. Zuletzt fanden wir selber den Ausweg nach einem Thale, das zwischen den dürftig bewachsnen oder ganz kahlen Höhen an Olivenpflanzunzen und einzelnen Aeckern sich hinzieht. Keine deutschen Thäler sind das freilich nicht. Es wird wohl in ihnen öfters ein steinreiches Bett von einem Regenbach gesehen, aber darinnen ist gewöhnlich kein Wasser; denn wenn auch etwa ein kleiner, armer Quell aus den Nachbarhügeln hieher seinen Lauf nimmt, wenn ihn im Herbst oder im Frühling ein Regenguß der Gewitter anschwellen macht, so ist doch in der meisten Zeit des Jahres das kleine Wässerlein eines solchen Quelles so sorgsam, bis auf das letzte Tröpflein aufgefangen und für den Gebrauch der Menschen und ihrer Gärten in Beschlag genommen, daß das dürre Thal gar nichts davon bekömmt.

Die Bäume und Sträuche um ein solches Thal her, blicken einen gar sonderbar an. Sie möchten auch gern einen schönen, reich belaubten Wald, oder ein dichtes Gebüsch bilden, aber sie sehen, einzeln stehend und mit ihren hochgetriebenen, aber mageren Wuchs der Gipfel und Zweige so aus, wie hochwüchsige Kühe, in denen zwar ein Vermögen zu essen ist, so stark und kräftig wie es zu diesen großen, schönen Gliedern gehört, aber eine Eßlust, die gewöhnlich kaum halb, geschweige ganz, durch das spärlich vorgeworfenee Futter gestillt wird. Hätten diese Bäume Stimme, man würde das Schreien ihres Hungers das ganze Thal entlang hören. Steht doch selbst an den günstigsten, tiefest gelegenen Stellen, im

Schatten der Oelbäume, das Gras zwar hoch und schlank emporgetrieben da, aber so vereinzelt und mit so dünnem, saftarmen, Schafte, als hätte eine fleißige Hand den Boden dieser (grünen?) Räume ausgegätet und nur aus Versehen einzelne Grasstöcklein stehen lassen.

Was jedoch unter den vollkommneren Thieren das Kameel ist, an Genügsamkeit und wundervoll ausdauernder Kraft, gegen alle Macht des Hungers und des Durstes, das ist für dieses Land, so wie für manches andre ihm ähnliche, der treffliche, nützliche Oelbaum. Dieser hieng da im Thale noch großentheils voll überreifer Früchte, von denen viele am Boden lagen; zwischen den grünlich schwarzen Oliven meldeten sich schon an den Zweigen die Blüthen, für die nächste Ernte an. Man muß, besonders im Herbst, diesen Baum auf eine so gewaltthätige Weise, durch Hinanschlagen mit Stangen an die Zweige, seiner Früchte berauben, daß nicht selten die Hoffnung auf die nächste, künftige Ernte durch das Gewinnen der schon reifenden jetzigen zerstört wird. Daher scheint man es hier zu Lande, wo kein Winterfrost zu fürchten stehet, vorzuziehen, die Frucht überreif, bis nahe an die Blüthenzeit des nächsten Sommers am Baume werden, und einen Theil derselben sich mühelos in die Hände fallen zu lassen.

Der Heimweg aus dem eben erwähnten Thale, an den Gärten der Vorstadt La Croix hin, war angenehmer als der Hinaufweg auf das Gypsgebirge von Cimiez oder Cemenelion. Da sieht man zuletzt ein ziemlich reiches, frisches Wässerlein und daneben überall kleine üppig grünende Wiesenstücke, fruchtbare Aecker und Gärten, in dem einen derselben einen hohen Palmbaum, an welchem kleine Früchte stunden; an dem Gemäuer, saftvoll und kräftig

die sogenannte americanische Aloë (Agave americana). Durch alle diese, an der Westseite des Paillon gelegenen Gärten und Ländereien ist aufs sorgfältigste das Wasser, dessen man habhaft werden konnte, geleitet, darum herrscht hier, im Schatten der hohen Orangenbäume, eine ganz wundervoll erquickende Kühle.

Wäre jedoch auch dieses letzte Ende unsres Heimweges statt durch den kühlenden Schatten der Orangenbäume, über lauter dürre und heiße Kiessteppen gegangen; so wären dennoch die Augenblicke, welche wir an jenem Nachmittage einsam auf diesem einst bedeutungsvolleren Gypsberge Cemenus, unter den Ruinen des alten Städtleins Cemenelion zugebracht, schon allein des Weges werth gewesen. Ich wage es Ew.***, aus der Betrachtung der uralten Ruinen der Natur: dieser dürren Berge, welche seit Jahrtausenden der grünen Decke ihrer anfänglichen Waldungen beraubt sind, in denen die langhaarigen Ligurier, noch unbezwungen von den Waffen der Römer hausten, zu der Betrachtung andrer Ruinen zu führen. War es doch, als ich nach dem alten Cemenelion hingieng einer der Gedanken die mich begleiteten: so wie diese Bergeshöhen zu meiner Seite, auf denen jetzt vereinzelt und sparsam die Seefichte stehet, einst von dichten Wäldern überkleidet gewesen, welche jedoch die römischen Besieger des hier einheimischen Volkes allmälig, „um den kriegslustigen Barbaren ihren natürlichen Bergungsort zu nehmen“ niederbrannten, und so wie mit dem Zerstören der lebendig grünen Bekleidung zugleich auch die Bergungsstätte und die Wiege der nährenden Wasserquellen vernichtet ward; so ist auch in der Welt des Geistigen öfters die lange Dürre und Verödung der Barbarei eingetreten, wenn jene Gefäße und

Vermittler, welche das Lebenswasser von oben zum Boden leiten, von den Völkern hinweggenommen worden. Die organisch-belebten Wesen: Pflanzen wie Thiere, erscheinen auf dem Boden und in den Elementen der unorganischen Natur, wie Fremdlinge aus einer oberen, geistigeren Region der Kräfte: das was wir an ihnen Seele, oder beseelende Kraft nennen, das ist ein Verhältniß der wechselseitigen Anziehung, in welchem diese Wesen mit einem oberen, geistigen Mittelpunkte alles Seyns und Lebens stehen, wie der schwere, elementare Leib mit der anziehenden Kraft der Schwere, welche nach dem Mittelpunkt des Planeten hingehet. Darum sind diese Halbwesen, welche mit der gröberen, leiblichen Basis dem Reich der planetarischen Schwere, mit der belebenden Kraft aber der oberen, unsichtbaren Welt der Lebenskräfte angehören, Vermittler und Zwischenleiter, durch welche die obere Welt zur niedern herabsteigt. Dasselbe sind dann in der geistigen Entwicklungsgeschichte unsers Geschlechtes jene Fremdlinge und Pilgrime aus dem Lande des Himmlischen, welche so gern bei den Menschen Wohnung nähmen: die Religion und ihre Dienerinnen, die ächte, hehre, von dem Göttlichen zeugende Menschenweisheit und Kunst. Wie der Türk nach einem alten, von ihm selber oft im Munde geführten Sprichwort, gegen das Grün der Bäume einen vernichtenden Krieg führt und nicht allein Palästina, sondern noch manches andre von ihm besiegte Land zur wasserleeren und schattenlosen Wüste gemacht hat durch das Abhauen der Wälder und durch das sonderbare Besteuren jedes neuangepflanzten Baumes; so lebt in der Natur des staubgebornen Menschen, so wie wir ihn nun auf Erden finden, ein widerstrebender Geist, welcher, in seiner weiteren Entwicklung, zu-

weilen selbst (sehr fälschlich) praktischer Verstand genannt wird; ein widerstrebender Geist, welcher, ohne es oft selber zu wissen, jene Fremdlinge und Pilgrime aus der oberen Welt hasset, und sie ausreutet, wo er dies nur vermag und kann. Es ist jener fälschlich sogenannte Geist der Freiheit, welcher nichts Höheres, nichts wahrhaft Göttliches dulten kann und mag, weil er sich selber für das Höchste hält; sich selber als einen Gott setzet. So war in der Zeit des römischen Kaiserthumes der armselige Mensch selber zu einem Gott geworden, welcher Anbetung verlangte, und es entwichen nun die Götter, welche vorhin das Volk und sein Land geschützt und gesegnet. Oder es hatte der (Arges) sinnende Mensch, statt der ihm gegebenen und, auch im abgeleiteten Strahle mitgetheilten Gottheit, sich selber einen neuen Gott, etwa den auch heuteverehrten „Ratio-Mäusim" erfunden; ein stummes Bild, das nicht sieht, noch hört, noch Kraft hat zu helfen: auch da entwichen dann die segnenden Pilgrime und Helfer von oben, welche vorhin unter den Völkern gewandelt. (!!)

Mit solchen Gedanken wandelte ich, mit solchen ruhete ich da unter dem Gemäuer des Amphitheaters des alten Cemenelion, auf dessen Arena jetzt Oliven wachsen und Bohnen *). Daneben ein Tempel des Gottes,

---

*) Dieses Amphitheater soll nach einigen Angaben gegen 8000 Menschen haben fassen können. Ich traue ihm, wenn ich es mit andern, besser erhaltenen vergleiche, die ein sichreres Urtheil erlaubten, dieses nicht zu. Das was wirklich für die Sitze übrig blieb, ist noch lange nicht der zehnte, es ist kaum der vierzehnte Theil des Rauminhalts des römischen Colosseums, welches noch nicht einmal neunzigtausend Menschen Sitze gewährte. Von den Landleuten

welcher das Künftige, das Neue schauet: ein Tempel des Apollo. Ja, ein Neues, das besser und höher ist als das, was dem Zuge, der beständig nach unten gehet, unterlag; ja, das Höchste und Beste ist gekommen, und siehe, nun ist wieder der vernichtende Zug der alten Schwere da.

Ein feierlicher Gesang, ich meinte es sey der Gesang eines Leichenbegängnisses, es war aber der eines festlichen Umganges, tönte herauf zu uns. Mir war es, als lautete der Text: „lasset uns von hinnen ziehen." Ja gern von hinnen, ehe die Nacht kommt, obwohl auch nach dieser Nacht der Tag wiederkehren wird, welcher war und seyn wird und endlich immer bleiben.

Die Longobarden haben, im sechsten Jahrhundert das alte Cemenelion zerstört; es war aber die Kraft, welche dergleichen geschaffen und gebaut schon andern, innern Feinden erlegen, und das Gebäu wäre auch ohne den Anstoß der Longobarden in Staub zerfallen. Uebrigens muß in dieser Bucht auch dem Geschlecht des Menschen etwas von jener Kraft inwohnen, welche der Orangenbaum hat: immer wieder neue Blüthen zu tragen. Welche Stürme haben wohl in Europa gestürmt, welche nicht auch dieses milde Land berührt hätten! Denn wenn

---

der Umgegend wird das Amphitheater Tino dei Fati, Kufe der Feen genannt. Unterirdische Gänge und Wasserleitungen hat man hier und in der Umgegend entdeckt; für die eigentliche bildende Kunst haben die Nachgrabungen, obgleich sie die Prinzeß Ludomirska im Jahre 1789 so eifrig betrieb, keine einzige, nur des Erwähnens werthe Ausbeute gegeben. Es verblieb bei etlichen alten Münzen, ohne Werth und bei etlichen ganz schlechten Bildsäulen und mittelmäßigen Säulen-Trümmern.

man die auch innerlich so nahe verbundenen Städtlein: das Cemenelion der Vedantier und das näher am Meere gelegene Nike zusammenfasset, so haben hier die Römer, dann Gothen, Burgunder, Westgothen, Franken, die Grafen von Arles, dann das Regentenhaus Arragonien, Anjou und Neapel geherrscht, es haben da die Longobarden und Sarazenen, und im Jahr 1543, die Türken gewüthet; die Letzteren fast am schlimmsten von allen, weil sie durch die ihnen bei jenem Kriege verbündeten Franzosen den Treubruch und die Verachtung der vorhin geschlossenen heiligen Verträge gelernt, und trotz diesen beiden, das sichre Volk, für welches dann die Helden Seguiran und Montfort gekämpft, in's Verderben geführt hatten. Seit 1388, wo Ladislaus, Sohn Carls des Dritten von Neapel, der Stadt Nizza es gestattete, sich selber den Regenten zu erwählen, hat, bis zur Unterbrechung, welche im Jahre 1792 das übergährende Volk der Franzosen herbeiführte, Savoyen das kleine Ländlein beherrscht.

Herrlich ist da die Aussicht von der Terrasse des in der Nähe der Ruinen von Cemenelion gelegnen alten Klostergebäudes, noch schöner die, von der ebenfalls nicht weit abgelegnen Abtei St. Pons, welcher der christliche Märtyrer Pontius, der im Amphitheater von Cemenelion den Tod des Zeugen der Wahrheit starb, ihren Namen gab; im Klostergebäu, so wie in St. Pons werden noch jene alten, unter den römischen Ruinen gegrabenen Sarkophage und Inschriften gesehen, welche sämmtlich Worte der Liebe: des Gatten zur verstorbenen Geliebten *), der Gattin und der Kinder zum verstorbenen

*) Memoriae Conjugis optimae und dergleichen mehrere.

Gemahl und Vater *) enthalten. Als sey selbst in den Worten der Liebe eine unzerstörbarere, unvergänglichere Kraft als in anderen Worten.

Von St. Pons noch ein wenig weiter gen Norden ist jene Höhlenschlucht, durch welche ein Arm des Paillon sich, tief im Gebirg den Weg gebahnt: die Grotte von St. André. Nur ein dämmerndes Tageslicht fällt selbst in den Nachmittagsstunden in diese kühle Tiefe; einige, dahin gelegte Bretter gewähren auf kurze Strecke hineinwärts den Eingang, saftvolle Gewächse saugen das Wasser der träufelnden, thauenden Bergwände. Das Verweilen in dieser Grotte wirkt in der heißen Tageszeit noch erfrischender als ein Bad.

Ich habe in meinem heutigen Briefe Ew.** zur Betrachtung von Gegenden und Denksteinen geführt, bei denen, sowohl in der Geschichte des Landes als des Volkes sich gezeigt, was Wassermangel sey und was ihn erzeuge. Unten in der Tiefe verborgen, fließt noch des Wassers die Fülle und wird fließen, so lange dies jetzige Gebäu der Erde stehet.

Aus der vorhergehenden Beschreibung der wasserleeren Höhen und Schluchten, welche zum Theil die unmittelbare Nachbarschaft von Nizza bilden, begreifen Ew.** wohl, warum hier die Luft so ganz auffallend trocken seyn müsse, so daß, in wenig Minuten nach einem Regenguß, der Atmosphäre selber kaum noch eine Spur des durch sie ergossenen Wassers und des in sie aufsteigenden Dunstes angemerkt wird. Der Boden schlingt die

*) Patri piissimo et Marito incomparabili.

ersehnte Nahrung so begierig ein, daß er nur wenig von dem empfangenen Wasser an die Luft zurückgiebt, und sollte dies auch an dem einen Punkte des Erdreiches geschehen, welcher ein wenig übersättigt war, wie dies etwa in einigen engen Gäßlein der Altstadt, in welche nie ein Sonnenstrahl dringt, der Fall seyn könnte, so wird dagegen von zehn andern, nur halb gesättigten, der Luft das Empfangene wieder abgenommen, so daß auf dem Wege des gewöhnlichen Verkehres der Wolken nur selten und wenig Wasser aus der Bucht von Nizza nach andern Gegenden hin ausgeführt, sondern, so bald es einmal als Regen in Cours gekommen, alles im Lande behalten und verbraucht wird.

Vierter Brief.

Die Gegend von Villafranca.

Nizza den 6. Mai 1826.

Ich sprach Eurer *** in meinem letzten Briefe so lange von den dürren, unerfreulichen Stätten meines lieben Nizza und von jener Schattenseite desselben, welche eben deshalb so heißt, weil es ihr an allem Schatten fehlt, daß ich mich meiner Verrätherei an einem sonst so gutem Orte fast schämen muß. Mit um so größerem Rechte, da die Schuld der so ungünstig gewählten ersten Ausflüge ganz allein an uns lag. Der Weg, weiter rechts im Thale nach der herrlich gelegenen Abtei St. Pons und von da nach Cimiez, wäre für das Auge ungleich lohnender gewesen. Sollte ich aber jemals einem Reisenden, welcher, um diese Gegend in ihrer ganzen

Schönheit zu genießen, nach Nizza gienge, einen Plan angeben, nach welchem er die Herrlichkeiten des Landes am früheſten und beſten überblicken könnte; ſo würde ich ihm rathen, ſeinen erſten größeren Spaziergang auf die neue Straße nach Genua hin zu richten und auf dieſer fortzugehen, bis zu dem Punkte der Anhöhe, von welchem aus man die Bucht von Villafranca und die Landzunge von St. Hoſpice erblickt. Zuerſt geht man den ſchon innerhalb der Stadt beginnenden oder auch noch auſſer dem Turiner Thor ſich rechts lenkenden Fußſteig durch die Oelgärten und grünenden Felder, in der Thalebene hin. Hier ſoll ſelbſt in den Wintermonaten, wenn die Zeit der erſten Blüthen im Jahre beginnt, für den Pflanzenſammler eine reiche Ausbeute zu finden ſeyn und nach der Angabe einer hier wohnenden Freundin der Blumen, ſoll beſonders dieſe Gegend der neuen Straße nach Genua der Standort für die hieſige wilde Tulpenflor ſeyn. Auf der tadellos ſchön angelegten Straße ſteigt man denn ohne alle Beſchwerde am Berg emporwärts und jede neue Krümmung, jeder Abſatz beut eine neue, wahrhaft das Herz erhebende und erfreuende Ausſicht dar. Es ſteigt immer, je höher man kommt, ein Gebirgsgipfel nach dem andern, aus der beſchneiten Alpenkette des Col de Tenda hervor und ſo herrlich als hier ſieht man überhaupt jene Alpen in der ganzen Umgegend nicht. Die Bergſchluchten, neben den Feldern ſind grün und reich bewachſen, einzeln blühet noch in jetziger Zeit die zierliche Blütheneſche (Fraxinus Ornus); wenn dann aber endlich, jenſeits einer kleinen Hütte, welche dem Fußgänger einige Erfriſchungen anbeut, namentlich Eſelskäſe und Brod, die Straße auf einmal zwiſchen den Felſenhöhen und Hügeln heraustritt ins Freie, da muß

wohl auch das matte, lebenssatte Auge eines Alten wieder jung werden wie ein Adler. Denn es ist in der That der Flug eines Adlers, welchen hier der Anblick der nach unten gelegnen Bucht und des angränzenden Meeres nimmt. In solcher Klarheit und Deutlichkeit als von hier aus hatte ich die Gebirge von Corsica noch niemals gesehen: es war als ließe sich jeder Hauptabhang, jede große Einbuchtung dieser in weißem Lichte glänzenden Bergketten unterscheiden. Und zu dieser Fernansicht der unvergleichbar herrliche Vordergrund der grünenden Bucht von Villafranca und Beaulieu! Doch dieser Vordergrund ist es werth, daß man ihn näher und unmittelbar betrachte. So lade ich Sie denn zur Nachfeier des ersten Mais ein, den ich in Gesellschaft meiner Frau und eines unsrer jungen Reisegefährten hier, bei Villafranca genossen.

Man steigt, um nach dem ehemals bedeutenderen Hafen von Villafranca zu gelangen, jenseits des Hafens von Nizza den etwas steilen, steinigen Weg zwischen den Oelgärten am Montalbanberge empor. Diese alte Burg, in deren Nähe wir später öfter auf den Scorpionenfang ausgegangen, sieht man nahe zur Rechten und schon auf dem Weg zur Höhe erinnert sich der Reisende, bei dem Anblick der Landhäuser am Wege, jener Casa Forte, welche durch die Tapferkeit einiger piemontesischer Invaliden berühmt geworden. Dieses Landhaus war im Jahre 1744, als die Franzosen und Spanier in die Grafschaft einfielen und Nizza, so wie den Fuß des Montalban besetzten, ein Schrecken der Feinde. Die Schüsse, welche aus dem Gemäuer hervorkamen, trafen so sicher, daß die fremden Truppen bei allen ihren Bewegungen nach dieser Richtung hin beständig gestört und beunruhigt wurden,

und bedeutenden Schaden erlitten. Da rückte eine Schaar von Feinden heran, um das Haus zu bestürmen und zu nehmen. Die Besatzung wußte sich jedoch dieser Angriffe so nachdrücklich zu erwehren und dem stürmenden Feind so warm zu machen, daß dieser, nach verhältnißmäßig vielfachem Verlust die Capitulation, welche die Belagerten vorschlugen, sehr willig annahm. Es wurde der Besatzung ein ehrenvoller, freier Abzug mit all dem Ihrigen verstattet. Als nun aber, nach Eröffnung des Thores, nur ein alter, grauköpfiger, mit Narben bedeckter Unterofficier, und nach ihm noch 15 solcher alter Soldaten herauskamen, an denen nur noch die Augen, nicht aber die andern Glieder jugendkräftig und heldenmüthig aussahen, da fragte der feindliche Befehlshaber ungeduldig und unmuthig, wo denn die eigentliche Besatzung bliebe und warum sie sich, nach abgeschloßner Capitulation weigere, unverzüglich heraus zu gehen und das Haus zu räumen? Hierauf wendeten sich die alten Krieger lächelnd um, sagten dem Feinde, daß sie selber die eigentliche und einzige Besatzung gewesen, und giengen ruhig mit ihrem wenigen Geräthe, unter denen die guten, alten Waffen das Beste waren, den Weg nach Villafranca hinüber *).

Bis zur Anhöhe hinan hat man etwa eine halbe Stunde zu steigen. Da sieht man dann unter sich die stille, klare Meeresbucht von Villafranca und an das felsige Ufer gelehnt, das Städtlein selber mit seinem Arsenal und seinem sehr ansehnlichen Lazarethgebäude. Zum

*) Ueberhaupt hat im Jahre 1744 die Belagerung von Montalban 4000 Mann der französischen Armee das Leben gekostet.

ersten Male sahen wir hier ganze große Pflanzungen des Johannisbrodbaumes oder Caroubiers (Ceratonia siliqua) der mit seinen weit ausgebreiteten Zweigen und seinen großen, ziemlich dunkelgrünen, gefiederten Blättern sehr mahlerische Baumgruppen bildet. An den Zweigen der meisten Bäume hieng eine Fülle von langen, noch ganz grünen Schoten so dicht gedrängt, wie unsre Schwertbohnen im Spätsommer an ihren Ranken hängen. Man benutzt übrigens diese Frucht, welche in unsrem Vaterlande den Kindern ein so erwünschter Genuß ist, hier nicht zur Speise für die Menschen, sondern zu einem sehr nahrhaften, gedeihlichem Futter für die Esel. Im Mittel trägt jeder Baum dieser Art seinem Besitzer jährlich gegen 3 bis 4 Franken durch den Verkauf der Früchte ein. Denn man kann leicht denken, daß in einem Lande, da man 1000 reife Orangen um 20 bis 24 Franken kauft, der Preis der Johannisbrodschoten, so süß diese auch den Kindern unsers Landes schmecken, nicht hoch seyn werde.

Als wir uns dem Städtlein näherten, sagte es uns unter andern auch der Anblick der wilden (nur für Esel genießbaren) Gurken, welche an der Stadtmauer und im alten Stadtgraben in voller, üppiger Blüthe stunden und zum Theil schon halbausgewachsne Früchte trugen, daß wir uns hier schon ganz in dem Gebiet der orientalischen und africanischen Flora befänden. Vor einigen Häusern des Städtleins sahe man die reifen Kirschen von diesem Jahre, neben den reifen Kartoffeln von diesem Jahre zum Verkauf ausgestellt; ein Zusammengesellseyn, welches nur in diesem Lande möglich ist, wo zwar der Kirschbaum, so wie die ganze Familie der Obstbäume sich nicht durch die Milde des Climas so zwingen läßt, daß sie gegen den bei uns gewöhnlichen Verlauf die Blüthen im

Herbste, die Früchte im Winter trüge, wo jedoch ein großer Theil der Feldgewächse die gewaltthätigsten Veränderungen der natürlichen Zeiten sich gefallen lässet.

Schon auf dem Wege am Montalbanberge herauf war uns ein wohlbekannter Fischerknabe aus Villafranca begegnet, der uns hier in Nizza fast täglich mit allerhand kleinen, bunten Seeprodukten heimsucht, welche er zum Verkauf anbietet. Er hatte sich uns, ungebeten, zum Begleiter für den heutigen Tag aufgeworfen, da er merkte, daß wir nach Villafranca giengen, „wo er ja zu Hause und deshalb wohl bekannt sey" und wir hatten uns das Erbieten gefallen lassen. Dieser kleine Seemann führte uns denn sogleich nach dem Hafen, machte, als wenn sie sein gehörte, die schönste, bunt ausgeschmückteste Gondel los, welche da stund, winkte einen jungen Mann herbei, welcher mit ihm rudern sollte und ersuchte uns dann, in der Gondel Platz zu nehmen. Ein frischer Wind, welcher gegen Mittag stärker wurde, wehte über das Meer. Dieses aber, beschirmt von dem Felsengebirge der Bucht, schlug hier nicht solche schroffabgeschnittne, laut anbrandende Wellen wie bei Nizza, sondern es erhub sich, gleich der grünenden Saat auf den hoch aufgeworfenen Beeten der Aecker, in lang fortlaufenden, rundlichen Wogen, so regelmäßig sich folgend und so sanft, wie die Bewegungen des Athmens an der Brust eines schlafenden Kindes. Wir steuerten hinüber nach der Landzunge, auf welcher der weit hin sichtbare Leuchtthurm stehet, welcher der nächtlichen Einfahrt in den Hafen von Villafranca, wie in jener von Nizza dient. Wir ergötzten das Auge bald durch den Anblick des tiefen, durchsichtigen Meeres, bald durch den des mächtigen Felsengebirges, welches in der kälteren Zeit des Jahres

das Haupt und die Schultern mit dem weißen Mantel des Schnees bedeckt, jetzt aber nur um seine Brust mit dem hellgrünen, dünnen Sommergewand der Olivenwaldungen bekleidet, um die Hüften und Füße mit dem dunkelgrünen Untergewand der Orangen- und Rebenpflanzungen bedeckt war. Auch das Städtlein, mit seinen zum Theil wohlgebauten Landhäusern und mit dem großen, schönen Arsenal, fällt von hier aus recht angenehm in's Auge. Durch den natürlichen Eingang zur Bucht, welcher diese gegen Süden hin mit dem Meere vereint, erblickten wir das mächtiger bewegte, an den Felsen des Montalbans anbrandende Element und konnten uns wenigstens im Kleinen den mächtigen Unterschied denken, welcher, bei stürmischen Wetter, zwischen den Bewegungen des Wassers, hier in der eingeschirmten Bucht, und denen des Meeres seyn müsse. Denn besser kann wohl kaum eine andre Bay von der Natur zum sichren Hafen gebildet seyn, als diese da, welche nach Ost, besonders aber nach West und nach Nord so nahe und hoch von Bergen umschlossen ist, und vor welche selbst gegen Süden hin der Felsenberg des Leuchtthurmes so schirmend seine Hand ausbreitet, daß die Schiffe fast wie in einem ummauerten Gebäude liegen. Dabei ist auch der Eingang groß und bequem, und die Tiefe des Wassers so bedeutend, daß selbst Kriegsschiffe hier einzulaufen vermögen; wie denn gewöhnlich hier in Villafranca einige der Art, wenn auch nicht von höchstem Range, bereit liegen, um etwa die piemontesische Küste gegen die herumkreuzenden Corsaren zu schützen.

Bei den Klippen an der südöstlichen Ecke der Bay, in deren Nähe wir landeten, erfreute uns zum ersten Male in unsrem Leben der unmittelbare Anblick vieler leben-

lebender Seethiere, welche wir bis dahin nur todt, in Weingeist, oder in Abbildungen gesehen hatten. Neben der, am Felsen klebenden Actinia, welche wie eine Anemonenblume ihre Blüthenblätter, die breitästigen Kiemen und Fangarme ausbreitete, lauschte da der röthlichblaue, langfüßige Seepolyp (Octopus vulgaris), zwischen den Felsenstücken verborgen, auf seine Beute. Unser kleiner Seemann, der mit der größten Dienstfertigkeit alles herbeibrachte, von welchem er uns an den Augen anzusehen glaubte, daß es uns Freude mache, ließ sich in einen Kampf mit mehreren solchen zwergartigen Seeungeheuern ein. Wenn er eines bei dem kleinen rundlichen Leibe gepackt hatte und nun herausziehen wollte, schlang sich dasselbe mit den, zum Theil mehrere Fuß langen Fangarmen theils an den Felsen, theils um die Arme und Füße des kleinen Helden und sog sich da mit seinen Saugnäpfen fest. Riß er dann den einen Fangarm von dem Felsen, den andern von seinem linken Arm los, so schlang sich alsbald der am Felsen gewesene um seinen rechten Arm, der andre wieder um die Klippen, so daß der arme kleine Seemann nur nach großer Anstrengung, und nachdem ihm das Ungeheuer gar manchen rothen Fleck an Armen und Füßen beigebracht hatte (denn überall, wo sich ein Saugnapf festsetzt, entsteht ein rother Flecken) seiner Beute habhaft werden und mit siegreicher Miene sie uns überreichen konnte. Häufig lagen da, im seichteren Meere die dunklen, gurkenartig gestalteten Holothurien, um deren Mund, gleich einer kleinen, vielblättrigen Blume, die Kiemenblättlein spielten. Nimmt man ein solches Thier in die Hand, so streckt es sich kräftig fest in die Länge und spritzt dann, gleich einem Springbrunnen, in langem Strahle das ein=

gesogene Seewasser, öfters auch durch noch heftigeres, krampfhaftes Zusammenziehen die Eingeweide aus der Mundöffnung hervor. An tieferen Stellen des Meeres sieht man, wo das Wasser unbewegt und durch die unter günstigem Winkel hineinfallenden Sonnenstrahlen tief hinab beleuchtet ist, die herrliche Sabella, aus dem oberen Ende ihrer lederartigen Röhrenhülle die unzähligen Fädenbüschel entfalten. Aehnlich den Nectarfäden einer Passionsblume strecken sich diese, in spiralförmig aus einander laufenden Reihen, trichterförmig empor und bei jeder wellenförmig leisen Bewegung, spielt eine andre bunte Farbe ins Auge. Denn diese lebendigen Blumen des Meeres sind, ausser der Schönheit der Form, auch noch mit mannichfach wechslenden Farben begabt. Da öffnet eben eine Schaar von Herzmuscheln ihre Schaale, und streckt hinterwärts der beiden Spritzröhren den scharlachrothen, knieförmig gebogenen Fuß hervor, als müßte sie diesen, unwillkührlich, dem Menschen zur Speise darbieten. Ein buntes Gewimmel von Seeschnecken und Muscheln kriecht und bewegt sich am Boden, während, neben der purpurrothen Seenessel die Käfermuschel und die Napfschnecke so träg und fest am Felsen kleben, als seyen sie mit diesem verwachsen. Zum ersten Male sahe ich hier die lebenden Thiere der Kegelschnecke (Conus mediterraneus), die der Porzellanschnecke (Cypraea), so wie mehrerer Kräusel- und Mondschnecken. Nicht selten bemerkt man da unter der träger kriechenden oder festklebenden Schaar dieser Schaalenthiere ein Schnecklein, das gar nicht ruhen will, sondern das sich immer unstät, und mit ziemlicher Behendigkeit über und neben den andern herumtreibt. Nimmt man dann ein solches heraus, da blicken zwei Aeuglein neben den langen Fühlhörnern

so munter hervor, und gleich einer arbeitsamen Hand bewegt sich die kleine Scheere so rüstig, daß man gar bald bemerkt, daß aus solchen Schaalen der alte, träge Erbauer längst hinaus ist und daß jetzt ein Bernhards-krebslein in dem verlaßnen Hause wohnt, welches in diesem den zarten, nur mit weicherer Haut bedeckten Hinterleib verbirgt. Denn an diesem merkwürdigen Thiere trägt die eine, (vordere) Hälfte ganz das Gepräge der freier beweglichen, rüstigeren Form der Krebse, die andre aber nimmt an der weichlichen Natur der Schnecken Theil, ohne jedoch die inwohnende Kraft zu besitzen, sich selber eine Schneckenschaale zu bilden. In mehreren Schaalen haußen diese kleinen, muntren Seeräuber: Bern-hards- oder Eremitenkrebse genannt, denn in der That sie kommen einem gleich einem Einsiedler der späteren Zeit und Sitte vor, der in dem Gemäuer eines alten, längst verödeten Götzentempels wohnt. Mehrmalen zogen unsre beiden Schiffer aus den Felsenritzen und unter den Steinen roth und bläulich gefärbte Bärenkrebse oder die kleine Seekrabbe hervor; während wir Andren, mit leichter Mühe, die trägen Seehaasenschnecken (Aplysien), von welchen sich hier eine kleinere Art findet, oder die auf der Meeresfläche schwimmenden und ans Ufer treibenden Medusen und Quallen aufhaschten, aus deren durchscheinender, tellerartig ausgebreiteter Scheibe, bei Tage öfters ein opalartiger Farbenschimmer, bei Nacht aber ein phosphorischer Schein sich ergießt. Träge lassen diese lebenden Blumen des Meeres ihre vielartig gestalteten Franzenarme des Randes oder die Wurzelfäden des Fußes hinabhängen, wenn man sie aus dem Wasser nimmt. Setzt man sie jedoch wieder hinein, da beginnt sogleich wieder das Spiel der Franzenarme und des (bei einigen

röthlichen) Farbenkreises der Scheibe. Schwerer wollte der Fang einiger kleinen, bunten Fische, unter andern des roth und blau bandirten Meerritters (Julus mediterraneus) gelingen, der sich nach einer alten, hier noch immer sich wiederholenden Sage der Fischer, mit seinem zähnereichen Mündlein an die Füße der Badenden ansaugt. Prächtig war der Anblick, den eine kleine Schaar der Junofischlein (Anthias sacer) mit ihrem orangenfarbigen Rücken und dem langen, segelartig entfalteten Faden der Rückenfloße gewährten. Mit einem Freudengeschrei rief uns unser kleiner Seemann nach einem schattigen Punkte der Bucht hin und machte uns, ziemlich tief im Wasser, auf etwas aufmerksam, das unsre Augen nicht erkannten. Es war der Kopf und das breite Maul eines kleinen Froschfisches (Batrachus piscatorius) den uns der ältere Fischer nach einiger Zeit in unsre Hand gab.

Doch ich bemerke wohl, daß sich mein Brief so sehr in das bewegte Leben des Meeres in der reichen Bucht von Villafranca vertieft, als vor etlichen Tagen mein Auge. Ich vergesse das Weitergehen, wie ich es wirklich, zwischen den Klippen des Leuchtthurmfelsens vergessen haben würde, wenn nicht die beiden Fischer mich bescheiden daran erinnert hätten, daß es Mittag sey.

Auf der Rückfahrt nach dem Städtlein wölbten sich die langen Wogenreihen etwas muntrer und höher empor, als bei dem Hinausfahren; die Fischer äusserten, es könne am Nachmittag ein Sturm kommen.

Schon die Aussicht, welche man von den Fenstern des dicht am Meer gelegnen Wirthshauses hat, wäre eine weite Reise und sonstige kleine Aufopferungen werth. Dabei aber war auch die Mahlzeit, welche man uns auftrug, besonders für mich, Freund des grünen Gemüses,

sehr wohlbereitet und gut, und der Wein (so mild und doch so kraftvoll) rechtfertigte den Ausspruch, daß der eigentliche, einheimische Wein von Nizza ein wahrer Nectar sey und ungleich besser als der schwere provenzalische Wein, den man, weil er in Nizza's Freihafen so leicht zu haben ist, gewöhnlich an den Wirthstafeln findet. Dabei sind die Wirthsleute in dem guten Villafranca so freundlich und in ihren Forderungen so billig, daß ich, hätte nicht Nizza manchen andern, für uns sehr bedeutenden Vorzug, ganz hier wohnen möchte.

So schön das Verweilen in dem einsamen, oberen Zimmer unsres diesmaligen Obdaches war, machten wir uns dennoch, nach kurzem Verweilen wieder auf den Weg und giengen nun, in Begleitung unsers kleinen Fischerknabens zu Lande, nach Osten um die Bucht herum, hinüber nach der mit Olivenwäldern und Orangengärten dicht überwachsenen Landzunge von Beaulieu. Gleich am diesseitigen Saume der Landzunge fanden wir ein Feld voll reifen Hafers, welches eben gemäht wurde. Wir hatten einige Minuten im Schatten eines Maulbeerbaums geruht und traten nun auf einmal bei der östlichen Seite der Landzunge aus dem Obdach der Bäume hervor. Da öffnete sich uns die Aussicht nach den riesenhaft zackigen, röthlichgrauen Felsen, welche gegen Monaco und dann weit hinabwärts, entlang der Küste von Genua stehen, zugleich mit der Aussicht nach dem Meere, dessen Wogen jetzt ein heftiger Wind bewegte. Ich weiß nicht war es das unmittelbar vorhergegangne Verweilen meines Auges im Schatten der Bäume, oder sonst eine andre, innerlich gelegene Ursache, was in dem Augenblick, da ich heraus ins Freie trat, ein noch niemals empfundnes Gefühl in mir erregte. Ich möchte es ein ganz umge-

kehrtes, entgegengesetztes vom Schwindel nennen. Dieser ist ein furchtbarer Zug der Schwere, hinab nach der Tiefe, das Gefühl aber, das mich ergriff, das glich dem leichten, hehren, frohen Gefühl, das etwa (in seinem Maaße) der junge Vogel haben muß, wenn er zum ersten Male den nun kräftiger gewordnen Schwingen vertrauend, sich vom Boden erhebt und jetzt hoch und frei in den Lüften schwebend, tief unter sich den Felsen und den Bach siehet, in dessen Nähe das mütterliche Nest war. Mir war es, als wandelte mein Herz mit diesen weißen Wolken über die Felsen bei Turbia hin, oder mit dem Lichtstreifen, der durch die Wolken brach und mit dem Windhauche, der vor ihm hergieng, über die Wogen des Meeres. Es war mir, als vernähme ich da zwischen den Felsen, und, durch die grünen Wälder und über das Meer hin die gewaltige Stimme jener Naturkraft, welche schon das Alterthum in vielfachen Gestalten verehrt, und welche bald aus der unermeßlichen Fülle ihrer Kräfte das buntfarbige Leben der Natur gebiert und an Mutterbrüsten ernährt, bald aber dasselbe in der unermeßlichen Fluth der nämlichen Kräfte wieder ersäuft und begräbt. Es wird da das Io, Evoe, zugleich als die Stimme eines Reigens vernommen, welcher zur Hochzeit, und welcher zum Grabe führt und der pflanzende Gott, wenn er jetzt mit dem Getümmel des Thiasos durch Wald und Gebirge zieht, tritt mit seinem mächtig eilenden Fuße eben so viele kräftige Reben zu Boden, als er, etwa nahe dabei, neue anpflanzet; er streut mit derselben Hand die Saamen des nicht selten minder bedeutenden Künftigen aus, mit welcher er, gleich wie in selbervergessendes Träumen versenkt, das vielleicht ungleich herrlichere Gegenwärtige zerstört.

Ich setzte mich an einer abgelegnen Stelle, auf eine der weit in das Meer hinausgehenden Klippen nieder. Die Möven erhaschten kühn in meiner Nähe die Beute: den Fisch, der eben noch selber auf andre Beute: auf kleinere, schwächere Fischlein gelauert. Die Brandung warf die noch eben munter bewegten Quallen heraus ans Land und spielte mit den zerschmetterten Schaalen einer Steckmuschel; neben mir in einer schmalen, mit Seewasser gefüllten Felsenkluft, trieb eine bunte Seenessel ihr Wesen mit einem zarten, rothpunktirten Napfflossenfischlein (Lepadogaster natator Riss.), welches, eben noch frisch und schnell umher schwimmend, kaum mit dem breiten Köpflein den Fangarmen der bunten Actinie genaht war, als es betäubt und wie vom Blitze getroffen still hielt, und nun alsbald von den Blättern der trügerisch schönfarbigen Seeanemone umstrickt war.

So ist denn überall ein Verzehren und Verzehrtwerden das tägliche Wechselspiel des Lebens; die Flamme des alten Opferheerdes brennt und leuchtet wohl, aber so wie sie fortbrennt sinket das liebliche Gesträuch der Myrten und Rosen, womit man die Flamme nährt, in Asche.

Und wer ist es denn wohl, der sich an dieser Flamme des Opferheerdes wärmt, und welchem sie leuchtet? — Ist es vielleicht nur der Mensch? — „Konnte eine lebende Natur ohne den Menschen seyn und könnte eine solche, irgendwo im Gebiet der Welten bestehen, ohne ihn, den Mittelpunkt des Kreises, zu welchem alle Strahlen führen?“

Aber spricht nicht zu dem, was mich einmal früher die Schule gelehrt, und was ich dieser noch so eben nachsprach, das lebendige Gewimmel zu meinen Füßen „Nein“?

„Nein, spricht die Actinie sammt dem Fischlein, nein, spricht die Nomadenbiene, welche da neben mir am Felsen Honig sammlet, aus der vereinsamten Blüthe, wir sind zunächst für ein Andres, Höheres da, als der Mensch ist, für eine Sonne, deren Angesicht zwar sich klarer und herrlicher im Quell der Menschennatur abspiegelt, als irgend wo anders in der gesammten Sichtbarkeit, deren Strahlen wir aber selber unmittelbar aus ihr selber, nicht aus dem Widerschein trinken."

Diese Thierlein leben da und bewegen sich, bauen und jagen die Beute, ohne mich „Herrn der Natur" auch nur zu bemerken: Ich bin für sie, wie gar nicht vorhanden.

Besser als ich ihr es zu lehren vermöchte, als ich jemals es finden und erforschen könnte, weiß die Biene ihren Weg über den dürren Felsen und über den Meeresarm hinüber nach der blühenden Cistusstaude und dem Rosmarin: je ferner das Leben in der Natur von dem Leben des Menschen steht, desto mehr und augenfälliger gesellt sich zu jenem hülfreich ein andres Leben, das höher und mächtiger ist denn jenes des Menschen; je verlassener und entblöster die Wesen von dem Lichte eines eignen, innern Erkennens sind, desto deutlicher strahlt mir von ihnen das Licht eines andern Erkennens: einer ober ihnen schwebenden, ewigen Weisheit entgegen; eines Erkennens, welches zwar des Menschen und seines Thuns mit noch tieferem Zuge der Mutterliebe gedenkt, als des Wurmes im Staube, das aber mit diesem redet durch das unsichtbare, innerliche Wort, mit dem Thiere aber durch die äusserlich sichtbare That. Wenn die Kraft des Willens vom Gehirn aus durch den näher liegenden und näher verwandten Nerven gehet, verräth sie sich an die-

sem durch gar kein wahrnehmbares Bewegen, wohl aber regt sie zu einem solchen den weiter abgelegnen, unvollkommneren Muskel, und durch diesen beides, die gefühllose Sehne und den todten, starren Knochen auf.

Oder gefällt es vielleicht dieser überall zu dem Leben gesellten Weisheit, ihre sorgende Mutterliebe gerade an dem Unvollkommensten und Geringsten am augenfälligsten zu offenbaren, weil sie ihre Lust hat am Erbarmen und weil sie will, daß ihre Kraft groß werde an dem Geringen?

Ist es doch auch in unsrer Menschenwelt nicht anders. Je hülfsbedürftiger und kleiner das Kind ist, desto öfter und näher und inniger ist die Mutter mit ihm beschäftigt; die größern Kinder werden durch das bloße Wort geleitet und zurecht gewiesen: sie nehmen sich nach eigenem Gefallen die Speise, von dem Orte, dahin die Mutter sie gestellt; die kleinern, welche das Wort noch nicht verstehen, gängelt und leitet, hebt und trägt, nährt und bettet die Mutter unmittelbar mit ihrer Hand. Und das noch Ungeborne ist ja selber ein Theil ihres Wesens, ist von ihr und in ihr, ganz umschlossen.

Der Kalkstein, bestehend aus der Kalkerde und der Kohlensäure, nimmt von keinem andern Dinge in der Natur Kunde als etwa von der Säure, welche so stark ist, daß sie den Schlaf, welchen die Erde in und neben ihrer Säure schläft, aufheben und zerstören kann. Die Pflanze bemerkt weder den Menschen, noch das hungernde Thier, das sich ihren Blättern nahet; sondern hat nur, um den Ausdruck aus einer höheren Region zu entnehmen, Sinn für das mit der nährenden Kohlensäure durchdrungene Wasser; Sinn für das weckende Licht, das auf sie herunterstrahlt und für die Klüfte des Gesteins, in

welches sie ihre Wurzeln senkt. Wäre denn mein Auge und die erkennende Kraft meiner Seele auch so beschaffen, daß beide nur das, was ihr Lebensbedürfniß unmittelbar angehet und das Gleichartige, bemerkten; so würde ich etwa auch in der Welt der mich umgebenden Sichtbarkeit nur das Ungeborene und das Neugeborene, nicht aber die Mutter bemerken, welche jenes umfängt und welche bei diesem ohne Aufhören mit sorgender Liebe wachet.

In der That, wenn ich die Krystallgestalten der Steine beachte, da ist es mir als sähe ich, nicht etwa die Gänge und Hölen eines Käfers, der sich, fast mit symmetrischen Zügen, in den Splint der Bäume und das Holz gegraben*), sondern eine gedankenvolle, das Höhere bedeutende Schriftsprache, welche da in den Felsenhölen ein Geist geübt, der, sey er auch welcher er wolle, dem meinen verwandt war. — Wenn ich einsam zwischen den Bäumen und Gesträuchen hingehe, oder in die Tiefe der Lilie hineinblicke, da ergreift mich ein Ahnden: daß diese Wesen inmitten einer liebenden, allbelebenden Mutter sind, welche mir in und bei ihnen inniger genaht ist, als ich es sehe und begreife.

Die Region der Krystalle denn, ist eine Schrift, welche die ewige Weisheit, daneben stehend, mit eigner Hand gefertigt; die Pflanzenwelt ein Ungeborenes, von der mir unsichtbaren Mutter umschlossen; die unvollkommnere, niedere Thierwelt ein Neugebornes, Hülfsbedürftiges, das die Mutter an der Brust trägt, mit eigener Hand pflegt und bewegt. Auch die frühere Geschichte,

---

*) Wie z. B. der Bostrichus typographus.

nicht bloß der Steine und Pflanzen und Thiere meiner Erde, sondern selbst der Menschen zeuget und weiß, in der Zeit eines hülfloseren, unmündigeren Zustandes, von einem sichtlicheren, sinnlich wahrnehmbaren Naheseyn des Lebens, das in Allen lebt.

Lassen Sie mich schneller zum Ende meiner etwas langgerathenen Traumrede eilen:

„Es ist überall, neben dem sichtbar erscheinenden Dinge, ein unsichtbar ergänzendes Höheres, welches zuletzt im Menschen großentheils ein Inwohnendes, ihm selber Angehörendes wird, anfangs aber nur ein Aeusseres und Oberes ist. Es ist dann eine Zeit der Geschichte unsers Planeten gewesen, da der gedankenvoll schreibende Geist ober und ausser dem sich gestaltenden Chaos geschwebt: er selber nur eines und allein, Alles in Allem. Dann eine Zeit des unmittelbaren Umschließens und Naheseyns. Zuletzt eine des Ausgeborenseyns und der Freiheit. Wie dann, könnte nicht auch noch jetzt und immer auf vielen der Sternwelten, welche da aufgehen und leuchten, eine Zeit seyn, in welcher, hätte ich ein Auge dazu, meinem Blick zunächst nur die umfangende Mutter, oder die pflegende mir sichtbar wäre und diese Erde vielleicht ist ausgezeichnet vor andern als Wohnort des sichtlich und frei Ausgebornen, des Menschen."

„Wäre ich ein geflügelter, Alles erkennender Geist, von Welt zu Welt gehend, ich würde da auch, wo kein leiblich gewordenes, denkendes Wesen meiner Art, wo kein Mensch ist, mich an den Spielen jener ewigen Weisheit ergötzen, welche bei und vor seinen Augen war, ehe der Mensch geworden."

Doch ich muß sehr um Vergebung bitten, daß ich mich abermals habe verleiten lassen, von einer Felsen-

bucht bei Villafranca einen Flug, sogar nach andern Welten zu machen. Es ist meinem heutigen Briefe ergangen, wie schlechten Fuhrleuten, welche gar leicht an derselben Stelle umwerfen, wo ein andrer, beim Umwerfen, das Gleise geneigter dazu gemacht hat. Ich war auf eine Gedankenfährte gekommen, wo der neuliche Brief umgeworfen hatte, so hat es ihm der heutige nachgethan. — Fürwahr, ich fange an zu glauben, daß hier in Nizza jene phantastischen Geister, welche sonst still im Monde wohnen und von da nur schwach auf andre Länder herunterwirken, freier und ungebundner herumwandern und dem Menschen allerhand Mondscheingedanken eingeben.

Der Traum war ausgeträumt. Ich erhub mich von meinem Felsensitze und suchte die liebe Gefährtin der Reise auf, die sich am Sammlen buntfarbiger Schneckengehäuse aus dem Meeressande vergnügte. Wir genossen jetzt noch einmal an einem weiter, gegen St. Hospice hin gelegenen Punkte, die hehre Aussicht auf die gewaltige, großartig schöne Seeküstengegend, gegen Monaco und Mentone hin. Städte und Dörfer zeigen sich an jeder zu ihrer Anlage günstigen Bucht; auch aus den zackigen Felsenhöhen ragen Ortschaften mit dem zum Theil uralten Gemäuer ihrer Burgen und Thürme hervor. Neben und um sich hat man Gärten voller Orangenbäume, so wie Gruppen von hohen Cypressen, welche reichlichen Schatten geben und Kühlung. Hier zeigt sich das Meer noch reicher an Seethieren, und diese sind leichter mit der Hand zu erlangen, als bei Villafranca; lange Felsenbänke ziehen sich in's Meer hinein, dessen Gewässer bei jedem hohen Wogenschlage über sie hinströmt. An einzelnen Stellen der Bucht bildet das losgerissene See-

gras, welches vom Meer dahin gebettet wird, hohe, weiche Lagen. Mehrere der von hier aus nach Osten gelegenen Felsen, sollen, wie man uns in Nizza sagte, durch das Vorkommen von Pflanzen auf ihnen merkwürdig seyn, von welchen man früher geglaubt, sie wären nur an der Nordküste von Afrika, nirgends aber in Europa zu finden.

Nachdem wir noch so, das nimmersatte Auge, länger als eine Stunde an dem Anblick der Felsenheimath der Seeadler und des neben und unter ihr liegenden, immer grünenden Paradieses gelabt hatten, dachten wir auch an die Labung unsres kleinen Seemannes, der ja dies Alles schon so oft gesehen und hierüber wohl ganz anders gedachte als wir. Der gute Junge, obgleich er am Mittag genug mit uns gegessen, hatte immer Hunger, und sprach uns mehrere Male von einem Wirthshaus, ganz in der Nähe, wo es gar schön sey, und wo immer viele vornehme Herren und Damen einkehrten. Wir folgten denn endlich seiner Ermahnung und ruhten im Schatten eines mächtig großen Feigenbaumes, auf der langen, hölzernen Bank aus, welche zu diesem sogenannten Wirthshause des kleinen Fischerdörfchens unweit St. Hospice gehörte. Während wir da saßen und uns an der Freude freuten, mit welcher der kleine Seemann aß und trank, brachten uns die Fischer eine Menge prächtiger Schnecken und Muscheln zum Verkauf, unter ihnen ein Kinkhorn, so wie eine edle Steckmuschel, von ganz ungewöhnlicher Größe. In einem am Meer gelegenen Hause fanden wir gegen dreißig große, schöne Thunfische, welche in dieser für jenen Fang sehr günstigen Gegend erst heute erbeutet worden waren.

An dem südöstlichsten Felsenvorsprung liegt neben

den wenig bedeutenden Festungswerken und ihrem Thurme eine Kirche, in welcher die benachbarten Fischer zum Gottesdienst sich versammeln. Eine solche Lage haben wohl wenig Kirchen in der Welt, und man sollte mei-nen, die Seele müsse da wundervoll mächtig schon vor dem Hineintreten in das stille Gemäuer zur Andacht er-weckt werden. Hier von diesem Felsenvorsprung sahen wir von neuem Corsika, mit seinen jäh abgeschnittenen Gebirgen so deutlich, wie wir es nur oberhalb Villa-franca, auf der neuen Straße nach Genua gesehen hat-ten. Dieser Anblick war wie ein Abendgeläute des schö-nen Frühlingsfestes, das wir heute gefeiert.

Wir kehrten tief bewegt und erfüllt von alle dem, was wir heute gesehen und empfunden hatten, auf einem etwas andrem Wege über die Landzunge zurück. Ein schmaler Fußsteig führte vom jenseitigen Saume über den Sandsteinfelsen durch ein Wäldlein von Seefichten. Auf diesem Rückweg hatten wir Gelegenheit, jene ange-schwemmte Landmasse etwas genauer zu betrachten, welche Risso beschreibt. Bis zu einer ziemlich beträchtlichen Tiefe hat man da beim Brunnengraben Schichten von Seegeröllen, untermischt mit den Schaalen von Konchy-lien gefunden, welche fast ganz zu denselben Arten ge-hörten, wie die sind, die noch jetzt in dem angränzenden Meere wohnen. Dennoch verräth die eigenthümliche Bil-dung dieses ehemaligen Meeresgrundes, daß die Ablage-rung in sehr entfernte Zeiten falle. Nahe dabei sind die Kalkfelsen einer noch frühern Weltperiode mit unzähligen Schaalen von Gryphiten erfüllt; einer Thierart, welche der Vorwelt ganz eigenthümlich gewesen, und die in un-sern jetzigen Gewässern nirgends mehr getroffen wird.

So tritt der Mensch überall aus der jetzt lebenden

Natur auf die zerstreuten Blätter alter sibyllinischer Naturbücher, deren räthselhaftes Lied, welches eben sowohl von der fernen Vergangenheit, als prophetisch von der fernen Zukunft redet, er nur zum Theil verstehet. Für uns redete hier auch die lebende Natur der Pflanzenwelt eine fremde, noch unverständliche Sprache und neben dem lieblich duftenden Pfriemenkraut der südlichen Länder (Spartium hispanicum), welches auch eine Zierpflanze unserer Gärten ist; neben den Terebynthen und dem stachelblättrigen Smilax, so wie neben Psoralea bituminosa stunden da eine Menge, besonders Schmetterlingsblüthige, so wie malvenartige Blumen, welche wir heute zum ersten Male sahen. Merkwürdig war es uns übrigens, daß wir in der ganzen Umgegend von Villafranca und St. Hospice keinen einzigen Sangvogel vernahmen, sondern nur das Geschrei der Seevögel, besonders vom Geschlecht der Möven. Dennoch wohnt in diesen Felsen ein und die andere Art von Steinschmätzern (Saxicola) und der zitronengelbe Pirol. Auch die Rosendrossel und an einsamern Felsengegenden selbst die melodisch singende Blaudrossel sind hier, so wie in der übrigen Umgegend von Nizza nicht selten.

Auf der höher über Villafranca an einem großen Landhaus hinführenden Straße gewinnt man noch eine reichere Aussicht auf das Meer und die benachbarten Vorgebirge, als auf dem anfänglich gewählten Wege. Die Abendsonne senkte sich eben nach dem Esterelgebirge hinunter, als wir zu unsrem lieben Nizza zurückkehrten. Die Ausbeute an Naturalien war so groß gewesen, daß außer unsrem Fischerknaben noch ein andrer, den wir von St. Hospice mit uns genommen, daran zu tragen hatte.

Nizza, und in ihm vor allem unsre Wohnung, muß

denn doch eine ganz besonders anziehende und liebreizende Kraft haben, da wir immer, auch wenn wir aus den schönsten Punkten der nähern oder fernern Umgegend zurückkehrten, die Aussicht da an unsrem Fenster, besonders am Abend und Morgen eben so schön und noch schöner, als in den ersten Stunden nach unsrer Hieherkunft fanden und eben so reich als alles andre, was wir etwa sonst in der Nachbarschaft gesehen. Als wir in dem schon so lieb gewordnen Zimmer einige Augenblicke an der herrlichen Aussicht nach dem Meere und nach dem Esterelgebirge geruht hatten, sprachen wir es einstimmig aus: Villafranca ist zwar wunderherrlich, der Hinausblick auf Meer und Land, von der Landzunge von Beaulieu oder von St. Hospice ist hehr, wie der Flug des Adlers durch die Wolken; aber heimathlicher ist es doch hier in unsrer Wohnung in Nizza, bei der Aussicht nach dem Meere.

Fünfter Brief.

Die nächsten Umgebungen und Spaziergänge um Nizza.

Nizza den 7. Mai 1826.

Von dem lieblichsten Element des Genußes den der Aufenthalt in Nizza gewährt, von der Nachbarschaft des Meers und den Aussichten nach demselben habe ich Ew. *** fast noch gar nicht gesprochen, sondern ich habe Sie immer nur in den möglichst weiten Kreisen um Stadt und Land geführt. Ich will aber nun auch von diesen vielfachen Ausgängen über Berg und Thal zur Nähe der Stadt und ihrer angränzenden Seeküste zurückkehren,

kehren, und, wenn ich diese, bis zum Var hin durchmessen, endlich mich mit meinen Beschreibungen und Berichten in der Stadt und bei ihren Bewohnern häuslich niederlassen.

Ein ganz naher und leicht zu habender Ueberblick über das Meer und die Umgegend der Stadt, wird auf der hohen Terrasse gefunden, die sich von den Felsen-Vorsprüngen des Schloßberges, an den sich unsre Wohnung anlehnt, südwärts um die ganze Altstadt, bis zum Paglionfluße fortsetzt. Ihrer ersten und nächsten Bestimmung nach ist diese Terrasse ein Wall, welcher die Stadt gegen Süden hin vor dem Heranschlagen der Wellen bei großen Stürmen, nach Westen hin vor den Gewaltthätigkeiten des Paglion verwahren sollte. Denn so breit auch bei dem gewöhnlichen Zustand des Gewässers der Küstensaum zwischen der Terrasse, ausserhalb welcher sogar noch einzelne kleine Häuser stehen, und zwischen dem Meer erscheint; so mag er doch bei sehr heftigen Stürmen, wie diese zuweilen in den Wintermonaten ausbrechen, nicht hinreichen, um die hochaufschäumende Fluth von der Gränze der Stadt abzuhalten. Geschieht es doch nicht selten, daß bei solchen Stürmen der Felsenweg, der am Schloßberge hin nach dem Hafen führt, von den Wellen überfluthet und hierdurch auf ganze Tage lang ungangbar gemacht wird, obgleich derselbe an seiner niedrigsten Stelle mehr als dreißig Fuß über das Meer erhöht, dabei noch durch vorspringende Klippen geschützt und von einer starken Mauer umgeben ist. Ein vornehmer Engländer, welcher vor einigen Jahren den Winter hier zubrachte, hätte einst, bei heftigem Sturm, wie mir mein Hauswirth erzählte, den kühnen Scherz, den er mit der Macht der Wogen trieb, fast mit dem

Leben büßen können. Er sahe und hörte, daß heute, des Sturmes wegen, niemand den gewöhnlichen Weg nach dem Hafen hin einschlagen mochte. Ihm aber, der schon den Weg zu fernen Welttheilen über das Meer gemacht, erschien die Furcht „vor dem Wellenschaume" fast lächerlich, er äusserte sich: „ein Regenschirm sey das einzige, was man dagegen brauche." Aber eben als er den Weg eingeschlagen, warf ein heftiger Windstoß die Wogen so mächtig über die Felsen und das Gemäuer herüber, daß der kühne Mann Mühe hatte, sich, beim Zurückströmen der Brandung, am Gemäuer festzuhalten, und sich selber wenigstens, mit Verlust des Regenschirmes, mit welchem er vorhin Scherz getrieben, zu retten.

Auch der Paillonfluß ist nicht immer so ohnmächtig, als man ihn gewöhnlich, besonders während der Sommermonate sieht. In diesem Augenblicke freilich erscheint er wieder, wie in den ersten Tagen nach unsrer Hieherkunft, als ein armseeliger, schnellfließender Bach, der sich durch das steinreiche, verlaßne Bette eines ehemals hier gewesenen mächtigen Stromes seinen Weg gebahnt hat. Niemand möchte es dem zwergartig kleinen Wässerlein zutrauen, daß dieses breite, tiefe Strombett von ihm selber gegraben sey und öfters ganz von ihm ausgefüllt werde: daß diese mächtig großen Steine, auf denen man trocknes Fußes über den Bach hinübersetzen kann, von ihm selber, vielleicht vor nicht gar langer Zeit herabgewälzt sind und noch jetzt zuweilen fortbewegt werden. Verliert sich doch sogar das Strömlein zuletzt ganz unter den Steinen, so daß zwischen seinem Ende, nahe bei der Küste und zwischen dem Meere, noch ein trockner, breiter Steindamm für die Fußgänger bleibt. — Aber eben diesen Paillon haben wir auch schon seit unsrem

Hierseyn einmal in ganz andrer Gestalt und Macht gesehen. Es war ein starker Gewitterregen in den Gebirgen gefallen, da stürzte sich auf einmal eine solche Wassermasse durch das vorhin trockne Flußbett herunter, daß dieses freilich nur auf wenige Stunden fast gefüllt schien. Der trübe Strom durchbrach seinen selbstgebauten Damm und ergoß sich unmittelbar ins Meer; das Donnern der gegen einander gewälzten Steine konnte man aus weiter Ferne hören.

Auf jener Terrasse denn, welche südwärts der Stadt am Meere hinläuft, finde ich mich am öftersten ein. Da zählte mein Auge schon mehrmalen mehr als zwanzig, ja an dem einen Vormittag gegen dreißig Schiffe, welche von der französischen Küste herkommend gegen Genua hinsteuerten, zum Theil auch in Nizza und Villafranca selber einliefen. Zuweilen zucken Blitze aus den grünlichen, von der Sonne beschienenen Wellen auf und bei genauerem Zusehen erkennt man, daß dieses Aufblitzen des Wassers ein Werk der spielenden Delphine sey, welche sich hier, statt an den grünenden Ufern, deren der weidende Manati sich erfreut, an dem Farbenspiele ergötzen, das die obere Lichtwelt in den aufgeregten Wogen schaffet. Ueberhaupt kommt mir jenes merkwürdige Thier in seiner schon von dem Alterthum anerkannten Sinnigkeit, in seiner ganzen innerlichen Verwandtschaft mit den höheren, ja mit den höchsten belebten Wesen unsrer Sichtbarkeit, und dabei zugleich mit seiner Verschlossenheit in den unbeholfenen Fischleib und in das einförmig dämmernde Element der Meerestiefe, gerade so unter der übrigen Thierwelt vor, wie der taub und blind zugleich geborne James Mitchel unter den andern, sehenden und hörenden Menschen. In diesem Taubblinden

zeigte sich der Drang der Menschennatur zum Erkennen und Wissen auf eine so mächtige Weise, daß er sich Mittel erfand, um wenigstens, gleichsam zu den Spalten der Pforte des Erkennens hinein zu blicken, die für ihn so hart und fest verschlossen war. Seine liebste Ergötzung war es, am Abend, mit einem angezündeten Lichte sich in einen Winkel zu setzen, und nun dieses Licht in eine solche Richtung und Nähe zu seinem Auge zu bringen, daß wenigstens ein schwach dämmernder Schein in diese armen, misgebildeten Augen fiel. Andre Male begab er sich in ein Zimmer oder eine Vorkammer, schloß hier die Läden und suchte nun die Stellen auf, wo das Sonnenlicht durch die offen gebliebnen Spalten hereinleuchtete ins Dunkle. Hier fieng er begierig mit seinen Augen die Strahlen unmittelbar auf oder ließ sie auf eine spiegelnde Fläche fallen und durch eine Bewegung seines kleinen Spiegels mit der Hand von Zeit zu Zeit auf seine Augen blitzen. Wenn er dann auf solche Weise eine ferne Ahndung von der überall an ihn angränzenden und ihm dennoch verschloßnen Lichtwelt bekam, da bemerkte man an seinen Mienen jene innern Bewegungen des Staunens und des Dranges zum Erkennen, von denen etwa ein Galilei ergriffen ward, da er den weit entlegenen, für das unbewaffnete Auge verschlossenen Tiefen der Sternenwelt zuerst durch ein Fernrohr sich nahete und den Ring des Saturnus entdeckte; oder ein Herschel, da er die eignen Bewegungen der Doppelsterne fand. So scheint sich auch öfters in dem mir immer höchst merkwürdig gewesenen Delphin ein Staunen vor dem Wesen und Treiben des Menschen zu regen, wenn er neugierig die Schiffe begleitet und eben durch diese Neugier selber seinen Mördern sich Preis giebt.

Wenn ich so, in den ersten Tagen unsres Hierseyns,

besonders in den kühleren Stunden des Morgens oder des Abends den Weg auf der Terrasse machte, oder wenn ich, unmittelbar am Ufer des Meeres neben den Orangengärten und Landhäusern der schönen Vorstadt La Croix und an der noch weiter gegen Westen gelegnen Fischervorstadt St. Helena hingieng, da bedauerte ich öfters, daß dieses schöne Meer keine andre merkliche Bewegung habe, als die, welche ihm der Wind giebt, daß es, wie die Ostsee bei Dobberan, so ganz ohne eine merkliche Ebbe und Fluth sey; ich überzeugte mich aber bald, daß ihm dieses lebendige Aufathmen, welches dem Weltmeer seinen eigenthümlichsten Reiz giebt, nicht ganz fehle. Wir waren nämlich eines Tages, in den Abendstunden, jenseits des Hafens, am Fuße des Berges Montalban zur Bucht hinabgestiegen, um da dem Spiel der Seethiere zuzusehen und einige von ihnen zu sammlen. Da ist, von den Meereswellen umspült, eine Höle im Felsen, zu welcher man nur über das Wasser her gelangen kann, indem man von einer aus den Wellen hervorragenden Klippe auf die andre hinüberschreitet. Wir stiegen hinüber und freuten uns an der Aussicht, welche sich hier von der Tiefe der Höle heraus nach dem Meere fand; das Auge, vor den blendenden Strahlen der Abendsonne geschirmt, sah da viel deutlicher und klärer als aussen im Freien: die Gebirge von Corsika schimmerten mit ungewöhnlicher Helle. Bei diesem Anblick und bei der Betrachtung einiger Actinien, welche in der Nähe des Eingangs der Höle an den vom Meer bespülten Klippen saßen, war uns mehr Zeit vergangen, als wir gemeint hatten, es dämmerte schon stark, da wir zurück wollten und nun mit Staunen bemerkten, daß die meisten der Felsenplatten, über welche wir vorhin hergeschritten waren, unter Wasser

seyen. Wir fanden den Weg durch den kleinen Meeresarm nur mit Mühe und kamen mit durchnäßten Füßen am Ufer an. Dies war eine Wirkung der Meeresfluth, welche während unsres Verweilens in der Höle sich eingestellt hatte.

Ich sprach schon vorhin von dem Weg, unmittelbarer am Meer hin, welcher westwärts von der Stadt, hinter der Vorstadt La Croix und St. Helena, hinab bis zum Ufer des Varstromes führt. So bequem für die Füße ist dieser Weg freilich nicht, als der am Meeresstrande, bei Cette oder auch bei Hyeres hin. Man geht hier auf grobem, losen Gerölle: die runden Steine geben dem Fußtritt nach und das Gehen wird zu einem unsicheren Gleiten, welches den Füßen nicht wohl thut. Dennoch haben wir diesen Weg oft gemacht, und zwar unmittelbar am Saum des Wassers über das rollige Gestein hin, haben uns, so lange das Meer stärker bewegt war, an dem Spiel der Wellen ergötzt und wenn es ruhig war, den Arbeiten der Fischer zugesehen, wenn sie, zu ganzen Schaaren zusammengesellt, ein mächtig großes Netz heran zum Land zogen, in welchem zuweilen nichts gefunden wurde, als etwa einige Tintenfische, welche, den Kopf nach unten gerichtet, auf dem nassen Gestein sich abmüheten und dabei Töne, wie ein laut schnaufendes Thier von sich gaben. Bei St. Helena tritt das Seewasser in einzelne Gräben herein, worinnen ein kennendes Auge zuweilen die kleinen Kostbarkeiten des hiesigen Meeres aus der Klasse der Weichthiere findet, namentlich die merkwürdige Carinaria, deren Daseyn man früher nur im indischen Meere kannte.

Dabei ergötzt sich dann das Auge an dem Anblick der herrlichsten Pflanzen eines südlichen Himmels, denn

es wachsen da, auf dem dürren Gestein, die großen, schönen Glaucien (Glaucium flavum); die Freundlichkeit der Gartenbesitzer in der Vorstadt erlaubt es gern, daß man sich an dem Anblick und dem Geruch der vollblühenden Orangen= und Citronenbäume erfreue; für wenige Sous bekömmt man der reifen, unmittelbar vom Baume sehr erquickend wirkenden Früchte, mehr als man für diesmal begehrte.

Jenseits St. Helena wird der Weg, an der Nähe des Meeres hin bequemer und schöner. Er gehet zum Theil durch blühende und grünende Wiesen, kommt zuletzt an Weingärten, in denen die Reben auf italienische Weise gezogen, lange Guirlanden, von Baum zu Baume bilden. Da kommt man dann, wenn man am Var hinangeht, bis zur Brücke, welche das nachbarliche Frankreich von Piemont scheidet, in eine solche grünende und blühende Wildniß der Bäume und Gesträuche, wie ich sie bisher noch niemals gesehen habe. Hier zeigt dieses südlich schöne Land, was es zu tragen und zu erzeugen vermöge, wenn der belebenden Wärme ein kräftiger, belebungsfähiger Saft des Bodens entgegenkommt. In diesen dicht verwachsenen Wäldern, deren Stämme und Aeste öfters vielartige Schlinggewächse überkleiden, findet sich auch in den heißesten Stunden des Tages eine bekräftigende Kühle, und ein Geruch des frischen Wassers und der blühenden Wiesen, der, wenn man die Augen ein wenig schließt, die Seele mit Gedanken an die Heimath erfüllt.

Sechster Brief.

Die Fischer und der Verkehr des Fischmarktes, so wie der andern Märkte in Nizza.

Nizza am 9. Mai 1826.

Nach der westlichen Richtung von der Stadt hin: in und um St. Helena, wohnt jener Theil des Volkes, mit welchem ich, dem Zweck meines hiesigen Aufenthalts zu Folge den meisten Verkehr hatte: die Fischer. Mit diesen trieb ich täglich Handel und Wandel, selbst die Kinder kannten den fremden Mann, der von ihnen (um etliche Sous) auch solche untaugliche Sachen kaufte, welche ihre Väter, wenn sie das Netz ans Land zogen und reinigten, als Unrath wegwarfen. Darum sprach ich im Vorübergehen an St. Helena öfters an der einen und andern Fischerwohnung zu und ich habe dieses arme, wackre Volk so lieb gewonnen, daß ich ihm nachher noch eine besondre Lobrede halten will. Aber vorher, da ich das liebe Steckenpferd: die Geschichte meines hiesigen Naturaliensammlens, einmal berührt habe, müssen mir Ew. *** wohl erlauben, daß ich es ein wenig in die Hand nehme und vorzeige.

Was dem großen Kaufmanne in London oder Amsterdam die Nachrichten von der Börse und von dem Stand der Papiere, das sind mir täglich die Nachrichten vom Fischmarkt. Wir sind öfters früh am Morgen noch kaum aufgestanden und zum Frühstück gekommen, da klopft es schon an der Thüre des Vorsaales und die Kinder der Fischer sind da, welche anzeigen, daß heute ganz besonders schöne Fische auf dem Markte seyen, die ich noch gar nicht gekauft hätte. Zugleich bieten mir die kleinen Schelmen allerhand Raritäten, die sie aus dem

Abraum des Fischfanges, vom Boden aufgelesen, zum Verkaufe an; das eine hat eine Hand voll Seeasseln (Cymothoa): ein Krustenthierlein, das sich an die größeren Fische ansaugt und diesen zur Plage wird, wie die Schmarozer-Insekten den Landthieren. Ein andres hält einen kleinen Seeigel oder einen kleinen (zum Verkauf auf dem Markte kaum tauglichen) Seekrebs in der Hand; überhandsweilen kommt unter den Raritäten auch einmal eine Cymbulia oder eine Carinaria, freilich dann immer mit zerbrochener Schaale zum Vorschein. Wenn denn dieser Handel abgeschlossen ist, dann gehe ich, zuweilen noch in Begleitung der laut in mich hineinschreienden Kinder, zum Markte. Da finde ich nun freilich öfter, daß die Kleinen, nach der Weise unsrer Zeitungsschreiber, falsche Gerüchte über den Zustand des Handels in Umlauf gesetzt haben, nur um selber ihren, durch das Hereinlaufen von St. Helena ohnehin wohlverdienten Sous zu erbeuten. Zuweilen steht gar nichts da, als viele Körbe voller Sardellen, welche in dieser Jahreszeit der Hauptgegenstand des Fischfanges sind, daneben einzelne Körbe, gefüllt von dem kleinen Laxierfisch (Smaris Maena), welcher schon in alter Zeit eine gewöhnliche Speise der ägyptischen Mönche und Einsiedler gewesen und darunter etwa einzelne größere Fische vom Geschlecht der Lippfische und des Sparus. Wenn ich dann meine kleinen Handelsleute frage, wo denn die ganz besonders schönen Fische seyen, da zeigt mir der eine ein Sternseherfischlein (Uranoscopus scaber), mit nach oben, auf dem dornich-eckigen Kopfe stehenden Augen, und mit aufgesperrtem Maule; das andre deutet auf etliche roth bandirte Seeritterlein hin, das dritte macht mich auf einen kleinen St. Petersfisch (Zeus faber) aufmerksam, an dessen platten, schie-

benartig dünnen Leibe zu beiden Seiten noch die Stellen (als dunkle Flecken) zu sehen sind, wobei St. Peter den Fisch mit den Fingern angegriffen, als er ihn aus dem Meere zog und in seinem weiten, lederartig vorschiebbaren Munde den Stein fand. Wenn denn auch auf diese Weise, je zuweilen, meine Erwartung ein wenig getäuscht wird und ich nur etwa eine mir noch neue Abänderung unter den vielfarbigen Fischlein finde, so bin ich doch in den meisten andern Zeiten dagegen so glücklich, daß ich, seit meinem Hierseyn schon gegen hundert Arten von Fischen gesammlet habe *).

In der That, nicht bloß auf den Naturforscher und Sammler, sondern, um einen altmodischen Ausdruck zu brauchen, auf jedes curiose Auge, das einem fern vom Meer Gebornen angehört, muß der Anblick des hiesigen, fast immer wohlbesetzten Fischmarkes einen wahrhaft überraschenden und erfreuenden Eindruck machen. Alle Farben der Schmetterlingsflügel und Blumen, sind hier an einer Klasse von Wesen zu sehen, welche man in unsrer Heimath meist nur grau, oder schmutzig gelblich und grünlich, höchstens etwa mit einzelnen farbigen Punkten geziert zu sehen bekommt. Da sieht man den blau, grün und roth bemahlten Lapinenfisch; scharlachrothe Scorpänen, an deren vielzackigen Stacheln man sich leicht, und auf eine lange schmerzende Weise verletzen kann; Seehähne (Triglen), deren einige die rosenrothe Farbe des Körpers, andre die schmetterlingsartig bunte: blau, grün und roth getropfte, flügelförmig ausgedehnte Flosse auszeichnet. Buntfarbig, wie das Pfauengefieder, erscheint

*) In allem, sammlete ich, während meines ganzen, auch noch späteren Aufenthaltes, gegen 150 Arten.

der Seepfauenfisch (Labrus Pavo), ein liebliches Gras-, ja Smaragdgrün, schmückt die Seejäger-Fische (Labrus viridis und Turdus). Unter den kleinern Fischen des Marktes zeigen sich öfters der schon erwähnte orangefarbig bandirte Seeritter, so wie der prächtige, röthliche Junofisch (Anthias sacer) mit seinen langen, den Federn des Paradiesvogels gleichenden, in rö.hliche Läppchen-endenden Flossenansätzen. Daneben die rothbandirten Serranen, so wie die lasurblau gezeichneten Lutjane. Häufig wird auch die zierliche, zuweilen fast carminroth gefärbte Seebarbe mit goldglänzenden Streifen an den Seiten (Mullus surmuletus und barbatus) zu Markte gebracht, deren Fleisch schon bei den alten Römern in überaus hohem Werthe stund, und welche durch das Farbenspiel bekannt ist, welches der Körper, im Augenblick des Absterbens zeigt. Einzeln werden die abentheuerlich häßlichen Seeteufel (Lophius piscatorius) mit plattem Leibe und weitgeöffnetem Rachen zu Markte gebracht, deren weichliches Fleisch übrigens in keinem sonderlichen Werthe steht; Zitterrochen, zum Theil dunkelbraun geäugelt auf gelblich lederfarbenem Grunde (Torpedo quinque-maculata). In ziemlicher Menge sieht man die eigentlichen Rochenarten (Raja) mit flügelartig ausgebreiteten Seitenflossen und mit dem langen, zum Theil scharf stachlichem Schwanze. Auch die verschiednen Arten der Thunfische, mit den hinter der eigentlichen Rückenflosse stehenden, zahlreichen, kleinen Läppchenflossen, kommen in dieser Jahreszeit sehr oft zu Markte, seltner der prächtige Schwertfisch oder Kaiserfisch (Xiphias gladius), dessen Fleisch fast noch höher als jenes des Thunfisches geschätzt wird. Nur einige wenige Arten und auch von diesen nur wenige Exemplare sahen wir hier von dem

an unsern deutschen Küstengegenden so gemeinen Geschlecht der Schollen oder Butten (Pleuronectes), deren Augen beide an der einen Seite des verdrehten Kopfes stehen, und welche deshalb immer so schwimmen, daß jene Seite des plattgedrückten Leibes, an welcher die Augen stehen, nach oben gekehrt ist. Häufiger sieht man verschiedne Arten des auch für unsre Ost- und Nordseeküste so wichtigen Geschlechtes des Nutzfisches (Gadus) doch unter ihnen weder unsern Dorsch noch Schellfisch. Vom Geschlecht des Häringes zeigt sich, vornämlich in jetziger Jahreszeit, in einer fast unermeßlichen Menge die wohlschmeckende Sardelle. Das Pfund dieser Fischlein wird jetzt mit 2, zuweilen auch mit 1½ Sous bezahlt, so daß wir von ihnen gewöhnlich unsre Abendmahlzeit halten. Ausserdem sieht man die unzärtere Alse (Clupea Alosa) und nicht selten den fliegenden Häring (Exocoetus volitans). Täglich fast findet man unter den verkäuflichen Fischen die Schlangenähnlichen, bräunlich gefleckten Muränen, deren Biß die Fischer noch immer, wie in den ältern Zeiten, als gefahrbringend, fürchten. Dabei der Seeaal (Conger), die Seeschlangen u. s. w. Selten zeigt sich in den Körben der Fischer die dunkelfarbige Art des Stutzkopfes (Coryphaena). Nur ein einziges Mal war die wunderlich gestaltete Schimäre (Chimaera monstrosa), während unsres Hierseyns zu Markte gekommen, deren Fleisch wenig, die Leber aber desto höher geachtet ist, weil die Fischer aus ihr ein Oel bereiten, das sie bei verschiednen äußren Verletzungen und Schäden für sehr heilsam halten. Die bandartig dünnen Argentinen, deren silberfarbig glänzende, glatte Haut anderwärts zum Ueberzug über Wachsperlen benutzt wird, so wie andre Bandfische (Cepola) werden, wenn auch

nicht zu Markte, doch dem Sammler in sein Haus gebracht, wenn er bei den Fischern auf dergleichen Gegenstände Bestellungen macht. Eben so der zuweilen mächtig große Mühlsteinfisch (Cephalus Mola), dessen platter Leib, der nach hinten schroff abgeschnitten und mit einem Flossensaume eingefaßt ist, einem schwimmenden Kopfe gleicht, und welcher, wenn er bei Nacht auf der einen Seite seines platten Leibes schwimmend, der Oberfläche des Meeres nahet, einen phosphorischen Schein, gleich dem Mondlicht ausstrahlt. Die Fischer genießen und benutzen von diesem Fische meist nur die thranreiche Leber, das Fleisch ist schleimig und hat, auch wenn es noch ganz frisch ist, einen höchst widerlichen, süßlichen Geruch. Mit dem Fange der zum Theil lichtegrünen Seenadeln, deren eckiger, dünner Leib mit Schildern bedeckt ist, eben so mit dem Fange des Seepferdchens (Hippocampus brevirostris), des Pfeilfischchens (Callyonimus Sagitta) und andrer, nicht genießbarer kleiner Fischlein, beschäftigt sich, auf Verlangen, die Schaar der Fischerjungen, zum Theil mit so günstigem Erfolge, daß man sich vor dem Ueberfluß solcher Waaren kaum genug verwahren kann.

Zuweilen zeigt sich im Meerbusen, zwischen Nizza und Antibes auch der furchtbare, selbst dem Leben des Menschen Gefahr drohende Haifisch. Kleinere Arten dieses Geschlechts (gegen sechs bis sieben) sieht man sehr oft auf dem Markte: das Fleisch derselben wird wenigstens von der ärmeren Volksklasse gekauft. Ich bin aber auch so glücklich gewesen, vor etlichen Tagen einen ansehnlich großen Haifisch für meine Sammlung zu gewinnen.

Eines Morgens wunderte ich mich, daß mich heute

die Schaar meiner kleinen Freunde aus St. Helena gar nicht besuchte, da kam mein lieber, freundlicher Hauswirth, der ältere Herr Maigron, und sagte mir, es sey ein sehr großer Fisch gefangen und liege am Strande, ich solle schnell kommen und ihn besehen, ehe ihn die Fischer zerstückten und zu Markte führten. Da lag dann am Strande das ungeheure Thier, nach piemontesischem Maaße 18 Fuß lang, noch lebend, und furchtbar mit den grünen Augen blickend. Der mächtige, zahnreiche Rachen war gewaltsam aufgesperrt. Die Fischer hatten, damit er nicht zubeißen könne, ungeheuer große Steine in denselben gewälzt; der ankerartig gebildete Fanghaken, womit man das Thier geangelt hatte, stach mit einem seiner scharfen Arme weit aus der tiefen, blutenden Wunde des Halses hervor. Jetzt sahe ich denn auch, wo meine kleinen Freunde geblieben waren. Diese saßen sämmtlich um den Rachen des Thieres her, und waren damit beschäftigt, sich die großen, dreieckigen Zähne der vordersten Zahnreihe (denn ein solches Thier hat einen ganzen Vorrath von solchen, gleich den Blättern einer Artischoke über und hinter einander liegenden Zahnreihen) mit Steinen heraus zu schlagen, obgleich dieses Geschäft, da die Zähne gewaltig fest sitzen, noch keinen sonderlichen Fortgang gehabt hatte. Ich jagte die kleinen Verderber von dem Hairachen hinweg, und war nun bald über die Haut, mit den Fischern, die den Fang gethan, Handels eins. Sie erzählten mir, daß sie das Thier schon seit etlichen Tagen in der Bucht bemerkt hätten. Gestern erst hätten sie den Lieblingsköder, womit man das mit scharfem Geruch begabte Thier aus einer meilenweiten Entfernung herbeilockt: faules Pferdefleisch bekommen, und dann dasselbe an den Fanghaken befestigt, ins Meer

gebracht. Seit heute Morgens um 3 Uhr sey er in ihrer Gewalt, sie hätten aber lange gebraucht, das gewaltig sich sträubende Thier ans Land zu bringen. — Ich ließ denn, um die Qualen des sterbenden Thiers zu verkürzen, zuerst und vor allem das Herz desselben herausschneiden, welches dann, so hartnäckig zeigt sich hier die thierische Lebenskraft, bis nach Mittag noch sich zuckend bewegte. Die mächtig große Haut wurde von uns mit vieler Mühe, und zur großen Beschwerde unsres guten Herrn Maigron im Hause, von dem noch anklebenden Fleisch und Knorpel vollends gereinigt und getrocknet.

Ich habe mich zwar schon ziemlich lange bei der Geschichte des Fischmarktes von Nizza verweilt, doch kann ich nicht umhin, Euer *** noch einmal dahin zu führen.

So mächtig große Tintenfische oder Sepien, wie hier in Nizza, wird man wohl in wenig andern europäischen Seestädten zu sehen bekommen. Von der Gattung des Calmars (Loligo) sahen wir Exemplare, deren Körper die Länge von mehrern Fußen erreichte; eigentliche Sepien, von mächtigem Umfange; eben so, von ansehnlicher Länge der Fangarme, den schon erwähnten, achtfüßigen Polypen. Ich hatte alle diese Thiere zuweilen lebend bei mir und beachtete oft die eigenthümlichen Bewegungen dieser seltsamen Mittelwesen, bei denen der Kopf, mit seinen Fischaugen und den bräunlichen, einem Papageienschnabel gleichenden Kinnladen, einen so seltsamen Contrast zu dem plumpen, sackartigen Leibe bildet. Nicht ganz selten findet sich in der Bucht auch ein andres Thier dieser Familie: der Papiernautilus (Argonauta), welcher seinen Namen von der papierartig dünnen, zarten Schaale hat, worin eine Sepia wohnt, an welcher das eine Paar der Fangarme, in segelartige Ausbrei-

tungen endet. Neuere Untersuchungen haben das alte Vorurtheil ganz widerlegt, daß jenes Thier nur parasitisch, gleichsam zur Miethe in der ihm fremden Schaale sey, ähnlich hierinnen dem oben erwähnten Bernhardskrebslein; denn es ist mit der Schaale (wenn auch nur zart) verwachsen und man hat schon an den ungebornen Jungen, die kleine Schaale bemerkt.

Wunderschön ist die zu den flügelfüßigen Mollusken gehörige Carinaria, mit ihrer zarten, weißen Schaale, welche fast die Gestalt eines Füllhorns hat. Dieses Geschlecht von Thieren war noch vor Kurzem blos durch Perons Entdeckungen aus dem Südmeere bekannt, nun hat man es auch, gar nicht selten, bei Nizza (auch bei Neapel u. s.) entdeckt. Ich habe es oft lebend beobachtet. Ueber der dünnen Schaale, welche wie ein äusserer, kleiner Anhang (gleichsam wie die kleine Gondel am Luftballon) unten am cylindrisch-länglichem Leibe hängt, bewegen sich die zarten, lockenartigen Kiemen. Diese Bewegung steht in merkwürdiger Wechselbeziehung mit den Bewegungen der beiden flügelartigen Flossen und mit der, in dem durchsichtigen Körper deutlich erkennbaren Bewegung des Herzens, so wie mit dem pulsirenden Fortrücken einer dunklen Flüssigkeit, in dem, längst des Rückens hinanlaufenden Gefäße. Mit den Carinarien werden dem Sammler zuweilen auch Pterotracheen gebracht, dergleichen Forskael im rothen Meere gefunden, so wie die Cymbulia, mit knorpelartigem, fast pantoffelförmig gebildeten, durchsichtigem Schifflein, dessen Kiel zackig ausgerandet ist, und mit ihren drei zarten, segelartigen Flossenfüßen, zwischen denen das kleine, rundliche Körperchen liegt. Auch die Hyalea, mit bernsteingelber, bauchig hohler, zweigehörnter Schaale, findet sich bei Nizza. —

Der

Der bedeutendsten hiesigen Schnecken und Muscheln habe ich schon in meinem Briefe über Villafranca erwähnt. Unter den Seekrebsen von Nizza ist der Elephantenkrebs (Palinurus) der bedeutendste, man sieht aber öfters auch den Taschenkrebs (Calappa), den Bärenkrebs (Scyllarus), mehrere Krabben (Portunus), Einsiedlerkrebse (Pagurus), Garneelen und andre Krebse. An Zoophyten scheint die hiesige Bucht nicht besonders reich, doch wird bei Villafranca, wenn erst der Thunfisch- und Sardellenfang aufhört alle Hände zu beschäftigen, auch die Fischerei der rothen Edelcoralle betrieben. Ein einziges Mal brachten mir die Fischerkinder eine noch lebende, sehr schönfarbige (roth und weiße) Seefeder; häufig sieht man buntfarbige Seeigel auf dem Markte. Was übrigens, besonders aus der Klasse der Strahlenthiere, dieser Theil des Mittelmeeres in sich hege, das hat Schweigger in seinem trefflichen Werk hierüber sehr vollständig beschrieben.

Ew.*** erkennen wohl, aus dem vorhergehenden Marktbericht, daß das Meer bei Nizza wenigstens eben so reich und freigebig gegen den Menschen sey, als das Land umher, mit seinen Gärten und Feldern. Jeder Monat des Jahres beut dem Bedürfniß der Bewohner eine neue Auswahl von Speisen aus dem Meere an. Für wenige Sous kauft, in den meisten Zeiten des Jahres eine Familie so viel, zum Theil auch trefflicher Fische ein, als sie, wenn man besonders durch das hier allgemein beliebte Gericht der Roßbohnen, einen guten Grund im Magen gelegt hat, zu ihrer Sättigung bedarf.

Den begüterten Fremden indeß, welche, großentheils die Sorge für die Gesundheit hierher führt, möchte we-

der die eine noch die andre Lieblingskost zusagen, welche das hiesige Volk den größten Theil des Jahres (auch ausser der eigentlich sogenannten Fastenzeit) fast täglich genießt. Aber es ist, als sey die hiesige Gegend auch in dieser Beziehung mit einer ganz vorzüglichen Vorliebe, gerade zu einem Aufenthalt der Kranken zubereitet worden. Denn man findet hier zahmes Geflügel und wildes; Fleisch auch der größeren Thiere in vorzüglicher Güte und zu billigen Preisen. Wenn der Spätherbst beginnt und noch mehr, wenn der eigentliche Winter in unsren Gegenden eintritt, da senden alle Länder des nördlicher gelegnen Europa's diesen Seeküstengegenden ihre Zugvögel, da fallen ganze Schaaren der Beeren fressenden (z. B. aus der Familie der Drosseln) in den Olivenwäldern ein, während die kleineren, Insekten fressenden an den zahlreichen Schwärmen der hier noch immer wachen Fliegenarten sich ergötzen. Der Bewohner der Gegend, besonders der Besitzer der Olivenpflanzungen hält sich dann mit Recht für den Schaden, den ihm jene Gäste thun, durch das Fleisch derselben schadlos und treibt zugleich das Recht seiner Waffen so weit, daß er auch gegen die zur selben Zeit in Menge herbeikommenden Wasser- und Sumpfvögel, so wie gegen die wilden Tauben und größeren Eisvögel, gleich als wären diese Verbündete seiner Feinde, einen vertilgenden Krieg führt. So ist denn der Markt im Winter täglich mit wohlschmeckenden, leicht verdaulichen Vögeln besetzt. Selbst in jetziger Jahreszeit (im Mai) findet man hier viele verkäufliche Vögel, unter andern die kaum ausgeflogenen Jungen des schönen bunten Bienenfressers (Merops Apiaster). Unter den andern Arten des Fleisches erscheint hier das Schöpsenfleisch von besondrer Zartheit und Güte

An Früchten, zur Vollendung des Mahles, fehlt es zu keiner Jahreszeit; am wenigsten aber im Winter. Afrika selbst liefert dann die eben reif gewordnen, saftigen Datteln; denn in solcher (ausgepreßten, saftlosen) Beschaffenheit, wie man sie zu uns bringt, würde man in Nizza nie die Dattel genießen, man hat hier sogar niemals zu andern Jahreszeiten verkäufliche Datteln, als zur Zeit ihres Reifens und kurz nachher. Reife Trauben hat man den ganzen Winter, denn weder Frost noch das Uebermaaß der Nässe widerstreben hier der langen Aufbewahrung dieser zarten Frucht. Viele, durch die Pflege des Menschen erzeugte Arten der Feigen, dabei das Obst der Birnen und Aepfel, und, für den Liebhaber dieser Frucht, eßbare Oliven, dann Nüsse und Kastanien, Rosinen und Mandeln, erzeugt nicht blos die Bucht selber, sondern es führt sie, in ganzen Schiffsladungen, die Provence hierher. Dabei mangelt zu keiner Zeit das grüne Gemüse. Das feinste Oel für die Tafel wird um 10 Sous (die drei Quartflasche) mithin das Pfund zu etwa fünf Sous verkauft. Den meisten Wein, welcher hier verbraucht wird, liefert auch die Provence. Uns kostete die Bouteille eines sehr trefflichen und der Gesundheit zuträglichen rothen Weines vier Sous (oder sechs Kreuzer).

Nizza ist ein sehr begünstigter Freihafen, in welchen ohne Hinderniß, und ohne bedeutende Abgaben alle fremde Güter (nur mit Ausnahme der Bücher) eingeführt werden dürfen. Es sind daher alle Colonialwaaren, alle ausländische Zeuge, mithin alles Fremde, was zur Nahrung und Kleidung gehört, um sehr billige Preise zu haben. Und, um dieses gleich hier zu erwähnen, auch in Beziehung auf die Bücher, welche der Fremde mit sich führt, hegt man gern eine billige Nachsicht. Denn so ge-

schah es zwar mir, daß der Mautoffiziant, der mir unsre zu Schiff von Toulon hierher gekommnen Effekten ausliefern sollte, als ich auf seine Frage, ob Bücher im Koffer seyen? mit Ja antwortete, mit Bedauern erklärte, dann könne er mir den Koffer nicht so wie er sey mit ins Haus geben, sondern dieser müsse geöffnet und die Bücher noch hier (im Mauthaus des Hafens) herausgenommen und in die größere Mauthalle am Viktorplatz gesendet werden, wo ich sie abholen könne. Uebrigens wurde gar kein andres Stück von unsern Sachen durchsucht oder in genaueren Augenschein genommen, sondern Alles wurde uns sogleich übergeben, mit Ausnahme der Bücher, welche ich selber (ohne daß der Mautbeamtete nur hinsahe) herauslangte. Als ich dann am andern Tag meine Bücher am Victorplatz abholen wollte, erfuhr ich freilich, daß ich jetzt erst die Titel aufschreiben und zum „Gran-Vikar" (Censor) bringen oder senden müsse; aber ich konnte auch hier bemerken, wie lästig den Bewohnern und Beamteten von Nizza selber diese Beschränkung des Freirechtes ihres Hafens sey, und wie sehr man sich bemühe, dem Fremden durch alle diese Schranken hindurch zu helfen. An dem „Gran Vikar" selber lernte ich freilich einen in den Gränzen des ihm aufgetragnen Amtes sehr streng gesinnten Mann kennen und ich hatte in dieser Hinsicht ein merkwürdiges Gespräch mit ihm, aber ich erhielt doch alle meine Bücher ungehindert, obgleich die Titel redlich und richtig aufgeschrieben waren. Denn der gute Mann verstund kein Deutsch und da die meisten meiner Bücher naturhistorischen Inhaltes und zwar in französischer und lateinischer Sprache geschriebene waren, wie dies, die ihm eben deshalb verständlichen Titel besagten; so galten, nach

kurzem Ueberblick über das Verzeichniß der Titel, auch die andern für naturhistorische, und, so erklärte er ausdrücklich: „Die Pflicht seines Amtes geböte ihm blos bei der Einführung von Büchern, politischen und religiösen Inhaltes Wachsamkeit und Strenge.“ — In Turin wäre mir es mit denselben Büchern, wenn ich sie da hätte auspacken und mich ihrer bedienen wollen, nicht so leicht ergangen, obwohl es, das darf ich versichern, lauter gute, dem Geist gesunde Bücher waren.

Siebenter Brief.

Die Wohnungen und öffentlichen Gebäude, so wie die Bewohner von Nizza.

Nizza am 10. Mai 1826.

So ist denn in der That hier der fremde Gast mehr als anderswo, und weit vor dem Eingebornen begünstigt. Das Letztere auch noch ganz besonders in Beziehung auf die Wohnungen.

In der That, was die Wohnungen, besonders in der sogenannten Altstadt betrifft, in welcher doch die meisten eigentlichen Einwohner der Stadt zusammengedrängt sind, da hat mich oft beim Hineinblicken ein Grauen angewandelt. Die Gassen sind eng und dunkel, die Fenster klein und dem Innern der Häuser und Zimmer merkt man es nur zu sehr an, daß hier der Mensch seine meiste und beste Zeit nicht im Hause, sondern in seinem Garten, den er vom Morgen an bis zum Abend mit der größten Sorgfalt pflegt, zubringe. Möchte er nur dann auch (dies muß man wenigstens bei vielen

dieser Häuser wünschen) jene ganz ausserordentliche Reinlichkeit, die man in den Gärten, ja sogar auf allen Fahrstraßen bemerkt, auch in die Häuser übertragen. Aber leider ist es nur ein und derselbe Grund, welcher den Gärten und allen freien Plätzen das Ansehen von Sauberkeit giebt, während er den Häusern, gerade der eifrigsten Gartenbesitzer und Landbauern den offenbaren Charakter der Unreinlichkeit lässet. Man räumt Alles, was den an Reinlichkeit gewöhnten Sinnen lästig fällt, aussen im Freien sorgfältig hinweg und man sucht eben dieses Lästige, aus allen möglichen Regionen der Auflösung organischer Stoffe in den Häusern zu sammlen und zu vermehren, damit man die Wurzeln der geliebten kleinen Pfleglinge, z. B. der jungen Orangen- und Zitronenbäume, so wie alle andre nutzbare Gewächse der Gärten und Felder damit, in diesem Lande des durstigen Bodens, ernähren könne. Ist ja das der einzige Reichthum, die einzige Freude des Garten- und Feldbesitzers, und dieses sind fast alle Bürger der Stadt und alle Bewohner der Landhäuser. Wenn dann, wie es freilich wohl nur in seltnern Fällen geschieht, ein einziger Orangenbaum eine Jahresausbeute von 5000 vollkommen reifen Früchten giebt, wenn man selbst an der Fülle der Blüthen, welche der Orangenbaum eben so wie unsre Obstbäume trägt, und die man ihm zum Theil nimmt, weil ohnehin nicht alle diese Tausende von Blüthen zu Früchten werden könnten, noch viel gewinnt; da lohnt sich freilich manche Mühe und mache Aufopferung. Der Bewohner dieser Art von Häusern scheint eben zu meinen: er könne ja so viele Stunden des Tages, das ganze Jahr hindurch die lieblichen Düfte seiner Gärten und Felder einathmen, da wolle er sich auch einen Theil

des Tages die ganz entgegengesetzten, verschiedenartigen Gerüche gefallen lassen. Ich wäre indeß gerade nicht seiner Meinung, und mich haben immer nur die (freilich nicht oft von mir bemerkten) Kranken gedauert, welche denn doch das Haus hüten müssen. Wie wenig übrigens, selbst im Winter, die gesunden Bewohner dieser, noch auf alte Weise eingerichteten Häuser im Zimmer verweilen mögen, das wird schon daran erkannt, daß hier nirgends ein Ofen, ja selbst kein Camin, überhaupt keine Einrichtung zum Wärmen, sondern nur zum Bereiten der Speisen am Feuer gefunden wird. Ein Büschlein dürre Myrtenzweige oder abgestorbner und abgeschnittner Weinranken und ähnlicher Garten- und Feldgewächse, genügt selbst in der Zeit des Winters, den Bewohnern dieses vom Frost verschonten Landes auf mehrere Tage. Uebrigens kommen täglich mehrere Boote voller Holzkohlen, aus der Gegend des Esterel und des Maurischen Gebirges, so wie aus andern holzreichen Gegenden der Seealpen hieher in den Hafen, mit denen der Einheimische und Fremde die etwa weiter gehenden Bedürfnisse der Feuerung und Erwärmung zu stillen vermag.

Jene etwas übellautende Beschreibung der Wohnhäuser gilt indeß ausdrücklich nur von den noch auf alte Weise eingerichteten Gebäuden der Altstadt. Schon der in viel neuerer Zeit entstandne St. Victorplatz (er hieß eine Zeit lang der Napoleonsplatz), welcher nordostwärts von der Altstadt, in der Richtung gegen Turin liegt, hat eine Menge vortrefflicher Gebäude. Eben so das Ende der Rue de St. Erasme, welches sich unmittelbar an den Schloßplatz anlehnt, und wo auch wir wohnten. Die meisten Fremden, besonders aber die Engländer,

wählen sich jedoch die jenseits des Paillonflusses, nach Westen hin, der Meeresküste entlang, mitten zwischen den Orangengärten gelegene Vorstadt La Croix zu ihrem Winteraufenthalt. Diese Vorstadt, welche ihren Namen von einem großen Kreuz empfangen, das als Denkmal des friedlichen Zusammentrittes zwischen Kaiser Carl V. und dem Papste Paul III. sowie König Franz I. aufgestellt worden, hat nach allen Richtungen hin Häuser aufzuweisen, welche auch die weitesten Forderungen befriedigen werden, die ein durch seine Kränklichkeit reizbarer gewordner, fremder Ankömmling etwa auf die Bequemlichkeit der Wohnung machen könnte.

In dieser Vorstadt ist auch die protestantische Kirche und der Gottesacker der Engländer gelegen. Gar lieblich und freundlich, in einem Garten, mit blumenartigen Rosensträuchen, Oragenbäumen und Cypressen. In diesem Hause habe ich mich öfters erquickt und geistig gestärkt. Es sey mir gesegnet, dieses theure Haus meines Herrn. Hier wird das Wort durch einen treuen Boten des Friedens verkündet (Whitby ist sein Name) und schön sind die Gottesdienste dieses kleinen Tempels.

Ich sprach vorhin noch von der Einrichtung der Wohnungen, welche am meisten für Fremde bestimmt und geeignet sind. Hier darf ich wohl die unsrige zum Muster nehmen. So wie sie, sind die besseren Wohnungen am Victorplatz und in der Vorstadt La Croix, so wie die gegen das Meer hin gelegenen in der eigentlichen Stadt selber, sämmtlich eingerichtet.

Hier bemerkt man denn gleich beim Eintreten in die freundlichen, hohen Zimmer, daß diese vor allem zu einem bequemen und gesunden Aufenthalt für die Wintermonate eingerichtet sind. Der Fußboden ist nicht, wie

bei vielen auch besser eingerichteten Wohnungen der Altstadt, mit steinernen Platten getäfelt oder mit einem Estrich von Gyps und Kalk versehen, sondern auf unsere heimathliche Weise mit Brettern gedielt und zum Theil mit Decken belegt. In den eigentlichen Wohnzimmern finden sich Kamine, bei denen der kränkliche Fremdling an Knregnigten Tagen des Novembers und des März, oder in den kühleren Morgenstunden des Winters sich wärmen kann. Die Meublen sind geschmackvoll und zugleich bequem; mehrere, gegen Norden gelegene Zimmer sind durch ihre vielen verschließbaren Schränke und Kästen zu Vorrathskammern eingerichtet; die reinlichen, hohen Betten, auf eisernem Gestell ruhend, sind durch Vorhänge von feinem Flor gegen die, im Sommer und Herbst sehr häufigen Fliegen verwahrt. Freundlich und hell sind Vorplatz und Küche; es ist in der ganzen Wohnung nichts, was sich nicht mit den Regeln der strengsten Ordnungsliebe und Reinlichkeit vertrüge, nichts, auf welches jener Tadel fallen könnte, den ich vorhin, in Beziehung auf Reinlichkeit, gegen manche Wohnungen der Altstadt aussprach.

Wir bewohnen ein Logis, welches fünf Zimmer und eine Küche hat, täglich um den sehr billigen Preis von 2 Franken. Freilich wird dieser Preis in den Wintermonaten, durch die große Concurrenz der wohlhabenden Fremden, um das Doppelte, ja um das Dreifache erhöht, doch ist, wenn man die Größe und Schönheit der Wohnungen, so wie die Zierlichkeit und Bequemlichkeit der innern Einrichtung berücksichtigt, auch dann noch der Miethzins äusserst mäßig; denn wo sollte man wohl an irgend einem besuchteren deutschen Badeort, oder in irgend einer unserer Residenz- und größeren Handels-

städte eine Wohnung mit so vielen meublirten Zimmern für solchen Preis haben können? Unsre jungen Freunde wohnen übrigens noch ungleich wohlfeiler als wir, in einem Hause, welches sich freilich schon mehr der älteren Einrichtung nähert.

Unsre Küche wird von meiner Frau, mit Hülfe einer alten, gutmüthigen Aufwärterin selber besorgt, wir haben uns hier so bequem und einfach als zu Hause eingerichtet. Uebrigens kann man, was wir auch der Abwechslung halber zuweilen thaten, in mehreren Speisehäusern in der Nähe des Cours die Kost nehmen, deren Zimmer unter der schon erwähnten Terrasse gelegen sind und mithin wie diese die herrliche Aussicht nach dem Meere haben. Am Hafen sind Speisehäuser, zunächst vielleicht für Seeleute bestimmt, worin die Kost zu den verschiedensten Preisen gereicht wird. Hier essen unsere jungen Reisegefährten eben so wohlfeil, als es etwa in einem Speisehause irgend einer unserer kleineren Universitätsstädte zu seyn pflegt.

Ich sprach vorhin nur von den Privatwohnungen und ihrer innren Einrichtung, von den öffentlichen Gebäuden werde ich nur wenig zu sagen haben.

Wenn man hinter dem großen, in seinem Innern aus lauter Gewölben und Gebäuden bestehenden Damm, auf welchem die oben erwähnte, herrliche Terrasse hinläuft, vom Hafen und vom Fuße des Schloßberges aus nach der Stadt geht, kommt man in den mit hohen Ulmenbäumen bepflanzten, etwa 300 Schritte langen, Cours, welcher zur Rechten durch einige ansehnliche Gebäude und unfern seines Endes, am Dominicaner-Platz, durch die südliche Seite des Königlichen Schloßes ausgezeichnet ist. Vom Cours aus führen mehrere steinerne

Treppen hinauf zu der um 24 Fuß höher gelegenen Terrasse und zum Damme, welcher westwärts der Stadt am Paillon hinläuft, und wenn nicht gerade die Wärme der Tageszeit den Schatten, den man unter den Bäumen und hinter den Gebäuden der Stadt findet, besonders angenehm macht, folgt man gern dem Wink, den diese Treppen geben, hin nach der freien, luftigen Aussicht der Terrasse. Uebrigens ist der westliche Theil der Stadt, zu welchem man am Ende des Cours gelangt, und welcher längs dem Paillondamm hinan, bis zum Victorplatz und gegen das Turiner Thor sich fortzieht, ungleich neuer und besser gebaut, als die schon öfter erwähnte sogenannte Altstadt, deren enge Gassen mit ihren hohen, dunkelergrauten Häusern sich unmittelbar an den Schloßberg anlehnen. In jenem westlichen Theil der Stadt erblicket man, in den ungleich breiteren Straßen, wohlbestellte Kaufmannsläden. Am Victorplatz gehen überall unter den Gebäuden Arkaden herum.

Von Resten der alten, griechischen oder römischen Baukunst hat man in Nizza fast gar nichts, in dem benachbarten Cimiez nur Unbedeutendes entdeckt. Sollte die jetzige Zeit einmal alt werden und absterben, so würde das, was die Stadt der Beschauung der künftigen Zeit übrig ließe, fast noch unbedeutender erscheinen. Die Hauptkirche: Santa Reparata, erregt schon von ferne weder durch ihren Umfang, noch durch die Bauart irgend eine Aufmerksamkeit. Betrachtet man sie näher, so wird man durch die geschmacklose Ueberladung mit bedeutungslosen Ziereriereien der Bildhauerkunst, und auch durch das, was im Innern mit den Farben geschehen, an den buntfarbigen Aufputz erinnert, den unsre guten Landleute in Süddeutschland, in ihren Zimmern, an den mit Prassel-

gold bekleideten Heiligenbildern anbringen. Die Künstler, von denen manche dieser Kirchen ihre Gemälde empfiengen, scheinen nicht Menschen, die durch einen Geist von innen leben, sondern rothe und weiße, bärtige und unbärtige, zierlich und unzierlich gekleidete Puppen abgebildet zu haben. Das eine Gemälde in der Jesuitenkirche mag immerhin etwas besser seyn als die übrigen; es ist dies zu seinem Lobe noch nicht viel gesagt.

Der Hafen, mit seinen beiden Molo's und seinen bedeckten Säulenhallen, zu denen man auf bequemen steinernen Treppen hinabsteigt, und mit der Wasserleitung, deren frisches Wasser sich in diesen Hallen ergießt, ist ein respektables, solides Werk der bürgerlichen Baukunst, obwohl er bei seiner geringen Größe nur etwa 40 Schiffe fassen kann und für keines zugänglich ist, das viel über 300 Tonnen fasset. Die Ruinen des alten, schönen Bergschlosses, das auf dem Gipfel des herrlichen Schloßberges lag, und welches, nachdem im Jahr 1691 eine feindliche Bombe das Pulvermagazin des großen Thurmes entzündet und diesen zersprengt hatte, im Jahr 1704 vom Marschall de Catinat eingenommen, dann auf Ludwigs XIV. Befehl von Berwick (1706) ganz zerstört wurde, gewähren, mitten in dieser gewaltigen Natur und in dieser Umgebung der Weinreben, der Orangen und der Palmen, noch immer einen imposanten Anblick. Die Brücke, welche über den Paillonfluß führt und die Stadt mit der Vorstadt La Croix verbindet, ist schon wegen der eigenthümlichen Aussicht, welche man von ihr aus nach der Alpenkette des Col de Tenda, durch die Thalschlucht des Paillon hindurch hat, eines öfteren Besuches werth.

So ist denn das Land um Nizza und so ist selbst die

Stadt einladend genug zu einem Besuche für mehrere Monate, ja, wenn es der Gesundheit gedeilich seyn sollte, für mehrere Jahre. Freilich, was wäre dies Alles, was wäre selbst ein noch schöneres Paradies, in welchem es — nach meinem Ideal — gar niemals regnete, sondern immer nur, aus heitrem Himmel, stark thaute, in welchem es niemals fröre, sondern zuweilen nur ein kühler Wind gienge, der das Land erfrischte, was wäre, sage ich, dies Alles, wenn die hiesigen Menschen zu dieser lieblich-milden Natur einen widerwärtigen Mislaut bildeten, wenn nicht in ihnen auch etwas von dem freundlichen, treuen Charakter ihrer Natur zu finden wäre. Und dieser schöne Zug der Aehnlichkeit und Verwandtschaft des Menschen mit der Natur, muß jedem Fremden, auch wenn er nur kurze Zeit hier verweilte, sich bemerkbar machen. Ich rede hier nicht partheilich, und weil ich etwa bloß durch die uneigennützige Freundlichkeit meines edlen guten Wirthes, des Herrn Maigrons und seiner Familie, bestochen bin; um so mehr, da diese wackere Familie nicht in Nizza eingeboren, sondern aus Nismes hieher gezogen ist. Auch wird mein Urtheil über die hiesigen Einwohner nicht durch die vielen, mir unvergeßlichen Beweise von zuvorkommender Güte und Freundlichkeit bestimmt, welche mir fast täglich die treffliche Familie Verany und manche andre, zu den sogenannt gebildeten Ständen gehörige Männer, gegeben haben. Sondern, wenn ich über die hier Eingebornen urtheile, folge ich treulich den Erfahrungen, die ich, in meinem täglichen Verkehr mit dem Volke selber: mit den Fischern, den Handwerkern und Handelsleuten, bei meinem Geschäft des Naturaliensammlens und Aufbewahrens gemacht habe.

Der Stand der Fischer in Nizza (oder eigentlich großentheils in St. Helena) hat noch immer, so sehr sich auch rings umher Alles verändert hat, seinen alten, guten Ruf der unbescholtnen Sittlichkeit und Rechtlichkeit sich erhalten. Man hört unter diesem Stande nur äusserst selten von strafbaren Ausbrüchen roher Leidenschaftlichkeit oder niedrer Thierheit; im Verkehr mit Fremden sind diese Leute, wenn man sie recht zu behandeln weiß, ohne Betrug, und obgleich sie, verwöhnt durch die guten Trinkgelder, welche einige reiche Naturaliensammler (besonders Engländer) für manche Lieblings-Raritäten bezahlten, im Anfang einen höheren Werth, als sie sollten, auf ihre Bemühung setzen: das für ihren Fischfang Bedeutungslose aus dem Meer zu sammeln; so begnügen sie sich dennoch, ohne Murren, mit dem was billig ist. Wenn man in eine solche Hütte, bei St. Helena tritt, übersieht man bei der gutherzigen Freundlichkeit der Bewohner gern das, was den Sinnen in den sogenannten Zimmern nicht gefallen will. Doch habe ich mich, wenn ich den Fischern Aufträge zu geben hatte, am liebsten mit ihnen aussen vor ihrer Hausthür unterhalten. Eine alte Frau erzählte mir einst, „daß da in ihrem Hause noch vor etwa einem Jahre ein junger Russe (so nennt übrigens das hiesige Volk alle jungen Ausländer, welche Bärte tragen) gewohnt habe, welcher immer Kräuter sammlete. Er sey ein sehr guter Herr gewesen, aber fast beständig krank, auch hätte er auf seiner Reise viel Unglück gehabt.“ Bei diesem Erzählen kamen der gutherzigen alten Frau nie Thränen. „Sie möchte, so fügte sie hinzu, wohl wissen, wie es seitdem dem guten Herrn gegangen sey.“ Aber sie konnte den Namen nicht eigentlich nennen, sondern nur sagen:

so ohngefähr habe er geheißen, und das Wort, das sie aussprach, klang mehr wie ein deutscher Name.

Schade ist es, daß die eigenthümliche Volkssprache: die Provenzalische, so sehr und fast ganz durch die Französische verdrängt wird. Meine Fischerkinder sprachen zwar unter einander ihr mir sehr angenehm lautendes Provenzalisch, auch sind die Lieder, welche das junge Volk singt, noch zum Theil in dieser Sprache; mit mir aber sprechen selbst die Kinder (wahrscheinlich, weil sie merken, wie sehr ich in dieser Sprache Virtuos bin) Französisch. Um Ew.*** nur eine kleine Probe von der Eigenthümlichkeit der nun leider erlöschenden provenzalischen Volkssprache zu geben, setze ich hier einige Worte aus einem (neueren) Lobgedicht auf eine junge Fürstentochter, oder eigentlich aus einem Hochzeits-Carmen her:

O prinsesso
Como un solen sias bello,
Splendes plus que l'estello
Che suorte au fa dou giou!
Non li ha virtú che sio
Degno de lai persono
Nadoi per la corono
Che non si trove en vou.

Ew.*** erkennen wohl, daß die Worte (zuweilen mehr den Italiänischen, dann mehr den Französischen gleichend) nur durch die eigenthümliche Aussprache und Schreibart etwas unkenntlich gemacht werden. Diese Aussprache scheint einen besondern Gefallen am O zu haben, darum setzt sie Madomo statt Madame, und, auch wenn von einer Frau die Rede ist, bello statt bella, so wie aus stella das estello geworden, corono aus corona. Aber eben dieses so oft hervorklingende o, mit den Diphthon-

gen oi, ou, ei u. s. z. B. in den Worten toi statt tutti, dou giou, statt del giorno; veire und creire, statt vedere, credere, giebt dieser Sprache beim Gesang einen besondern Wohllaut.

Was ich oben von dem Charakter der Bewohner von St. Helena gesagt, das gilt auch von dem Volk der Stadt, nur mit jener, wenigstens scheinbaren Ausnahme, welche das Gesindel macht, das man häufig im Hafen antrifft, wobei man aber freilich die Fremden, z. B. die ausländischen Matrosen und Soldaten von den Eingebornen nicht zu unterscheiden weiß. Unter den Handwerkern der Stadt lernte ich sehr gefällige, redliche Leute kennen, welche nicht mit Trug umgehen.

Selbst die Spiele und die öffentlichen Vergnügungen des Volkes von Nizza haben einen ganz besonders sanften, harmlosen Charakter. An manchen Feiertagen versammlet sich das Volk vor irgend einer Kirche ausser der Stadt, welche etwa gerade heute den Tag ihres Schutzheiligen feiert. Da stehen, aussen auf dem freien Raume, im Schatten der Maulbeerbäume, viele Tische, voller Eßwaaren und andre voller Wein. Um diese her bewegt sich dann Alt und Jung, im besten Staate, mit Bändern aufgeputzt, mit Blumensträußen geziert. Man kauft da Kuchen, oder gekochte Kastanien und Rosinen, sammt Wein zum Trinken, und nun lagern sich die Familien oder die sonst zusammengehörigen Haufen, im Schatten, auf den grünen Rasen. Abwechslend ergötzen sich da die einen mit Essen und Trinken, während sich Andre, so wie es wieder etwas Raum darinnen giebt, in die Kirche oder Capelle, zur Feier der Vesper hineindrängen. Nirgends hört man ein wildes Geschrei, Keinen macht der schöne Putz, den er an sich trägt, hoch-

müthig,

müthig, selbst das kleine Fischervolk, heute so prächtig mit Flittergold behangen, kennt einen noch und ist freundlich; die Mägdlein tanzen singend ihre Ringeltänze. Gegen Abend zieht dann, wer da hinein gehört, wieder nach der Stadt hin und da kommen viele gutmüthig Neugierige heraus entgegen, um die fröhlichen und geputzten Haufen hineinziehen zu sehen. — So sieht man auch an den schattigen Rasenplätzen des schönen Schloßberges hin, besonders an der Nordseite desselben, von welcher aus man den Anblick der hohen Alpenkette genießt, an den Sonn- und Festtagen des Nachmittags, fröhliche Haufen sitzen, welche hier still vergnügt ihr Glas Wein trinken. Charakteristisch für den eigenthümlichen, guten Sinn des hiesigen Volkes ist die große Freude, welche dasselbe an den Festbelustigungen der Kinder hat. Auch die Aermsten wenden Alles auf, was sie vermögen, damit etwa ihr kleines Töchterlein oder Söhnchen bei dem Umzug am Fronleichnamsfeste in dem allerdings abentheuerlichen und komischen, ihnen selber aber sehr wohlgefallenden Costüme eines Heiligen erscheinen könne. So stellt dann das eine Kind in seinem Aufputze Johannes den Täufer, in der Wüste, ein andres die heilige Magdalena, ein drittes einen Engel Gabriel u. s. dar und die Alten betrachten den schönen, stillen Zug ihrer Kleinen mit Rührung und Freude.

Ein recht kräftig männliches Spiel ist das Kegelspiel, in der Art, in welcher es hier die jungen Burschen üben. Sie schleudern die sehr gewichtige Kugel, in hohen Bögen, durch die Luft auf eine andre, am Boden liegende Kugel hin, und dies mit solcher Sicherheit, daß die Fußgänger, mit ihnen auch wir, furchtlos und ungehindert unter den sausenden Kugeln hinweggehen.

Die Kleidung, so abentheuerlich bunt auch die Haarnetze (Redecillas) oder die Kronen von Bändern, welche die Mädchen auf dem Kopfe tragen und die sonderbaren, großen Strohhüte aussehen, erfordert eben keinen sonderlichen Aufwand, ist aber sauber und nett. Noch immer hat sich die schöne Sitte erhalten, daß, obgleich hier die Seide selber gebaut wird, die unverheuratheten Töchter, auch der besser bemittelten Bürger, niemals ein Gewand von Seide tragen dürfen, sondern nur buntes, baumwollenes Gewebe. Das erste seidne Gewand, welches die Frauen tragen, ist ein Geschenk, das ihnen der Bräutigam zum Hochzeitsschmucke machte.

Was zur Gestaltung des eigenthümlichen Charakters der Bewohner von Nizza und seiner nächsten Umgegend viel beigetragen hat und beiträgt, ist der Fleiß und dann jener sehr mittelmäßige Wohlstand, welchen die Natur dem größeren Theil des Volkes verliehen. Jenes erhält den Geist gesund und kräftig, dies macht demüthig. Armuth und Reichthum gieb mir nicht, sagt jenes alte, schöne Gebet; der gemeine Bürger von Nizza ist vor beiden verwahrt. Mit Recht hat man gesagt, daß, wenn eine Colonie, geführt von sachverständigen Wirthen, wäre hierher gesendet worden, ehe das Land bewohnt war, sie geurtheilt haben würde, daß dieser zwar paradiesisch gelegene, aber so häufig von unfruchtbaren Felsen durchschnittne, wenig bewässerte Landstrich kaum 3000 Menschen ernähren könne. Aber nun ernährt er wirklich 21000 lebensfrohe Bewohner, freilich aber nur im sauern Schweiß des Angesichtes. Denn, damit dies möglich werde haben die Berge, nur die ganz dürren und steilen ausgenommen, von diesen Tausenden von Terrassen durchschnitten werden müssen, deren weniges, noch

für Oelbäume brauchbares, mit rolligem Gestein unter-mischtes Land durch trockne Mauern gehalten wird. Damit dies möglich werde haben Tausende der ärmeren Bewohner den wenigen reichen einzelne Stücklein des Landes, das diese besitzen, abpachten müssen, sind aber nun genöthigt, vom Morgengrauen an bis zur einbrechenden Nacht zu arbeiten, um den hohen Pacht zu erübrigen. Denn, zwar ist es erwiesen, daß ein ganz in der Nähe von Nizza gelegner Garten, welcher 150 gemeine Schritte lang und eben so breit ist, großentheils aus Küchenland besteht und nur wenige Zitronen- und Orangenbäume enthält, jährlich, durch den unaufhörlichen Ertrag, dem Gärtner gegen 2000 piemontesische Lire Gewinn gebe, aber eben dieser Gärtner muß auch dem eigentlichen Besitzer des Grundstückes jährlich 700 Lire Pacht geben, muß dann noch für Dünger sorgen und die gauze Last der Arbeit auf sich nehmen. Eben so ist es mit den Orangengärten, wovon freilich einer, der nur 200 Quadratruthen groß ist, jährlich bis gegen 60000 Stück reife Orangen geben kann, ohne das, was der Verkauf der Blüthen abwirft, aber in dem Verhältniß des Ertrages steigt auch der Pacht. Eben so bei den Maulbeerbäumen zum Seidenbau, welcher dem Lande, durch den Verkauf der rohen Seide, jedes Jahr gegen 150000 Franken einträgt. Oel wird zwar jährlich aus dem Hafen von Nizza im Durchschnitt um eine Million Franken, besonders in die nördlichen Länder von Europa ausgeführt, aber dieses Oel kommt bei weitem nicht alles aus dem Gebiet der Stadt selber, sondern großentheils aus den Thälern, welche gegen den Tenda hinan liegen, und die Bewohner der Stadt gewinnen bloß als Zwischenhändler durch den Einkauf im Einzelnen und Verkauf im Ganzen; ma-

chen sich aber auch die vergebliche Mühe, jenem Oele, das nach Norden gehen soll, dadurch, daß sie es in offnen Gefäßen der Sonne aussetzen, statt der natürlichen hellgelben, eine ganz wasserhelle Farbe zu geben. Auch der Oelbau der Umgegend selber fordert ungemein viel Arbeit. So hat denn der eigentliche Bebauer des Landes, in Gesellschaft seines treuen Esels, der ihm selber an Genügsamkeit gleicht, den ganzen Tag und das ganze Jahr Arbeit genug, um, hoch oben am steilen Berge sein Feld oder Gartenstück zu versorgen. Er muß jenes Feld mit eigner Hand mit der breiten Hacke aufhauen, ihm hilft dabei kein pflügendes Pferd oder ein Stier. Indeß sieht man die eben so fleißigen Frauen, sogar spinnen, wenn sie auf dem Esel sitzend zur Stadt, oder aus dieser hinaus reiten, ja sogar im Gehen, indem sie dabei noch eine schwere Last auf dem Haupte tragen. Eben so wird die Seidenzucht, oder das Bereiten von Fäden aus den zerkämmten Blättern der americanischen Aloë, großentheils durch Weiber betrieben. — So hat die Vorsehung durch die Natur selber dafür gesorgt, daß der gute Engel des Fleißes nicht von den Menschen weiche, und daß derselbe zugleich ihnen immer gebe, was zur täglichen Sättigung nöthig ist. Gegen das Reichwerden ist dann doch auch, selbst bei den bemittelteren Bewohnern gesorgt. Denn da so Vieles, was diese für sich und ihre Dienerschaft brauchen, nicht in Nizza und um Nizza gebaut wird (selbst das größere Schlachtvieh, so wie vieles Geflügel und das meiste Getreide kommt aus andern Gegenden von Piemont), so geht immer so viel Geldes aus der Stadt, für die Anschaffung der nöthigen und unnöthigen Bedürfnisse hinaus, daß zum ansehnlichen Reichwerden nicht viel überbleibt.

Dies war es, was ich noch von den eigentlichen Bewohnern erwähnen wollte. Aber ausser diesen leben nun auch hier, besonders im Winter, eine Menge von Fremden und mehrere Familien scheuen selbst den hiesigen Sommer mit seiner Hitze und seinen Fliegen nicht, sondern genießen gerade dann die Seebäder. — Das Zusammentreffen mit einigen dieser Fremden hat besonders mir den Reiz des hiesigen Aufenthaltes unbeschreiblich erhöht. Besonders wird mir, so lange ich lebe, das Andenken an einige englische Familien, welche ich hier kennen lernte, theuer und gesegnet bleiben. Die eine dieser Familien ist die des trefflichen Predigers Whitby die andre jene der Lady Lloyd. Was Nizza selber und seine Natur, für sich allein nur dem Leib und der Seele gaben, das hat das Zusammentreffen mit diesen theuern Menschen dem Geiste gewährt.

Und nun meine ich fast, durch meine Beschreibung Ew.*** so bekannt mit Nizza gemacht zu haben, als hätten Sie selber einige Wochen hier gelebt. Freilich scheint es mir auch, ich sey in meiner Darstellung so langsam vom Flecke gekommen, als habe ich den Weg, als Ew.*** Wegweiser, nicht zu Roß oder zu Pferde, sondern, wie es hier gewöhnlich, reitend auf einem Eselein gemacht. Aber dafür hoffe ich, wie für so manches Fehlen dieser Art auf Ihre Vergebung. — Und möchten doch, wie in der Landschaft selber, in meiner Beschreibung, unter den vielen dürren, auch einige grüne Stellen für Ihren Geist zu finden seyn, und aus diesen Stellen ein wenig des heilsamen Oeles hervorgehen, um die Wunden und Schmerzen eines edlen Geistes zu lindern. Oder möchte in ihnen auf einige Augenblicke eine Aussicht gefunden werden, welche das, was nahe und gegenwärtig, vergessen lässet, über dem das künftig ist!

II.

Reise nach dem Col de Tenda.

Schon lange vorher, ehe wir uns wirklich auf die Reise nach Nizza begeben hatten, war ich im Geist mit Beaumont und mit den Abbildungen seines (englischen) Werkes in diesen Gegenden gewesen. Unter allem, was ich bei Beaumont gesehen und gelesen hatte, waren mir unvergeßlich tief in der Erinnerung geblieben: die herrlichen Thäler und die gewaltigen Gebirgsansichten, welche auf dem Wege von Nizza nach dem Col de Tenda, durch die ungeheure Kluft des Roya-Thales gefunden werden. Ohnehin hatten diese stillen Alpenthäler von Piemont, schon durch die Geschichte der Waldenser, für mich, von früher Jugend an noch ein ganz besondres Interesse, so daß bereits in der Heimath ein Ausflug, von Nizza aus nach dem benachbarten piemontesischen Hochgebirge beschlossen war.

Eines Tages, da ich in Gesellschaft meiner Frau in einem nicht fern vom Hafen gelegenen Hause zu Mittag aß, fand ich da, im kühlen Vorplatz des Hauses, einen Mann, welcher, als er uns Deutsch reden hörte, uns auch Deutsch zusprach, obgleich er sich nur mit großer Schwierigkeit in unsrer Sprache ausdrücken konnte. Er erzählte uns, „daß er aus dem Gebirg sey, wohin er nun wieder, mit einer Ladung Salz auf seinem Esel, zurückkehre.“ — Denn selbst zu jenen hohen Alpenwiesen,

deren arme Hirten nur von dem Ertrag ihrer Heerden leben und nur in selbst gewebtes Gewand sich kleiden, geht noch ein Zweig des Handels hin: der Handel mit dem unentbehrlichen Salz. Und wenn zuletzt der schmale Steig, hoch über den Wetterwolken, neben Abgründen am Felsen hinläuft, so daß der Wald der Lerchenbäume, der in der Mitte des Gebirgsabhanges wächset, von oben herab nur noch als ein niedres Gesträuch erscheint; wenn jeder Fehltritt, jeder rollende Stein, ja an manchen Stellen jeder starke Windhauch dem Wandrer und seinem beladnen Esel den Hinabsturz in den Abgrund drohet, dessen eigentliche Tiefe auch das schärfste Auge nicht ausmisset: da wird dennoch auf diesen Wegen von Zeit zu Zeit noch ein Mann gesehen, ja selbst Frauen, welche, den Esel vor sich hertreibend, hinanziehen zu den Alpenhirten, um diesen Salz, und zu den festlicheren Gelagen auch ein wenig Mehl zu bringen. Hier schläft, an manchen Orten der Schwindel so leise, daß er, selbst in den geübtesten Wandrern dieser Gebirgshöhen aufwachet, wenn etwa unvermuthet die Alpenkrähe aus der Kluft hervorfleucht, oder wenn der Widerschein des hellen Sonnenglanzes so täuschend am glatten, steilen Gewänd und an der Wasserader spielt, welche vom Gletscher herabträufelt, daß es auf einmal scheinet als höre da der Steig auf, oder sey hinabgestürzt. Dann geschieht es wohl, daß der vom Schwindel Ergriffne an seinem Esel sich festhält, und einen Theil der Ladung aufopfernd, auf diesen sich setzt. Wie aber, wenn nun das erleichterte Thier, da, wo die Wasserader am Gestein herabrinnt, neben dem Steig den hochgeschoßten Halm des Gebirgsgrases bemerkt und Kopf und Hals zum ersehnten Grün hinab beugt und wenn dabei der Fuß ihm ausgleitet? — oder wie, wenn

der schwindelnde Reuter durch ein einziges, unvorsichtiges Bewegen, das treue Thier selber (welchem man hier gern den Zügel lässet) aus dem Gleichgewicht bringt; welcher Alpenjäger wird dann, vielleicht nach Jahren, das zerschmetterte Gebein zwischen den Felsenzacken der Tiefe finden? — Von dieser mächtig kühnen Natur der Piemontesischen Alpen und den Gefahren der Wege dahin erzählte uns denn unser Salzhändler Vieles, er fügte aber, in seinem gebrochnen Deutsch die Bitte hinzu: „wir möchten dennoch kommen in diese Gegenden. Es gäbe da auch viele bequeme Wege für Fußgänger und Reuter, und wir würden dort Leute finden, wie die sind, welche in Deutschland wohnen, Leute, welche Gott sehr lieben und auch gut sind.“

Die Beschreibung der gewaltigen Gebirgsgegenden, welche uns dieser (vermuthliche) Waldenser gegeben, fiel mir ein, als wir einige Tage nachher von der Anhöhe der neuen Straße, welche nach Genua führt, hineinblickten in die Kette der schneebedeckten Alpen. „Wie Säulen der Ewigkeit stehen diese Berge unwandelbar an ihrem Orte, es ist der Fuß tief im Meer gegründet, das Haupt aber hebt sich fern über das Gewölk, dahin den Steig kein Geier erkannt hat und keines Falken Auge ihn gesehen, welchen der kühne Lauf des Steinbockes nie betreten, auf welchem der Fuß des Menschen nie gegangen. Der Schiffer siehet von fern den leuchtenden Schnee der Gipfel und der Jäger der Wüste richtet nach ihm seinen Weg.“

Mich ergriff, bei dieser hehren Gebirgsaussicht, eine unbeschreibliche Sehnsucht nach den Alpen; es wurde beschlossen, zwar nicht (denn dieses verbat sich ausdrücklich die Hausfrau) auf die Felsenabhänge zu steigen, welche

der Salzhändler beschrieben, wohl aber auf der schönen Straße, welche durch das wunderherrliche Thal von Saorgio, über den Col de Tenda nach Turin führt, eine Reise nach den Gebirgen zu machen. Und zwar dieses in der Zeit des lieblichen Pfingstfestes.

Als deshalb am Pfingst-Heiligenabend, den 13ten Mai, der gerade an diesem Tage sehr reiche Fischmarkt abgewartet und die eingekauften Naturalien in Weingeist gesetzt oder zum Trocknen an Luft und Sonne ausgestellt waren, machten wir uns in Begleitung eines unsrer jungen, deutschen Reisegefährten (zwei andre kamen uns eine Stunde später, nach) auf den Weg. Es war eben in der ersten, heißen Stunde nach Mittag, als wir zum Turiner Thor hinaustraten in die noch ziemlich schattige Allee der Maulbeerbäume, welche die Landstraße längs dem Paillon-Thal hinan begleitet. Da zog mit und neben uns die Schaar der Landleute, welche in der Stadt verkauft, oder einiges Nöthige für das schöne Fest eingekauft hatten, zu Fuß und auf den beladnen Eseln reitend. Ein fröhliches, buntes Gedräng, aus welchem sich besonders ein Mägdlein mit seinem aufgeputzten Strohhut hervorthat, welches sich, neben uns her auf dem Esel reitend, immer zu uns, oder vielmehr zur Hausfrau gesellte, diese neugierig betrachtete und unsrem Gespräch so aufmerksam zuhorchte, als ob wir ein ihm verständliches Patois redeten. Wir mochten es anstellen wie wir wollten, die muntre, neugierige Begleiterin war überall bei uns, als gehörte sie zur Gesellschaft; denn giengen wir langsam oder stunden im Schatten still, so hielt, bei einem der nächsten Bäume auch das Eselein an, giengen wir aber in zweimal schnellerem Schritt als der eines deutschen Esels zu seyn pflegt, da trabte das

Thierlein so frisch auf, daß es immer wieder bei uns war. Bis zuletzt der Weg nach der Heimath selber die treue Begleiterin von uns und der Hauptstraße hinwegführte.

Es muß dieser Weg, im Paillonthale hinauf, zu jeder Zeit des Jahres angenehm und unterhaltend erscheinen. Denn da zeigt sich zur Linken zuerst das herrlich bebaute Land der Stadtgärten und die Höhe von Cimiez, weiter hinanwärts die Abtei St. Pons und dann St. Andre, in dessen Nähe der Paillon sich den Weg durch eine tiefe Bergschlucht gebahnt; nach andern Richtungen öffnen sich Thäler oder Einbuchtungen ins Gebirge, in denen Aecker und Olivenpflanzungen, Landhäuser und selbst einzelne Dörfer erkannt werden. Ist jedoch dieser Weg schon zu jeder andern Zeit angenehm und schön, so wird er einem Auge, das am Menschenangesicht sein Gefallen findet, in viel höherem Maaße an einem Pfingstheiligabend so erscheinen, da man überall um sich her ein Volk siehet, das unter der Last der täglichen Arbeit zum morgenden Genuß der Sabbathsruhe sich rüstet; ein Volk, das fröhlicher noch als sonst der Heimath zueilt, weil es das Vorgefühl der nahen Festfreuden im Herzen, den leiblichen Stoff zu diesen Freuden mit sich auf dem eignen Rücken, oder auf dem Rücken des treuen, begleitenden Thieres trägt.

Ein frischer, klarer Bergquell, der sich unter schattigen Bäumen zum Bache bildet, und dessen Wasser sorgfältig zum Nutzen der Stadt verwendet wird, lud uns zum ersten Ausruhen ein. Diese Ruhe ward aber erst recht festlich still in dem kühlen, reinlichen Saale eines, etliche Stunden von Nizza abgelegenen Dorfwirthshauses, da wir uns an dem Genuß des feineren, schon für das

Fest bereiteten Weißbrodes, und der hier seltneren frischen Butter, so wie des Honiges und der frischen Mandeln erquickten und unsre beiden andren Reisegefährten: die fleißigen, treuen Pflanzensammler, erwarteten. Ueberall sahe man da, in den Wohnungen der Landleute, wie in Kirchen und Kapellen, fleißige Hände mit den Ausschmückungen für das Fest beschäftigt, uns war, als seyen wir in der Heimath; nur Eines wurde vermißt, was man zu solchen Zeiten öfter in unsren bayerischen Gebirgen hört: der Ton der fröhlichen Lieder in den Häusern und Feldern, und aus den Kirchen der Klang der Orgel, vereint mit dem erhebenden Gesang des Volkes.

Unmittelbar hinter dem Dörflein, das uns einen so erquickenden Vorgenuß des Festes gab, verengert sich das Thal. Da sieht man, näher an einander gedrängt als um Nizza, ganze Wälder von dickstämmigen Olivenbäumen; ein grüner Wiesengrund begleitet jenseits den Lauf des Flusses, zu beiden Seiten erhebt sich das steile Gebirg, auf dessen Höhen, so wie zum Theil auf den Sandsteinfelsen des Thales die Seefichte stehet, mit nacktem Stamme und weitschweifig ästigem Gipfel. Bald senkt sich nun die Straße tiefer zu der Nähe des Flüßleins herunter, und hier vernahmen wir aus dem Schatten des Laubwaldes und dichteren Gebüsches zum ersten Male, seit mehreren Wochen, wieder die Stimme der Nachtigall. Mächtig und reich zeigt sich die grünende Wildniß, da, wo der Fluß durch die enge, dunkelschattige Bergkluft rauschet.

Vor dem Städtlein Scarena, das wir uns schon im voraus zum Nachtlager ersehen hatten, erhebt sich die schneckenartig gewundene Straße aufs Gebirge, unter

die Olivenwälder. Bei Scarena selber durchströmt das Paillonflüßlein ein überaus liebliches, blühendes und grünendes Thal. Am Felsenufer, über welches die hohe, steinerne Brücke hinüberführt, zeigen sich die lieblichen Formen des Gebirgsflachses der Seealpen. Wir fanden im Städtlein ein treffliches und billiges Gasthaus mit reinlichen Zimmern und Betten. Am Ende des Saales, in welchem wir zu Abend aßen, stund ein geräumiges Bett, und eine Inschrift, an der Wand daneben bezeugte, daß hier Papst Pius VI., der in seinem Leben so vielfach das Loos eines heimathlosen Pilgrims und Fremdlings erfahren, eine Nacht geruhet. Der Abend vergieng uns still und vergnügt, und die Ruhe that wohl. Als aber kaum den anbrechenden Morgen des Festtages das Geläute der Glocken verkündete, da erhuben wir uns gestärkt vom Lager und erfreuten uns beide, am Fenster unsres stillen, nach Osten gelegnen Schlafzimmers an dem Hinausblick in den heitren Morgenglanz, welcher über dem fruchtbaren, mit Oelbäumen und Weinreben bewachsnen Thale und über dem mächtigen Gebirg stund, zugleich aber, über den Anblick des irdischen Ostens hinüber, an dem eines andren Ostens, dessen Licht nie vergehet, und nie getrübt wird.

Das Frühstück war bald genommen, und die aufgehende Sonne leuchtete uns schon zu dem ersten Theil unsres Weges durch das Thal hin. — Von Scarena bis gen Turt zieht sich die Straße nur allmälig, durch die Olivenwälder bergan, dann aber erhebt sie sich, in schlangenartigen Windungen, aus dem Thale, das sich hier zu einer grünenden Schlucht verengt, zu dem steilen Abhange des (westlichen) Kalkgebirges hinan. Es geht hier der Weg an mehreren, weitgeöffneten Hölen

vorüber und begegnet zuletzt, zu seiner Rechten, einem prächtigen Wasserfalle, dessen klare Fluth, zum Theil in perlenden Thau verwandelt, die grünenden Wände und die Matten der Felsenschlucht benetzet und rings umher den kühlenden Aushauch der Quellen verbreitet. — Hier war uns Allen, als vernähmen wir das ernste Geläute der Festglocken aus der fernen, lieben Heimath; der Glocken, welche Seele und Leib in einen Tempel hineinrufen, den ja der Mensch, wenn er nur die Thüre dazu kennet, allenthalben bei und in sich findet.

Nahe oberhalb und jenseit des Wasserfalles gehet der Weg über ein mitten aus dem Bette der Kalkfelsen zu Tage hervorbrechendes Gebirge hinweg, welches zum Uebergangstrapp zu gehören scheint. Wie in einer Mulde gelegen, bildet dasselbe nur eine kleine, niedere Insel und man sieht sich dann bald wieder im Gebiet des vorherrschenden Kalksteines, zu dessen gähem Gipfel die Straße von hier an, fast eine Stunde Weges lang, hinanklimmt. Auf der Höhe stehen einzeln zerstreute Bauernhäuser und am jenseitigen Abhange, an einer kleinen, ins Thal hinabrinnenden Quelle, findet sich ein einsames, kleines Wirthshaus, in welchem wir einige Augenblicke ruheten und an den Gaben des Landes uns erquickten.

Die Sonne begann jetzt heißer zu scheinen. Der freilich ungleich nähere Fußsteig, welcher, nicht fern von dem kleinen Wirthshause die Straße verläßet, und links, den steilen Berg hinab, nach dem so nahe scheinenden Sospello hinunterführt, ist einer der beschwerlichsten, welchen wir bis dahin jemals gegangen waren. Der Fuß tritt mit jedem Schritte auf lose rollendes, spitzes Gestein, auf welchem er, mit Kniee brechender Arbeit, zum Thale mehr hinabgleitet als gehet. Desto

süßer war das Ausruhen an einer schon tiefer gelegenen Stelle des Abhanges, da wir, unter einem schattigen Baume sitzend, an dem Lesen und Anhören der großen Thaten uns erfreuten und bekräftigten, welche einst an diesem Tage geschahen. Es ist noch dieselbe Luft, welche dem Leibe, es ist noch derselbe Geist, welcher der Menschenseele das Bewegen des Lebens giebet, und diese heitre Himmelsluft wird noch da seyn, wenn auch das fernest-künftige Geschlecht zur Ruhe mit dem andern Staube sich anschicket.

Bei Sospello erreicht man das herrliche fruchtbare Thal, in welchem das Revera-Flüßlein hinabströmt, welches, mit anderen vom Col de Tenda kommenden Bächen vereint, zuletzt bei Vintimiglia das Meer erreicht. Bei dem Städtlein finden sich dicht schattige Baumalleen, der Weg begleitet das rauschende Gewässer eine Zeitlang durch das Thal hinauf und das Auge stärkt sich, für die ihm bald nahende Ermüdung, durch das langwierige Einerlei des nackteren Gebirges, an dem Anblick der neben dem Flüßlein gelegnen, üppig grünenden Wiesen, und an der Aussicht auf das südliche, hoch emporragende Gebirge, das mit grünen Wäldern umsäumt ist, über welche nach oben der nackte Felsengipfel sich aufthürmt. Aber bald nach diesem kurzen Ausruhen des Auges und der Füße erhub sich mit uns die Straße nach den Höhen der an der andern Seite des Thales gelegnen Gebirgswand. Wir hatten den abkürzenden Fußsteig, welcher freilich auf sehr anstrengende Weise, steil hinan über den mit Steintrümmern bestreuten Abhang führt, übersehen und mußten nun den wohl zwanzigmal sich wiederholenden Schneckenwindungen der Straße folgen. Nach einem fast anderthalbstündigem

Steigen erreichten wir endlich einen Punkt, von welchem an die Straße in ziemlich ebener Richtung, an der hohen, steilen Gebirgswand hinwegläuft, welche hier zum Theile mühsam durch die Kunst gesprengt und gangbar gemacht worden. Zur Rechten bezeichnet eine, mehrere hundert Fuß tiefe, enge Schlucht, den Weg eines, um diese Jahreszeit sehr wasserarmen Bächleins, über das zerrissene Gestein. Hier an dieser Felsenwand fanden gerade jetzt die Augen wie die sammelnden Hände eine erwünschte, reichliche Ausbeute und Weide. Es war eben die schönste Zeit der Frühlingsblüthe der Felsen. Gelbe und blaue Blüthen der südeuropäischen Flachsarten, mit der anmuthigen Form ihrer großen Glocken, neben ihnen die mannichfachen Formen der schmetterlingsblüthigen Gewächse, wiegten sich hier in der warmen Luft, umsummet von Bienen, von zierlich gestalteten Schmetterlingen umflattert. Zur Erfrischung der Wandrer und ihrer Lastthiere, sieht man die Quelle des Felsens in einen steinernen Trog gesammlet; daneben zeigen sich einige arme Hütten der Gebirgsbewohner, gleich Schwalbennestern in und an dem Felsen hängend.

Der Mittag war heiß, und der heute bereits zurückgelegte Weg, auf welchem es für uns nur wenig Ausruhepunkte gegeben, war weit und beschwerlich gewesen. Es war so stumm und still an dem Felsen hin, daß man das eintönige Summen der Bienen weither von der Bergwand vernahm: das Summen, welches fast so lautete, wie das Wort Ruhe, Ruhe, und es war doch an dieser schattenlosen, heißen Bergeshöhe nirgends ein Ort, der den müden Leib einlud, bei ihm zu ruhen. Die arme, gute Hausfrau konnte kaum mehr gehen, als sich der Weg noch einmal auf eine Anhöhe hinanzog. Aber

gerade hier ward auch ein solcher unerwartet schöner Ort des Ausruhens und der leiblichen Erquickung gefunden, daß ich, so oft ich jetzt noch an die Stunden unsers Verweilens an diesem Ort gedenke, das Sehnen: nur noch einmal mit solchen Gefühlen, als mich damals erfüllten, an *solchem* Punkte zu ruhen, nicht unterdrücken kann. —

Es liegt da, am Gipfel des Gebirges, welches das Thal von Broglio umgürtet, ein neugebautes kleines Wirthshaus, das, wenigstens als wir es sahen, durch sein Aeußres, wie durch die innere Einrichtung an die wohlbestellteren, reinlichen Wirthshäuser von Frankreich oder der Schweiz erinnert. Der Wirth aber, der dies Haus gebaut und eingerichtet hatte, war auch, wie er uns dies erzählte, fast eben so sehr in diesen Nachbarländern als in Piemont einheimisch; denn er hatte sich das kleine Capital, mit welchem er sich sein kleines Eigenthum verschaffte, als Savoyardenjunge erworben, welcher in gar manchem Land und in mancher fernen Stadt die Reisenden bediente, und für die Einheimischen arbeitete.

Während unser freundlicher Savoyarde, der an seinen deutschen Gästen großes Wohlgefallen zu haben schien, das vollkommen zureichende und wohlschmeckende Mittagsessen für uns bereitete, saßen wir da am Bergabhang und sahen in die mächtig hohen, von hier aus schon ganz nahe erscheinenden Schneegipfel und Gletscher der Seealpen hinein, zu denen das dunkle, tiefe, reichbewachsene Thal zu unsern Füßen, und der noch näher an uns gelegne, von Rebengehängen überkleidete Abhang, einen lieblichen Vordergrund bildeten. Ich zweifle fast, daß an diesem schönen Festtage irgend einem unsrer Freunde in der Heimath das — wenn auch reicher und besser

bestellte Mahl — so unvergleichlich wohl gethan und behagt habe als uns; denn es hatte ja keiner von ihnen an diesem Tage einen solchen mühevollen, heißen Gebirgsweg zurückgelegt, wie der zwischen der Höhe bei Broglio und zwischen Scarena es ist. Und wir hatten überdies zu diesem Mittagsmahle einen Nachtisch, der wohl schwerlich an jenem Tage irgend einem Freunde in der Heimath geboten worden: noch ganz frische Trauben vom vorigen Herbste, so lieblich von Geschmack und so erquickend, als ich niemals dergleichen gekostet. Man lässet in dieser Gegend, welche der Winterfrost auch nur selten heimsucht, einzelne, später reifende Trauben an schattigen Stellen noch hängen, wenn die andern alle schon längst hinweggenommen worden und bewahrt dieselben dann, bei der milden, trocknen Witterung, mit weniger Mühe bis spät in die warmen Monden des nächsten Jahres auf.

Wir erhuben nun, etwa in der dritten Stunde des Nachmittages unsre Füße, zur Vollendung des letzten Restes des heutigen, mühseligen Tagewerkes. Der Himmel hatte sich etwas umwölkt; ein kühlender Nordwind, kräftiger als wir seit unsrem Verweilen am südlichen Küstensaume jemals einen empfunden, erfrischte die Glieder. Freilich, so wie wir die Bergeshöhe verließen und tiefer gegen Broglio hinabstiegen, da ward die Luft wieder schwüler, aber alle Beschwerden des Weges ließ uns der Anblick der neuen und immer neuen Herrlichkeit dieser Gegend vergessen.

Allmälig nimmt nun, gegen Broglio hinabwärts und in dem weiteren Verlaufe des Weges die Gegend jenen gewaltigen, großartigen Charakter an, welcher die Hauptthäler des Tenda auszeichnet. Die zackigen Um-

risse der kahlen Berggipfel, an der Südseite des Hauptthales, erinnern ganz an die julischen Alpen; der Abhang aber und der Fuß dieser Berge, so wie das Thal selber, verrathen es bald, durch die hier vorherrschenden südlichen Pflanzenformen, daß man noch fern von den Gränzen des Vaterlandes, nahe bei der Heimath der Orangenwälder sey. Denn da stehen und gedeihen noch immer, unter den Augen des schon so nahe geschienenen, ewigen Schnees, die Wälder der dunkelgrünen Olivenbäume, so hochstämmig und kräftig, als sie die Buchten um Nizza oder Villafranca ernähren, und so weit nur das Auge im Thale hinaufreicht, da sind auch, wie ein grünsammetner Fußteppich, die Oelgärten ausgebreitet. Dazu fehlt auch dem nächsten Vordergrund, auf welchen der Fuß tritt, sein eigenthümlicher Schmuck nicht; es ist, als wollte der nackte Felsen selber zur Rose werden, so häufig brechen da, aus jeder Spalte des Gesteines die rosenrothen Blüthen der südlichen Helianthemen hervor.

Bei der ausserordentlich steilen Form der dortigen Bergabhänge, welche fast überall mit losgerissenen, spizzigen Steinen und Felsentrümmern übersäet sind, muß man sich sehr hüten, die Straße ohne Noth zu verlassen und unbekannte, scheinbar abkürzende Fußsteige einzuschlagen. Zwar der erste Fußsteig, der von der Anhöhe unsrer Mittagsherberge hinab, die Krümmung der Straße abschnitt, war noch sehr erträglich, und wir fanden uns nach einiger Zeit wieder auf der bequemen, glatten Chaussee. Als wir aber jetzt, oberhalb dem Städtlein Broglio stehend, und in der Meinung die Straße, die sich so weit zur Linken krümmte, gehe auch wieder nach Broglio hinab, uns durch einen scheinbaren Fußsteig verlocken ließen, welcher die ganz gerade Richtung nach dem Städt-

lein hinunter nahm, da mußten unsre schuldlosen Füße die Täuschung des Auges sehr hart büßen. Anfangs, an Obstgärten und Weinpflanzungen vorüber, aus denen allenthalben blühende Rosenhecken hervorblickten, war der Weg noch erträglich, dann aber wurde er so gestaltet, daß wir in dem jetzt wasserleeren Bette des Regenbaches, in welchem der Steig sich verlor, nicht mehr eigentlich gehen konnten, sondern mehr springen, ja zum Theil hinabstürzen oder gleiten mußten, auf den unsren Fußtritten entweichenden Gesteinen. Wenn dann, zwischen den Olivenbäumen und Rebenpflanzungen hervor, sich einmal wieder eine freie Aussicht öffnete, hinunter nach dem Thale und nach dem Städtlein, und wenn nun die müden Glieder durch das Auge fragen ließen, ob denn das Ende dieses Sturzweges noch nicht da sey? hieß es immer: ach, noch lange nicht. Denn, wer so wie wir längere Zeit in den ganz ähnlich gestalteten Kalkbergen des mittleren Deutschlandes gelebt und verweilt hat, der meinet etwa auch das große, tiefe Thal, das er da unter sich bemerkt, sey von der Höhe aus nicht weiter abgelegen, als es die kleinen, schmalen Thäler, durch welche die Wiesent bei Muggendorf fließt, mit ihren Dörflein und einzelnen Mühlen, von ihren benachbarten Anhöhen sind; er meint, er werde etwa auch, längstens in einer Viertelstunde, den Weg am gähen Abhang hinab, bis zur Thalfläche zurücklegen können. Allein es ergeht dabei dem Auge eben so, wie es ihm bei dem erstmaligen Hineintreten in die Peterskirche geschieht. Es trägt dann in diese riesenhaften Raum- und Größenverhältnisse den von Jugend an gebrauchten Maßstab hinein: der Hochaltar steht ja auch nur in demselben Verhältniß zu der Höhe der Kirche, wie der Altar manches heimath-

lichen Gotteshauses: er scheint von keiner so besondern Höhe. Darum will es dem messenden Verstand anfangs nur schwerlich eingehen: daß dieser Altar eben so hoch seyn soll als irgend einer der eben gesehenen Palläste; bis ihn die weitere Erfahrung von der Wahrheit dieser Angabe überzeugt. Eben so ergieng es denn mir armen Fremdling in diesen Gegenden, denn ich will nur gestehen, daß ich es gewesen war, welcher die andren Reisegefährten zu diesem wahrhaft unvergleichbaren Wege verführt hatte. Ich staunte selber, da sich der von oben so wenig bedeutend scheinende Abhang fünf, ja sechsmal weiter und länger hinabdehnte, als die ihm ähnlich scheinenden Bergabhänge bei Bamberg oder bei Muggendorf. Am meisten dauerte mich nur, da des Springens und Hinabgleitens gar kein Ende werden wollte, die liebe Hausfrau, welcher diese Art von Spaziergängen noch viel unbequemer erschien als uns Andern.

Endlich war denn das Thal, im Angesicht des Städtleins Broglio erreicht und jetzt brauchten wir ja nur noch das schöne, klare Wasser der Roya, über welche hier keine Brücke führt zu durchwaten, und dieses Geschäft wurde noch dazu durch manchen, weit über das Wasser hervortretenden Stein erleichtert. Hatten wir doch jetzt auch das von oben so besonders aussehende Städtlein Broglio in der Nähe betrachten können und sein altes Schloß dazu, und waren doch nun auch die größten Mühseligkeiten des heutigen, wie des morgenden Tages zurückgelegt und beendigt; denn die Straße verläßt von hier an, bis zum Fuße der Alpenkette des Tenda, die Ebene des Thales nicht mehr.

Jenseits Broglio behält man das klare Gebirgswasser der Roya immer zur Seite. Ein Wiesengrund, so

hoch bewachsen, und mit so manchen von uns noch nie gesehenen Blumen durchwebt, daß er meinen beiden lieben, fleißigen Pflanzensammlern und mir allein wohl der Anstrengung einer mühsamen Tagreise werth schien, zieht sich bis an das Saorgiothal hinan.

In dem nahe bei Broglio gelegenen Dorfe fanden wir die längst ersehnte Straße wieder, zugleich aber Gensdarmes, welche, als ob sie unsrer gewartet, schon von weitem her nach uns ausblickten und sich angelegentlich, besonders bei dem einen, etwas später nachkommenden Reisegefährten, nach dem Paß erkundigten. Ihre Gesichter kamen uns sehr bekannt vor, und dies war, wie wir dies später einsahen, nicht zu verwundern: es waren dieselben, die schon in Nizza, angezogen durch den altdeutschen Anzug einiger meiner jungen Reisegefährten, öfter in unsrer Nähe gewesen waren und die man uns nun — vielleicht aus Sorgsamkeit für unser Wohl — auf unsrer Reise, aus dem Freihafen heraus und tiefer landeinwärts, zu Gefährten mitgegeben, was sie uns denn auch, in sehr verschiedner Gestalt und Kleidung, bis zum Fuße des Tendagebirges blieben. Die guten Leute hatten wahrscheinlich gehofft, wir würden hier, in dem, wie wir auf der Rückreise sahen, trefflich zum Nachtlager eingerichteten Gasthause bleiben; hier hatten sie schon ihre Pferde eingezogen, und sich selber zum Verweilen über Nacht eingerichtet, unser Herz aber gedachte anders; wir giengen weiter gegen Fontana hinauf.

Vor dem Eingange in das Saorgiothal setzten wir uns auf dem hohen Rasen nieder, und feierten hier lesend und sprechend die Erinnerung an eine Nachmittagsstunde dieses Tages, da zwei mit einander hinauf „nach einem Tempel gegangen." Wir selber traten von hier

aus in einen gewaltigen Tempel der Gebirge, dergleichen ich niemals, weder vorher noch nachher gesehen. Zwar das Thal oder die mächtige Kluft an den Porphyrwänden, durch welche der Eisakfluß jenseits Kolman gegen Botzen hin strömt, ist herrlich und erhaben schön; gewaltig wirkt, auf die fühlende Seele, der Anblick des Furlo-Passes, welcher zwischen Fossombrone und Cagli durch die Appenninen, dem Asdrubalgebirge vorüber, führt, aber der enge, düster schattige Saorgio-Paß lässet an der Macht des Eindruckes auf die Sinnen jene beiden Gefährten und alles andre Aehnliche, das ich bis jetzt gesehen, weit hinter sich. Die schöne, breite Kunststraße, welche bald an der einen, bald an der andern Seite des Flusses, durch das Hinwegsprengen der Felsenwände sich Bahn gemacht, scheint hier mit der Macht des Wassers selber, welche zuerst durch diese Kluft den Ausweg bahnte, in Wettstreit gewesen zu seyn, und die Hand des Menschen hat auch an andern Stellen dieses dunklen Thales, wo nur am minder gähen Abhang das Tageslicht und der grüne Rasen zugleich, wieder besser herabzusteigen vermochten, es gezeigt, daß auch über der öden Wüstenei der Felsenmassen ein Erbarmen seine Hand ausbreitet, welches den wohlmeinenden Fleiß des Menschen segnet; denn es finden sich da allenthalben Olivengärten, schwebend am Felsen, als würden sie nicht durch die Wurzel am festen Boden, der sich öfters dem von unten hinanblickenden Auge verbirgt, sondern von oben, von der Luft aus festgehalten. Uebrigens hat mir dieses furchtbar schöne, düstre Saorgiothal, als ich an dem laut rauschenden, schwarzen Gewässer, in der Felsenkluft hinangieng, mehr als ein andres, ein sinnliches Abbild gegeben von jenem dunklen Thale, von welchem ein alter

Sänger saget, daß auch da Seine Hand uns halte, und das brausende Gewässer, ein Bild von jenen Bächen, deren Rauschen, wie ein andres dieser alten Gedichte sagt, ein Schrecken des Geistes sind, wie das Schrecken einer tiefen, finstren Nacht.

Saorgio mit seinem alten, im Jahre 1792 durch die Franzosen zerstörten Schlosse *) liegt hoch an der rechten Seite der Thalkluft. Man wird bei seinem Anblicke an die treueren Abbildungen einer Reisebeschreibung nach dem Orient erinnert: diese Bauart ist, mehr noch als die der Bergstädtlein am Ausgange des Thales von Vaucluse, gegen Avignon hin, eine orientalische. Dieses Aussehen des Städtleins: die dunklen Olivenwälder, an deren Saume sich hohe Cypressen erheben, müssen wohl jeden Wandrer, der etwas weniger ermüdet ist als wir es waren, zum Hinaufsteigen einladen. Blieben doch selbst wir (mit Ausnahme der guten Hausfrau, welche keine große Lust mehr zum Bergsteigen bezeugte) einige Augenblicke unschlüssig, ob wir nicht dieses Falkennest: Saorgio zu unsrem Nachtlager erwählen sollten. Später erfuhren wir freilich von einem unsrer jungen deutschen Freunde, der mit uns in Nizza zusammentraf, und welcher nach Saorgio hinaufgestiegen war, daß dieses Städtlein mit der äussern Aehnlichkeit zugleich auch die Mängel und Unbequemlichkeiten der morgenländischen Orte verbinde. Die von unten herauf so stattlich sich

---

*) Der damalige Commandant, St. Amour, obgleich er auf ein Jahr verproviantirt war, übergab das Schloß und die Stadt, als der unüberwindliche Felsenpaß der Roya vom Feind umgangen war, schon nach einem Tage. Dafür wurde er in Turin enthauptet. Die Feinde zerstörten die Vestungswerke.

darstellenden Häuser sind statt der Glasfenster, mit ölgetränkten Papierfenstern versehen; in ihnen allen wäre schwerlich ein einziges bequemes Nachtlager zu finden und zu dem schweren, herben Wein, ein gutes, eßbares Brod: allenthalben blicken aus den Häusern und den engen Gassen, Armuth und Unreinlichkeit hervor und nur die wunderbar schöne Aussicht von dem alten Schlosse aus belohnt, und dies reichlich, die Mühe des Hinaufsteigens.

Auch jenseits Saorgio behält das Thal noch eine Zeit lang seinen gewaltig erhabenen Charakter; bei Fontana erweitert es sich und hier beginnt ein neuer Abschnitt der kleinen Bergreise, von andrer Gestalt und Art als der vorhergehende. Fontana hat noch diesseits neben sich die südlicheren Pflanzenformen der Küstengegend; jenseits des Ortes beginnt, mit dem Urgebirge zugleich, der schattenreiche, kräftige Wald des Hochalpenthales.

Zu Fontana schien es einige Zeit hindurch ungewiß, ob wir da übernachten könnten oder nicht? In dem Wirthshause, vor dessen Thüre wir uns hingesetzt hatten, sollte alles besetzt seyn. Da verschaffte uns ein trefflicher, zu Fontana wohnender Hauptmann, der nicht bloß eifriger Freund der Naturwissenschaft, sondern der Menschen ist, und der sich vor der Thüre des Wirthshauses zu uns gesellt hatte, dennoch noch einige Zimmer in diesem. Kaum hatten wir uns in einer Art von Saal des oberen Stockwerkes niedergelassen und die beiden fleißigen Sammler hatten das Geschäft des Einlegens der Pflanzen in Papier begonnen, als ein langer Mann, so gekleidet wie es die Landleute jener Gegend sind, zu uns hereintrat, mit sehr zudringlicher Neugier uns ausfragte und überall in unsre Pflanzenkapseln und Papiere hin-

einblickte. Er stellte sich dabei sehr dumm, fragte, auf eine komisch seyn wollende Weise, wozu doch die getrockneten Pflanzen gebraucht werden sollten? und wunderte sich über Alles, was wir ihm sagten. Wir erfuhren nachher, daß dieser zudringlich neugierige Mensch ein verkleideter Gensdarmes gewesen sey, welcher unser Thun und Treiben genauer beobachten sollte. Ueberhaupt schienen die Gäste, welche die erträglichsten Zimmer des Hauses eingenommen hatten, keine andern zu seyn, als unsre Gensdarmes, die uns zu Pferde vorangeritten und hier schon wieder zu unsrem Dienste bereit waren.

Die Nacht war hier sehr unruhig und ward von Mehreren von uns ganz schlaflos zugebracht. Zwar die Betten bestunden aus nichts als Stroh, über welches ein grobes Leinentuch gebreitet und eine wollene Decke gelegt war; aber selbst diesem Stroh merkte es der Geruch an, wie oft und lange es schon zu Lager für lebendige Wesen unsrer oder vielleicht auch von andrer Art gedient hatte. Und wenn selbst zuletzt der Geruch mit den andren müden Sinnen entschlafen wäre, so wurde doch der Sinn, welcher unter allen am leisesten schläft und am schnellsten wieder erwacht: das Gefühl, zu sehr munter erhalten. Denn wenn auch wir von dem Mahl des harten Schöpsenbratens, so wie des Brodes und Weines, das wir am Abend genossen, satt gewesen; so mochten dies doch die kleinen Thiere nicht seyn, welche auf das Lager, das man uns für heute gegeben, ein längeres und älteres Hausrecht hatten, als wir, und welche die eigentlichen Bewohner desselben waren. Von diesem Hausrecht machte denn die Schaar jener Kleinen einen solchen unausgesetzten Gebrauch, daß unsre müden Glieder in beständiger Bewegung erhalten wurden.

Es war noch nicht Tag als wir unsre Lagerstätten und gleich darauf das Haus verließen. Aus einer benachbarten Kirche schimmerte das Licht der ewigen Lampe noch hell in das nächtliche Dunkel hinein und Alles war so still, daß man das Brausen des Bergstromes durch das Thal, deutlich hörte. Der Himmel war trübe und schien uns wenig Begünstigung zur Weiterreise zu versprechen. Dennoch traten wir fröhlich unsern Weg an und als der Morgen immer heller in das enge Felsenthal hereinschien, freuten wir uns innig, daß doch auf jede, auch noch so lang scheinende Nacht so bald ein Morgen folge. Als wir so schlaflos auf unsrem halbverdorbenem Stroh lagen, hätten wir es nicht für möglich gehalten, daß uns, nach solchen Anstrengungen, wie sie uns der vorhergegangene Tag gebracht hatte und nach einer solchen darauf folgenden Nacht, so viel Kraft und heitrer Muth bleiben könnten, als uns doch, wie wir nun es erfuhren, wirklich geblieben war. Freilich ist auch die Gegend, die wir heute sahen, von einer Art, daß ihr Anblick wie aus vollem Becher in die Seele das Gefühl der Erhebung und Freude ergießt. Und das was für den Leib Speise und Trank, das sind für das Gemüth die Gefühle: ein wahrhaftes Element der Ernährung. Wenn dann die Seele nun recht gestärkt wird durch die ihr eigenthümliche Speise, da kann sie, bis zu einem gewissen Maaße, auch dem armen Leibe etwas von der Fülle ihrer Kraft abgeben.

Das enge Thal oberhalb Fontana ist nicht mehr wie die enge Thalkluft bei Saorgio durch das Kalkgebirge, sondern durch Thonschieferfelsen gebrochen, deren scharfe Blöcke, verworren übereinandergestürzt, an vielen Punkten dem Royaflusse Sprünge und gähe Wasserfälle abnöthi-

gen, oder ihn weit zur Seite drängen. An einigen Stellen ist die künstliche Strasse von dem wilden Bergstrom unterwaschen und sammt ihrem Grundgemäuer hinabgerissen worden ins Flußbette, so daß der Weg seitwärts, tiefer in die Felsen hineingesprengt werden mußte. Zu beiden Seiten des Thales rauschen von den Bergwänden Quellen, welche zum Theil Wasserfälle bilden, herunter, und schon diese reiche Fülle des lebendigen Wassers verräth die Nachbarschaft des Urgebirges, welches selber den reinen Gewässern der Tiefe entquollen, noch jetzt diesen den Ausweg und Ursprung giebt. Unmittelbar am Wege wird, nicht sehr weit oberhalb Fontana, im Thonschiefer ein zertrümmerter, mit kleinen Bergkrystallen ausgefüllter Gang bemerkt. Die Pflanzenwelt wird nun hier allmälig eine ganz andre als die des Saorgiothales. Die Olivenwälder sind verschwunden und mit ihnen die Cypressen und Feigenbäume, statt ihrer sieht man die immergrüne Eiche und vor allen die hochstämmigen, dichtbelaubten Kastanienbäume, welche hier so dichtgedrängt und häufig stehen, wie die Bäume unsrer reichesten nordischen Waldungen. Höher hinauf, an dem schroffen Rücken und neben den zackigen, thurmartigen Gipfeln des Gebirges lag das zerrissene Gewölk auf den Waldungen der Nadelbäume. Unmittelbar aber zu unsren Füssen, am feuchten Rande der Quellen, erinnerten die wohl bekannten, blauen, wie ein Füllhorn gestalteten Blümlein des Fettkrautes (Pinguicula vulgaris) uns alle an die nordische Heimath, mich aber noch besonders an einen Ort und an eine Stunde meiner Jugend, da ich, unter dem zerrissenen Gewölk, das auf den Edeltannen des Granitgebirges lag, des äusseren Lebens lieblichstes Gut gesucht und gefunden.

Wir kamen jetzt an Wiesen vorüber, deren hohe, grüne Grasdecke so ganz mit den Blumenarten unsrer deutschen Wiesen durchwebt war, daß kaum noch eine oder die andre fremde Form unter ihnen, die weite Entfernung vom Vaterlande verrieth. Denn da wuchsen unsre gefleckten und breitblättrigen Ragwurz= oder Kukuksblumen (Orchis maculata und latifolia) neben der Fleischblume (Lychnis flos Cuculi) und den gemeinen Wiesenranunkeln. In die Lieder, welche wir da zum Rauschen des Stromes sangen, mischte sich auch häufig der bekannte Ton mancher unsrer nordischen Vogelstimmen: der Amsel und des Spechtes.

Ehe man in das Hauptthal von Tenda tritt, öffnet sich zur Linken oder gegen Westen hin ein Seitenthal, durch welches ein Gebirgsbach strömt, mit dessen schnellem Gewässer der weiße Schaum der Wasserfälle sich mischet. Fast bei jedem Schritte wird hier die Aussicht in das Alpengebirge höher und weiter. Es wird der empfindenden Seele bei diesem immer gewaltigeren Anwachsen der Masse des Gesehenen, auf ähnliche Weise zu Muthe, als ob in einer Stadt, reich an Thürmen und Glocken, zur festlichen Stunde, das Geläute allmälig begönne: zuerst die Töne der kleinern, leichter beweglichen Glocken, dann die der mittleren, zuletzt das tiefe, mächtige Brausen der größten. Oder, wenn da über den hohen Gipfeln der näheren Alpengebirge die höheren, und dann die höchsten emporsteigen, ergeht es dem Gefühle so wie der Kraft des forschenden Geistes, wenn dieser von Gedanken zu Gedanken, bis zur Nähe der alten, ewigen Grundfeste alles Seyns und Wesens emporsteiget.

Hier auf diesen Gebirgen, von deren steilen Wänden nur die Wasserfälle den Weg herab ins Thal finden,

bedeckte noch jetzt, in der Mitte des Mais, das weiße Leichentuch des Alpenschnees alle Höhen, bis herab zu den Wäldern der Lerchenbäume; weiter nach unten war das düstre Gehölz schon frei von Schnee und hier ward eben im grünenden Moos das Bett zum Empfang des nahenden Frühlinges bereitet, welcher jedoch, als säume ihn die Mühe des Aufsteigens am gähen Gebirg, träumend noch unter den Blüthen des Thales verweilte. Eben hier im Thal sahen wir die Birnen- und Apfelbäume noch in voller Blüthe stehen, wie etwa, in der gleichen Jahreszeit, in der Nachbarschaft unsrer Gebirge.

Das Städtlein Tenda, mit seinem guten, alten Schlosse, liegt weiter im Thal hinaufwärts, angelehnet an die Felsen, umgeben von grünenden Wiesen und blühenden Bäumen. Hier sind die Berge zu beiden Seiten schon so gewaltig hoch, daß neben ihnen die Wohnungen der Menschen erscheinen: wie Sandkörnlein, neben dem hohen Gebäu einer Kirche. In Tenda fanden wir einen Wirth, dessen piemontesische Treuherzigkeit uns durch das Deutsch, das er mit uns sprach, noch lieber und angenehmer wurde. Er war unter Napoleons Fahnen in unserm deutschen Vaterland gewesen, und hatte hier eine gewisse Fertigkeit in unsrer Sprache, was aber noch besser war, eine große Liebe zu unsrem Volk gewonnen. „Es sey ihm, sagte er zu uns, in Deutschland sehr wohl gegangen, darum möchte er gerne, daß es auch bei ihm den Deutschen wohlginge.“ Merkwürdig war es uns, daß der gute Mann, der so viele deutsche Worte im Gedächtniß behalten, das Wörtlein: „Ja“ vergessen hatte, denn statt dessen sagte er immer „so“.

Das Kaminfeuer that uns hier im Wirthshaus zu Tenda, in der Nähe der beschneiten Alpen, sehr wohl,

und bei diesem lieblich wärmenden Feuer sahen wir ja nun auch schon die Zubereitungen zu dem langersehnten Frühstück machen. Aber wir hatten noch nicht lange geruht, da war auch schon unser wohlberittener Gensdarmes wieder bei uns. Abermals wurden die Pässe uns abverlangt, der meinige, sogar zweimal, vielleicht weil er in seiner französischen Form und Sprache der Polizeibehörde verständlicher war als die deutschen Pässe unsrer Gefährten. Nicht fern von uns hatte sich da im Zimmer der Gensdarmes niedergelassen, dessen dummstolzes, brutales Gesicht uns schon in Nizza, noch mehr aber auf unsrer jetzigen Reise so oft vorgekommen war; unmuthig den Kopf schüttelnd ging unser guter Wirth im Zimmer auf und nieder. Auch uns wandelte zuletzt, dem Tabakdampfenden Polizeimanne gegenüber, der Unmuth an, der uns auch, bald nach genossenem Frühstück, hinaustrieb ins Freie, nach den Bergen. Hier ward es uns bald wieder anders. Aus dem gebrochenen, dunklen Gewölk strahlte die Sonne hervor und beleuchtete die herrliche Landschaft. So wie man, am Flusse aufwärts gehend, Tenda hinter sich lässet, verengt sich das Thal, in die Klippen des Thonschiefers sich beugend, zur grünenden Schlucht, welche unmittelbar an die breite Bergwand des Tendapasses hinansteigt. Auf eine seltsame Weise zeigten sich hier die Thier- und Pflanzenformen der Seealpen mit denen unsrer nördlichen Heimath untermischt. Unter den Steinen, rechts am Wege, schlief der Scorpion des Südens, der sich, halb erstarret von der kühlen Luft, ohne großen Widerstand mit dem gebogenen Grashalm erfassen und in unsre Weingeistgläser bringen ließ. Zur Linken aber, am lautrauschenden, klaren Bache, schritt die heimathliche Bachstelze, zierlich

sich beugend und bewegend über die Steine. Hinanwärts zwischen den Felsenklippen, am Saume des grünenden Gebüsches, stunden in voller Pracht und Blüthe die südeuropäischen Arten der Kaiserkrone; auf den Wiesen des Thales zeigten sich, unter andern bekannten Blumen, die nordische Form und Art der Gebirgs-Centaureen.

Unsre Absicht war es eigentlich gewesen, die höchste Anhöhe des Tenda-Passes zu besteigen, welche die Straße endlich, nach mancher schlangenartigen Windung durchschneidet. In einem, nicht sehr hoch, an der grünenden Bergwand gelegenen Wirthshaus, wollten wir zu Mittag essen. Dahin schien denn auch ein brüderliches Paar unsrer Gensdarmes (unter ihm das Tabak-dampfende Platt-Gesicht), welche uns, jenseit des Baches gehend, selbst hieher begleitet hatten, auf einem andern Pfade bereits vorausgezogen zu seyn, um uns, auf der Höhe wie in dem Thale mit ihrer zuvorkommenden Gesellschaft zu überraschen. Die guten Leute mochten meinen, wir reisten (wie etwa sie) nur um der Wirthshäuser willen und von einem zum andern und seyen deshalb hier am besten zu erwarten; uns aber war in dieser Gebirgsgegend so frisch und wohl zu Muthe geworden, des Neuen und Seltenen war hier so viel zu finden und zu sehen, daß wir nur langsam weiter kommen konnten. Besonders war die liebe Hausfrau so munter geworden, daß sie, leicht und gewandt am Felsenabhang zur Seite des Weges emporkletterte und nur auf neue Ausbeute, für unsre Pflanzensammlung bedacht war. Ihr scharfes Auge entdeckte hierbei unter andrem, eine, wie sich später zeigte, noch unbekannte Art oder Abart von Kaiserkrone. Während wir jedoch so stiegen und suchten, hatte ein dichtes Regengewölk die benachbarten Häupter des Gebirges be-

deckt, welches von Zeit zu Zeit auch ins Thal herab und auf uns seine Schauer ergoß und uns unter das Obdach der vorstehenden Lager des Schiefers trieb. Da wurde es so nordisch kühl und uns ergriff zugleich das Gefühl eines so kräftigen nordischen Hungers, daß wir das Hinaufsteigen nach dem noch so hoch über uns gelegnen Hause am Berge, und die Gesellschaft unsrer trefflichen Gensdarmes aufzugeben beschlossen und wieder nach dem ohnfehlbar früher erreichbaren Tenda umkehrten. Es war, als hätten unsre guten Wirthsleute in Tenda selber ein Mitgefühl mit einer so kräftigen Regung unsrer Eßlust gehabt, denn als wir des Nachmittags um drei Uhr das Städtlein erreichten, fanden wir den Tisch schon nach deutscher Art und Weise gedeckt und alsbald versehen mit einigen einfachen Speisen, welche zum Theil an das Vaterland erinnerten, und eine gesunde Kraft der Verdauung voraussetzen. Auch der Wein, so säuerlich er war, schien uns einem heimathlichen rothen Weine, vom dritten oder vierten Range zu gleichen und erquickte uns nach dem Bergsteigen ganz besonders.

Die Freude des Mahles und der säuerliche Geschmack unsers guten Weines wurden uns gerade nicht durch den Anblick eines Gensdarmes-Angesichtes gewürzt und versüßt, welches, zuerst in der Ecke des Zimmers, dann ganz nahe bei unserm Tische sich sehen ließ. Wir beschlossen, da es noch so hoch am Tage war, noch heute uns auf den Rückweg, gegen Nizza hin zu begeben und wir beide, in Begleitung eines unsrer jungen Reisegefährten, giengen immer voraus. Hinter uns im Gebirg hatten sich immer dichter die Regenwolken niedergelassen, wir aber zogen dem Sonnenschein entgegen. Vor Fontana indeß holten uns dennoch einige vorangehende Regen-

genschauer ein und sehr willig folgten wir dem schon erwähnten, freundlichen Hauptmann, der uns schon aussen vor dem Städtlein begegnet war, in sein Haus, wo wir gütig bewirthet und für unsere Sammlung mit einigen frischgeschossenen, rothschnäblichen Bergdohlen (Corvus Graculus), so wie mit andern Naturalien beschenkt wurden. Der Regen hatte sich indeß wieder verzogen und wir eilten weiter. Im engen Thale von Saorgio, trat uns, wie ein Gewapneter, das Abenddunkel entgegen und ließ uns diese einsam wilde Gegend noch viel schauerlicher und wilder erscheinen als am vorigen Tage. Da, wo das Engthal gegen Chiandola sich wieder öffnet, fieng unser junger Begleiter bei dem letzten Schein der Dämmerung noch eine über den Weg hingleitende, buntfarbige Schlange.

Aber auch in Chiandola lag die Schlange schon unter den Blumen verborgen: die buntfarbigen Gensdarmes nämlich, welche, wahrscheinlich während unsres Verweilens im Hause des Hauptmannes uns vorausgeritten waren, und hier im Wirthshause unsrer warteten. Der Wirth, welcher nicht glauben mochte, daß auch ich und meine Frau zu der verdächtigen Gesellschaft gehörten, welche nun seit etlichen Tagen das edle Heer der Polizeiwächter in solche Bewegung setzte, erzählte uns, als er uns in unser Zimmer führte, im Vertrauen: „es seyen Fremde, hier vorüber nach Tenda gereist, welche wahrscheinlich unter strenger Aufsicht stehen müßten, denn schon gestern wären ihnen Gensdarmes von Nizza aus nachgesendet worden; dieselben, welche eben jetzt wieder in seinem Hause auf die Rückkehr jener Fremden warteten. Eine, wahrscheinlich auch zu diesen gehörige Person sey bereits da und wohne in einem der Nebenzim-

mer." Sogleich suchten wir diesen „Verdächtigen" auf und siehe da, es war unser junger Freund, der treffliche Botaniker L'Allemand aus Lübeck, dessen gute Bekanntschaft wir kurz vorher in Nizza gemacht hatten und welcher einige Tage vor uns über Monaco und Vintimiglia ins Gebirge gereist war. Wir, eines solchen Zusammentreffens froh, gesellten uns zu ihm, und da nun auch unsre beiden andren Reisegefährten ankamen und der Wirth uns alle traulich um den großen Tisch herumsitzen sahe; da mochte er wohl merken, daß auch wir beide zu der „unter Aufsicht stehenden" Gesellschaft gehörten, sein Angesicht war nicht mehr so gegen uns, als es vorher gewesen. Man ließ uns indeß, nachdem man die Pässe von neuem verlangt und gesehen, ruhig unser, gerade nicht sehr reichliches Abendbrot verzehren und auch in unsrem Schlafe, der heute für zwei Nächte gelten sollte, störte uns Niemand; wohl aber wurde Dr. L'Allemand noch spät in der Nacht durch Klopfen an seiner Thüre geweckt, und als er die Thür geöffnet traten, in Begleitung des Wirths einige Gensdarmes herein, welche alle seine getrockneten und heute noch frisch gesammleten Pflanzen mit roher Hand durchsuchten.

Das Morgenroth, heute noch Regen verheißend, glühete ins Thal und in unser Zimmer herein, als wir gestärkt und froh erwachten. Wir waren bald wieder auf dem Wege, den steilen Berg, zwischen den Olivengärten hinan. Die Sonne stach sengend heiß aus dem Gewölk hervor; doch trösteten unser Auge die jetzt in größerer Fülle aufgeblüheten Helianthemen (m. v. S. 114) sammt dem gelben Flachs der Gebirge und den hundertfältigen Blumen des Landstriches. An dem Häuslein unsres gastlichen Savoyarden, das wir schon gegen 9 Uhr erreich-

ten, sagten wir dem Anblick des mächtigen Thales der Roya und der Nähe der Tendaalpen ein Lebewohl und wendeten uns hinabwärts, nach dem Thale von Broglio. Schon das Hinabsteigen über das rollige Gestein des näheren Weges, hatte den Füßen nicht wohl gethan, doch erreichten wir noch, bei ziemlich frischer Kraft den grünenden Wiesengrund und die schattigen Bäume bei Broglio. Als wir jedoch jenseits des Städtleins, in der Gewitterschwüle der Mittagsstunden den steilen Abhang über das Geröll der spitzen Gesteine hinanklommen, als da nirgends ein Schatten, nirgends ein Ausruhepunkt sich zeigte, da fühlten sich selbst die Stärksten unter uns von einem fast Ohnmachtartigen Ermatten gelähmt und die liebe, treue Gefährtin vergaß hier der Blumen und Kräuter und ließ gern sich führen. In dem kleinen Wirthshaus am Bergquell, da wir uns auch vorgestern erquickt hatten, konnte uns selbst der Gensdarmes, der hier unsrer wartete, den Genuß der lieblichen Ruhe nicht verkümmern; wie wohl that da die kühle Luft des Zimmers und der Genuß ves kühlenden Getränkes. Noch besser ward uns zu Muthe, als wir des Nachmittags, etwa um drei Uhr das freundliche Scarena erreichten und in ihm ein kräftiges Mittagsessen vorfanden, welches der arme Leib heute wohl verdient hatte. Die gute Hausfrau schlief ganz sanft auf dem Bette der Päbste (S. 108) hinter den bergenden Vorhängen. Vier Gensdarmes, unter ihnen die beiden, uns am meisten bekannten, warteten schon, im unteren Zimmer des Wirthshauses auf unsre weitren Bewegungen und da wir nun, in einer späteren Stunde des Nachmittags von Scarena aufbrachen, kamen auch sie hinter uns darein geritten und die guten Leute blieben jetzt auch, indem sie bald langsam

ritten, bald sogar still hielten, bis wir zu Fuß wieder nachkamen, in unsrer Nähe, bis wir das Stadtgebiet von Nizza erreicht hatten. Die Gensdarmes indeß, hätten uns noch immer mögen nachgeritten kommen, wären uns nur nicht auch zugleich die Schauer des Regens vom Gebirge her nachgekommen, die uns endlich, mit Donner und Blitz in der letzten Stunde des Weges ereilten und mit solcher Heftigkeit sich über uns ergossen, daß auch kein Faden des Gewandes trocken blieb. Es war fast 11 Uhr des Nachts, da wir uns endlich wieder in unsrer schönen, uns gleich einer Heimath lieb gewordnen Wohnung sahen und nun der Ruhe auf dem reinlichen Bett überlassen durften. Erst spät am andern Morgen weckte uns der Schein der schon höher gestiegenen Sonne. Und da wir nun am geöffneten Fenster, im Anblicke des klaren, mit vielen Schiffen bedeckten Meeres wieder das gewohnte Frühstück genossen, da beschlossen wir, das liebe, schöne Nizza, so lange wir uns noch in seinem Gebiet verweilten, ferner auf keine Nacht mehr zu verlassen, ja wir konnten uns in den ersten Tagen nach unsrer Zurückkehr von der sauern Tenda-Reise gar nicht einmal entschließen, auch nur das nächste Stadtgebiet und seine Orangengärten zu verlassen.

Die Obhut und Aufsicht der Gensdarmes über uns, dauerte auch in Nizza noch einige Tage fort. Bis ich deshalb, ohnehin von guter, hoher Hand ihm empfohlen, an den Gesandten unsres Hofes nach Turin schrieb.

Alsbald war die Begleitung der Gensdarmes, alsbald der Blaurock, der an der gegenüber gelegnen Mauer stehend, so oft unser Fenster beobachtet hatte, verschwunden, und sie zeigten sich uns nie wieder in dem Amte der Aufpasser.

3.

Zurüstungen zur Abreise von Nizza.

Die letzten vierzehn Tage unsres Aufenthalts in Nizza waren für uns ganz besonders reich an Genuß und an innrem Gewinn. Für mich als Naturforscher, war Nizza eine Schule gewesen, wie ich mir seit vielen Jahren vergeblich eine gewünscht hatte. Es ergieng mir da in dem unmittelbaren Anschauen und täglichem Beobachten jener lebenden Thierwelt, die ich bisher nur aus Beschreibungen und Abbildungen der Bücher gekannt hatte, wie es dem Schüler in irgend einer noch lebenden, fremden Sprache ergeht, die er bisher nur aus der gedruckten Grammatik und einem Wörterbuche gekannt, wenn er auf einmal unter das Volk kommt, das diese Sprache als Muttersprache spricht: ich lernte, was diesen Theil meines innren Berufes betrifft, in jenen sechs Wochen mehr als ich bis dahin in vielen Jahren aus den Büchern gelernt, und das lebendige Erkennen, das mir da geworden, scheint mir auch nach andern Richtungen meines wissenschaftlichen Strebens hin, nicht ohne gute Folgen gewesen zu seyn. Während dieser kurzen Ansiedelung bei den Klippen der Seealpen war in meine Seele mancher Keim gefallen, der, wie ich dies in den vorhergehenden Blättern andeutete, später auf dem Boden meiner „Geschichte der Seele" irgend eine Blüthe getragen, sey diese Blüthe auch so klein und unbedeutend, als sie

wolle. Wie hätte ich doch von ganzer Seele gewünscht, daß meine „Allgemeine Naturgeschichte," (Erlangen 1826) erst nach, nicht vor diesem Aufenthalt in Nizza wäre geschrieben worden, wie ganz anders hätte sie dann, gleich bei ihrem ersten Erscheinen, werden sollen.

Der Leser muß es schon gestatten, daß in diesem kleinen Abschnitt des Büchleins, hier unter dem Schirm und Schatten der Zurüstungen, der Verfasser noch ein wenig auf seinem wissenschaftlichen Steckenpferd reite. Er fährt daher fort:

Eine solche hohe Schule für den Forscher des Thierreiches, des jetzt lebenden wie des vormaligen, die zugleich äusserlich das stille, wissenschaftliche Arbeiten und Erlernen so begünstigte, kann wohl schwerlich an irgend einem andren Ort von Europa gefunden werden. Nicht bloß die Gänge oder Gebirgsspalten am Schloßberge, gegen den Hafen hin, sind mit der merkwürdigen, Nachdenken erweckenden Knochenbreccie ausgefüllt, sondern ein geübtes Auge wird bei dem Durchsuchen der Rollsteine, welche neben dem Ende der Terrasse, beim Fuße der vorspringenden Klippen des Schloßfelsens am Meere liegen, Trümmer desselben Knochengesteines finden, welches hier, wir wissen nicht in welcher Masse, abgelagert worden. Es wälzt da die Fluth ein ganzes, gränzenloses Schattenreich untergegangner Lebendigen vor sich her, und gerade hier bei Nizza und Villafranca ist es gewesen, wo man, mitten zwischen den Lagen des Gesteines, Spuren der künstlichen Menschenhand: kupferne Nägel und andres metallenes Geräthe gefunden, so alt wenigstens als die Zeit, welche der Thierwelt, mit deren Knochen jetzt das Meer spielet, den Untergang brachte. Will man in das sonst wohl verwahrte und verborgne Gebäu der Gebirgs-

lagerungen und ihre Uebereinanderfolge einen tiefer eindringenden Blick thun, so besuche man diese Gegend der Seealpen. So wie am höchsten Gipfel des thierischen Leibes der Knochenschädel nur von einer leisen, zarten Hülle der Muskeln und der Haut bedeckt ist, ja, wie öfters der Knochen als Gehörn oder Geweih, nackt aus dem Haupte hervorragt, wie dagegen weiter nach der Mitte des Leibes hin das Knochengeripp von der häufigeren Masse der fleischigen und häutigen Gebilde überdeckt wird, zuletzt aber von neuem gegen den Fuß hin, nahe zur Oberfläche tritt; so erscheint es hier, mit dem äusserlichen Sichtbarwerden des Grundgebirges. Aus den Gipfeln der Alpenkette ragt das Urgebirge, zu oberst der Granit oder Gneus, nackt hervor; weiter nach unten wird dieser Kern des Gerippes, wie der Schädel von der dünnen Haut, von den Lagern des Schiefers bedeckt, noch weiter hinabwärts nach der Ebene zu, überkleiden das Grundgebirge, gleich der Masse des Fleisches, die mächtigen Gebirgsbildungen des, einst vom thierischen Leben ganz durchdrungenen Kalkes. Aber alle diese Decken sind, wir wissen nicht durch welche Gewaltthätigkeit der Elemente, nahe an der Küste, z. B. zwischen Cannes und Antibes, dann an mehrern Stellen der zwischen Nizza und Genua gelegnen Meeresküste wieder hinweggerissen; hier steht das uralte, innre Gezimmer des Grundgebirges unverdeckt hervor, und das, was nach den Alpen hin als das Höchste, Oberste, über alle andre Gebirgsbildungen emporsteht, das zeigt sich hier als das Unterste, auf welchem die andern alle gegründet sind. So ist diese Gegend eine gute Schule für die Geschichte eines Lebens der Erde, welches, in dieser Art, nicht mehr vorhanden ist.

Wie reich die Thierwelt des Gewässers um Nizza sey, das wird aus dem schon oben über sie Gesagten und aus Schweiggers, so wie Risso's Beschreibungen erkannt und durch die hier begründeten Sammlungen und Forschungen des verehrten, trefflichen Otto zu Breslau, so wie meines lieben, jungen Freundes, des Dr. Beratz bezeugt. Die Buchten von Nizza und Villafranca sind, was die Zahl der vorkommenden Arten betrifft, reicher als die Küstengegenden um Hyeres, Toulon und Cette; sie sind eben so reich als jene von Neapel und das äussere Leben ist hier viel wohlfeiler und bequemer, der Aufenthalt gesünder, das Sammlen und Beobachten viel ruhiger und gefahrloser. Ich möchte mich denn doch nicht so zu allen Zeiten des Tages und zum Theil auch der Nacht einsam und fern von der Stadt, bald da, bald dort bei der Küste und in der Umgegend von Neapel finden lassen, wie hier bei Nizza, neben dem harmlosen, gutmüthigen Volk des Landes. Selbst, daß hier gar nichts ist, was neben der Betrachtung der Natur die Seele noch sonst aufregen und mächtig anziehen könnte: keine Kunst, kein sonderlich anreizendes, geselliges Vergnügen, vermehrt die ganz eigenthümliche, bildende Kraft dieser Schule, für den Lehrling der Wissenschaft.

Ich hatte denn meine, freilich kurze Lehrzeit zu Nizza nicht unbenutzt vergehen lassen. Der größte Theil des Tages, vom Morgen an bis zu den späteren Stunden des Nachmittags war, mit Ausnahme der drei Tage, welche die Reise nach Tenda hinwegnahm, getreulich zum Auffsuchen und Einkaufen, zum Beobachten und Bestimmen, dann zum sorgfältigen Aufbewahren der Seethiere verwendet worden. Bei diesem letzteren Geschäft hatte

die treue Hausfrau fleißig mit Hand angelegt und geholfen, so wie sie es war, welche großentheils für mich das Geschäft des Sammlens und Trocknens der hiesigen Pflanzen besorgte.

In den letzten Tagen vor unsrem Abgang aus der werthen Schule, wurden wir noch durch eine Illumination von ganz besondrer Art erfreut. Der ganze Schloßberg stund jetzt jede Nacht in lebendig beweglichen Flammen. Schaaren von Johanniswürmchen oder Leuchtkäferchen der hiesigen, südlicheren Art (Lampyris nicaeensis. m.) erfüllten die Luft und schimmerten aus jedem grünen Gebüsch hervor. In solcher Menge hatte ich diese lebenden Feuerflämmchen noch niemals gesehen, auch werden sie schwerlich an vielen andern Orten in solchen Schaaren gesehen, denn Nizza ist durch diese Art von Illumination im Ausland so berühmt, daß vor etlichen Jahren die Familie eines englischen Consuls in Algier, in Begleitung mehrerer andrer Damen von europäischer Abkunft, blos deshalb (wie die Töchter des Consuls erzählten) im Mai nach Nizza herüber kamen, um diese ganz besondre Illumination des Berges, durch die Leuchtwürmer zu sehen. In der Zeit von etwa einer Viertelstunde fiengen wir einst, mit der bloßen Hand, weit über hundert dieser Thierlein. Es schien uns, nebst einigen Chrysomelen, die einzige Käferart, die hier in solchem Ueberfluß gedeiht.

Die „Raritäten,“ welche wir hier gesammlet, waren alle in blecherne Büchsen, mit Weingeist gefüllt, die Büchsen dann wieder in Kisten und Fässer gepackt und zur Versendung über Marseille, dann aufwärts der Rhone und weiter über Straßburg nach Nürnberg bereit. Die liebe Hausfrau hatte, besonders in den letzten Tagen,

mit der Anstrengung aller Kräfte, den größten Theil des Einpackens selber besorgt. Der freundliche Herr Avigdor, der uns während unsres hiesigen Aufenthalts so vielfache Dienste und Gefälligkeiten erwiesen, hatte die Versendung übernommen. Mit bewegtem Herzen begrüßte ich zum letzten Male den theuren edlen Whitby und seine gleichgesinnte Gemahlin und das mir unvergeßliche edle Haus der Milady Lloyd. Gebe Gott mir ein Wiederfinden dieser Seelen, deren erstes Auffinden hier im Lande der Pilgrimschaft mir theuer war, wie das Wort des Segens, welchen ein Vater seinem Sohne mitgiebt auf den Weg der Wanderschaft.

So war denn der Abschied mit dem lieben Nizza gemacht, und wir erhuben unsre Füße zur:

4.

Reise von Nizza nach Genua.

Ich habe mich schon als Kind öfters gesehnt nach der Mitempfindung mit dem ganz eigenthümlichen Gefühl eines Vogels, wenn er hoch in der Luft über die Gebirge und über das Meer, über Städte und Felder hinfleucht, habe oft gesagt: ich möchte nur wissen, wie es einem Vogel zu Muthe wäre, wenn er so sicher in der Luft, auf seinen breiten Fittichen schwebend, herunterschaut nach dem Land und Wasser. Dieses ganze, in der That unbeschreibliche und gewaltige Wohlgefühl eines in der Höhe schwebenden Vogels glaube ich mit- und nachempfunden zu haben, als ich auf der alten

römischen Straße Aurelia, oder, was dasselbe ist, auf der neuen Straße von Nizza gen Genua, fröhlich und leicht dahin zog, und, öfters aus einer Höhe von 1800 Fuß (600 Metres), wie eine Alpenschwalbe aus ihrem Neste, auf das unter mir an die gähe Felsenwand brandende Meer, auf die grünenden Buchten und die Städte und Häuser der Menschen herabblickte. Denn in der That, dieses Meisterwerk der Straßenbaukunst, diese Chaussee zwischen Nizza und Genua, ist so breit und hoch gelegen, in die zuweilen furchtbar gähe Wand des Gebirges hineingesprengt, dabei durch eine so gute, schützende Mauer nach aussen hin verwahrt, daß sie dem sichren, festen Neste der Schwalbe am Felsen gleichet.

Ich hatte schon früher und habe später auf vielfältige Weise die Aussicht von einem hoch gelegnen Punkte herab nach der Tiefe und hinaus nach der Weite genossen, habe, von Straßburgs Münsterthurm und von der Peterskirche zu Rom hinab in die Gassen der Menschen geblickt, vom Rigiberg und mancher andren Höhe hinüber in die Felder der Gletscher und hinunter auf den tiefen, schwarzen See des Thales. Aber bei solcher Aussicht fehlt sowohl das Gefühl der Sicherheit, als jenes des behaglichen, beständigen Weiterschwebens. Denn wer auf dem Rigikulm bis zum Puntr des senkrechteren Hinabblickes nach dem Thunersee oder nach dem Vierwaldstätter-See hintritt, der wird, wie jener, der in der Laterne des Straßburger Münsterthurmes verweilt, gar oft von einem dem Schwindel ähnlichen Gefühle in seinem Genuß gestört, und da, wo er steht, da muß er stehen bleiben, kann nicht wie der Vogel, oder wie der Wandrer auf der Straße nach Genua, eben und bequem hin, in immer gleicher Höhe, Stunden lang über dem

Meer und dem grünenden Land der Buchten, über den Städten und Fischerdörfern hinschweben. Und dann, um es geradezu zu sagen, ist doch auch das, was hier das Auge sieht, von so ganz besondrer, herrlicher Art, daß ich wiederholen muß: eine Aussicht, welche dieser gliche, habe ich nirgends an einem andren Ort gefunden.

Mittwochs den 31sten Mai, als kaum der Morgen graute, erhuben wir uns von dem Lager, das uns so oft Ruhe der Nacht gewährt und verließen dann bald das liebe, uns so heimathlich gewordne Zimmer, mit seiner Aussicht nach dem Meer. Die Lastträger trugen vor uns die letzten Kisten, beladen mit den vergänglichen Schätzen, an denen damals dennoch ein Theil des Herzens hieng, nach dem Hafen, hier blieb dann auch die letzte Sorge des Geschäftes hinter uns: das Tagwerk der eben vergangnen sechs Wochen war abgethan, die Brust athmete freier den Duft des Morgens, das Auge blickte heitrer nach der Tageshelle im Osten hinauf. Zuerst war da wieder der steinige, steile Weg, der nach Villafranca führt, zu ersteigen. Oben auf der Höhe trennt sich die sogenannte alte Straße nach Genua von dem Weg gen Villafranca und jene nimmt nun einen noch höheren, noch beschwerlicheren Anlauf, links hinan nach der Höhe, gegen die neue Straße hin. Dieser wird dann endlich, noch vor Verlauf einer Stunde, auf diesem freilich mühseligen, und nur für Fußgänger und sicherschreitende Lastthiere gangbarem Wege erreicht, während man, auf der neuen Straße selber hingehend, zu dem Punkte, da beide Wege sich begegnen, mehr als drittehalb Stunden Zeit gebraucht. Uns war übrigens dieses Hinanklimmen auf steilem Pfad nicht so schwer vorgekommen, als andre Male. Vielleicht hatte die Reise

nach dem Tenda, (über den Col de Bruys) uns an einen andren Maasstab für Mühseligkeiten dieser Art gewöhnt, oder es war die Kühle des Morgens, welche den Anfang des heutigen Tagemarsches so sehr erleichterte. Denn die Strahlen der Sonne begegneten uns erst bei dem letzten Hinanklimmen nach der Höhe und fielen hier, zugleich mit unsren Blicken, noch einmal in die liebe, heimathliche Bucht und auf die Gebäude von Nizza herunter, beleuchteten uns noch einmal die werthe Stätte so vielfältiger Freuden und Segnungen. Es mischte sich hier, mit dem Wehe der Trennung, von der tief unter uns, auf immer zurückgelassenen Wohnstätte, zugleich das beruhigende Gefühl des Rückblickes auf die nicht unnütz und fruchtlos zugebrachten Tage.

Wenn einmal die Anhöhe und neben ihr die neue, schöne, bequeme Straße erreicht ist, dann ist auch die Mühseligkeit dieser Tagreise überwunden, und von hier an beginnt für den Wanderer zu Fuße ein Genuß, dessen Nachgefühl und Erinnerung ich nicht für vieles Silber und Gold aus meinem Leben dahin geben möchte; ein Genuß, welcher durch alle vorangegangene Beschwerde nicht zu theuer erkauft scheint. Diese Straße wird, wie manche ähnliche der alten Römer, ein Denkmal und Zeugniß der Macht und kühnen Geschicklichkeit eines Volkes bleiben, das, eine Zeit lang, der Ausgangspunkt aller Bewegungen der Völker und Reiche in Europa war. Napoleon ließ diese Straße so hoch und so fast beständig im Angesicht des Meeres in dem schroffen Rücken der Alpenkette hineinsprengen, damit hier, und wäre jede Bucht von feindlichen Schiffen besetzt, ein ganzes Heer, so sicher und ungefährdet, wie der hochschwebende Seeadler über die Hütten der Strandjäger seines Weges ziehen, und

hierbei, fände sich hierzu Gelegenheit, aus der sichren Höhe herab den Feind kräftig zu treffen vermöchte.

Nur noch wenig merklich zieht sich die Straße, da, wo sie der Fußgänger auf dem alten Wege erreicht, bergaufwärts; sie hat nun bald ihre höchste Höhe erstiegen, welche gerade so hoch ist als die tiefsten, noch offnen Bergschächte der Erde tief sind; so hoch, daß, wenn da an einzelnen Stellen ein kühner Bergbewohner sich von der festen Straße hinablassen wollte nach dem Gestein am Meer, das Seil mehr als viermal länger seyn müßte, als die Höhe des Straßburger Münsterthurmes. Dann läuft sie mehrere Stunden lang ganz eben, oder nur kaum merklich wellenförmig erhoben und gesenkt hin.

Der erste, hehre Genuß, den die Aussicht dieses Weges bot, war der Blick auf die Bucht von Villafranca und die Halb-Insel Beaulieu. Aber weit über das Meer hinüber zeigten sich zugleich, in ganz besondrer, ungewöhnlicher Klarheit, die weißen Kalkalpen von Korsika. Wenn sich dann, bald hier, bald da, der Weg vom Meere ablenkt und sich in die Wildniß der Felsenmassen des Gebirges verliert, da ist es, als wollte er hier nur einsam und allein seyn, mit dem lieblich blühenden Gesträuch, umschwärmt von summenden Bienen und von schnell geflügelten Papilionen. Bei einer solchen Stelle der blühenden und herrlich duftenden Wildniß, unter dem auf südliche Weise schon holzartigeren Gesträuch der Malvenarten, setzten wir uns nieder und genoßen das mitgenommene Frühstück. Uns war, als wir nun die Füße immer weiter setzten auf unsrer Felsenwarte, so leicht, so wohl, so frisch! denn in dieser Höhe wehet die Luft schon ungleich kühler als in der heißen Bucht am Meere. Da liegt, wie das Nest eines Raben, schwarz, über einen

Felsen gebreitet, der senkrecht über das Meer steigt, das alte Städtlein Eza; aber der Flug des Seeadlers, der jauchzend vorüber zieht, ist doch noch höher als das Nest des Raben, man schaut von da oben in die dunklenden Gassen und schwärzlichen Häuser hinein. Der Felsen und die Kirche bei St. Hospice, die sich noch einmal, wie ganz nahe zeigen, erheben sich wohl hoch über das Meer, aber wie unvergleichbar viel höher gehet der Zug der Straße über beiden hin. Wie niedrig liegen da die Burgfesten und Wohnsitze des Küstensaumes, welche doch einst, durch ihre gähe Höhe über dem Meer eine sichre Zuflucht vor den Räuberhorden des Meeres gewesen. Von der linken Seite her blicken von Zeit zu Zeit die beschneiten Gipfel der Alpen so scharf herein nach dem Meere, als wollten sie den scharfsichtigen Lämmergeyer von Corsica's Felsen zu sich herüberlocken. Der Weg der Felsenhöhen schwebt jetzt an der mächtigen Ruine von Torbia, an der Trophaea Augusti vorüber, welche der Senat der großen Stadt dem Augustus errichten lassen, als er, dem Zuge der Küstengebirge entlang, die Stämme der langhaarigen Ligurier unter den eisernen Fuß der römischen Herrschaft gebeugt. Einzelne Spuren verrathen noch die alte Pracht und Herrlichkeit des Gebäudes, an dessen Gemäuer eine Inschrift die Namen der mehr als vierzig Gemeinden oder Landsmannschaften nannte, in welche das kräftige Volk der Seealpen, gleich dem Strom der sich über Felsen herabstürzt und in seinem Fall an den Klippen zersplittert, vielleicht zu seinem Verderben zertheilt war. Das zum Theil zerrissene und zersprengte Aussehen der mächtigen, am Boden gelegenen Quaderstücke bezeuget, wie fest dieser alte Bau war und wie schwer es den Bergbewohnern geworden, die alte Tro=

phäe zu plündern, um aus ihren Bruchstücken ein Gemäuer, zum Schutz gegen die Longobarden und nachmals die Häuslein des Städtleins Torbia zu erbauen. Die eigentlichen Zerstörer des Denkmales sind jedoch die Franzosen unter dem Marschall von Villars gewesen. Doch, wenn auch der Marmor, welcher die Namen besiegter Völker genannt und mit ihm der thurmartige Träger der Siegeszeichen und Inschriften, der späteren Zeit erlagen, so hatten sich doch die Worte der alten Inschrift noch bei Plinius erhalten. Als sollte hierin erkannt werden, daß in dem Menschenwort selber eine Kraft des Bestehens sey, unvergänglicher und unauflösbarer, als die Festigkeit des Steines und die Stärke des Felsen. So wie wir an den Ruinen und schmutzigen Häusern von Torbia, so zogen an uns singende Soldaten, welche auf Urlaub zu gehen schienen, vorüber. Die Straße schwebet weiter, bald durch die Wüste der Felsen, bald, die Fittiche mehr zur Rechten lenkend, über der Höhe der Meeresküste hin. Brünnlein mit klarem, frischen Wasser, das aus dem Felsen quellend oder durch seine Klüfte herabstürzend hier in reinliche Röhren gefaßt ist und aus diesen in Tröge rinnt, zeigen sich hier und dort zur Labung des Wanderers oder seiner Lastthiere bereit. Ein Zug von Tauben, welche in der Bergwand nisten, badete da im klaren Gewässer und schwang sich dann, mit unsern Blicken zugleich über das alte, düstere Roquebrune, das sein Nest auch auf den wilden Felsen gebaut, hinüber.

Siehe da, das kleine, paradiesisch gelegene Monaco und dort auf dem Felsen, nördlich vom Städtlein die alten, räthselhaften Säulentrümmer, welche eine uralte Kunst, die vor dem Erwachen der klassischen Zeit war, wie

wie im Spiele des Morgentraumes herumgestreut. Man weiß nicht, was diese Bauwerke gesollt haben noch gewollt. Die weiter nachgehende, spätere Forschung der alten Geschichte ruft hier den Namen des Hercules Monökos zum Erklären des Räthsels an: er sey es gewesen, welcher die Geschichte wie den Namen des lieblichen Monaco (Arx Monoeci bei Virgil) begründet *).

Der forschende Sinn wird auf diesen Höhen so leicht, so beweglich, daß ihn jeder Windhauch wieder vom Boden, darauf er ruhete, erhebt. Das Auge konnte nicht lange bei dem Berg der undeutlichen Ruinen verweilen. Dort ist das weite, herrliche Meer, in welchem die Lichter der fast zum Mittag gestiegenen Sonne glänzen; da liegt, auf dem stattlichen Felsen das kleine, wahrhaft zierliche Monaco, welches einst ein „kleines Paris" in dieser Gegend darstellen wollte, deren ungeschmückte Herrlichkeit, auch nur vom kleinen, reinlichen Landhause aus betrachtet, eine so ganz andre, höhere ist, als alle Herrlichkeit, welche eine tausendfältig vermehrte Macht und Ueppigkeit der Könige von Frankreich, in Paris zusammenhäufen könnte. Der Versuch des Fürsten, in solche Natur hinein ein kleines Paris zu äffen (ähnlich jenem der blühenden Jünglinge und Jungfrauen des vorigen Jahrhunderts, wenn sie, der französischen Mode folgend, durch Pudern des Haares das Absterben des Alters nachahmten) würde indeß dem Auge der Bewohner, wie der

*) Hierzu die Stelle in Lucan. Phars. v. 405.

> Quaque sub Herculeo sacratus nomine portus
> Urguet rupe cava pelagus: non Corus in illum
> Jus habet, aut Zephyrus: solus sua litora turbat
> Circius, et tuta prohibet statione Monoeci.

M. v. auch Ammian XV, 10.

Fremden nicht so übel gefallen, hätte nicht diese Sucht des nachahmenden Fürsten ihm selber sein Glück und dem Ländlein einen großen Theil seines Wohlstandes gekostet.

Es war Vormittag um 11 Uhr, als wir, in der Nähe des Bächleins, das in der Bergschlucht herabstürzt und mit seinem frischen Aushauche Alles belebt und erquickt, woran es vorüberkommt, hoch über Monaco und seinem Hafen stunden. Man sieht hier so deutlich und klar auf den Schloßplatz und die wohlgebauten Straßen des Städtleins herunter, daß man jeden darauf wandelnden Menschen bemerkt. Die kleine Wachtparade, bestehend aus etlichen Männern, zog eben auf dem Schloßplatze auf, wir sahen der kriegerischen Bewegung aus unsrer Adlerhöhe zu und vernahmen aus der Tiefe herauf den Schall der kriegerischen Trommel. Von hier aus scheint der steil abfallende Felsen, auf welchem Monaco liegt, nur wie die Höhe eines Tisches; er misset aber, vom Meere an, mehr als hundert Fuß. Dennoch ist dieser kühn ins Meer hinaustretende Felsen zuweilen ein Spott der Wasserwellen bei großen Stürmen; denn ihr Schaum schlägt dann, wie bei den Stürmen des Jahres 1773 als Regenwolke über dem Felsen und den Häusern des Städtleins zusammen. Aber, was schadet dieser Spott der Wasserwellen dem Felsen und den auf ihm erbauten Häusern? Der Fels ist älter, als der Hercules Monökos unserer Alterthumsforscher, und steht noch so fest wie damals, als die alte Kunst für eine später geborne Forschung diese Steinlein der Erinnrung hinwarf. — Der Hafen erschien, von unsrer Höhe aus, was er übrigens auch wirklich ist, gar klein. Das Meer so still und ruhig. Für Schweiggers Beobachtungen war die Nähe von Monaco sehr reichhaltig. Wäre mir nicht für diesmal

ein andres Maas der Zeit und der äusseren Hülfsmittel zu meinen Studien der lebenden Thierwelt des Meeres zugemessen gewesen, ich hätte, so wie Schweigger, in der Bucht von Monaco verweilt, und in ihr die schönen Lehrstunden, die mir die Natur von Nizza und Villafranca gegeben, noch einmal wiederholt.

Wie ist doch eine solche Natur, als die um Monaco, in ihrem Mittagstraume und ihrer Mittagsruhe so unbeschreiblich schön! Da ruht, an der Seite des unerweckbar schlafenden Felsen das Gewimmel der indianischen Feigen (Cactus ficus indica), weiter hinanwärts haben sich die Wälder der Citronenbäume, und um ihre Kammern die Jujubengesträuche gebettet; über beide emporgestiegen träumt der Wald der Oliven von dem Räthsel, das ihm das grünende Leben gab. Dazwischen schauen die Wipfel einzelner Dattelpalmen, sehnsuchtsvoll über das Meer, nach der südwärts gelegenen Heimath hinüber.

Hier zu den Füßen der Straße zeigt sich, unter den Olivenbäumen und Citronen, das Landhaus, welchem Condamine den Namen und die Bedeutung gab. Der Adlerflug der Straße schwebt aber weiter über dem blühenden und grünenden Paradiese und über der grünlichen Fluth des Meeres hin und, als sey der Zug hinabwärts, in diese Bucht, von unwiderstehlicher Macht, fängt sie an sich bergab zu senken, nach dem Meere hin. Da, wo dieselbe dem aus Monaco gen Mentone, durch den Hain der Zitronen und Oliven führenden Wege begegnet, zeigt sich ganz nahe, auf dem Cap Martin, das Lusthaus des Fürsten und Herrn von Monaco, welches selber, in seiner es umgebenden Natur, ein Lusthaus von Europa zu nennen ist. Hier ist es, als webte der mächtige Geist, der den Vogel durchdringt, wenn er, ge-

drängt von der nahen Ausgeburt des Eies, das sichernde Nest baut, näher und kräftiger als irgendwo. Es wird da das Wehen der süßen Schwermuth einer Ueberfülle des Lebens bemerkt, aber auch das Wehen des Gefühles einer Mutter, welche den erstgebornen, längst ersehnten Säugling umfänget. Ein Engländer hat diese, unter Thränen lachende, Wildniß der Zypressen- und Citronenwälder, umkränzt von babylonischen Weiden, so unwiderstehlich anziehend gefunden, daß er sich von dem Fürsten des Ländleins die Erlaubniß erkaufte, hier für sich und die Seinen eine Familiengruft zu begründen. Diesen Ort der Stille hätte sich mein träumender Sinn für einen theuren Freund, für den edlen Geist eines * * * auswählen mögen, in dessen Innrem eine ganze, künftige Welt des Geistigen wachet. Hier, in dem Land des beständigen Sommers, eine Ruhe von etlichen Monden oder Jahren, was würde sie einer solchen, Mächtiges gebährenden Seele gewähren!

Immer tiefer läßt sich nun die Straße nach den Olivenwäldern von Mentone herab. Hier war denn schon der Oelbaum in voller Blüthe und der liebliche Duft der Tausende von blühenden Bäumen, erfüllte die Luft. Mit ihnen mischte sich bald der kräftigere Geruch der Citronenwälder, welche um Mentone häufiger als vielleicht irgendwo an dieser Küste gefunden werden. Nahe bei Mentone sieht man Olivenbäume von solcher Dicke der Stämme und von solcher mächtiger Ausbreitung, daß man, bei der Langsamkeit des Wuchses dieses Baumes, das Alter auf mehr als tausend Jahre schätzen möchte. Ja, wenn es gegründet ist, daß der Orient einige dieser langlebenden Gewächse trägt, welche an ihrem Orte vielleicht schon vor 1800 Jahren wurzelten und Früchte

trugen, da möchte man die vor Alter hohlen, im Durchmesser sechs Schuhe haltenden Olivenstämme für Abkömmlinge, wenigstens im zweiten oder dritten Geschlecht, von jenen Pflänzlingen halten, welche einst die Phocäer hieher gebracht.

Es that uns, nach solchem Wege, fast leid, daß wir jetzt, dem Bedürfniß des Hungers nachgebend in ein Städtlein, und gar in ein enges Haus hineinkehren sollten; lieber hätten wir, wie die Vögel, die Eßlust in den Wipfeln der Bäume oder auf dem Felsen der Küste stillen mögen. Aber das Gartenhaus an unsrem Wirthshaus, hoch auf einer steinernen Terrasse gelegen, zu deren Fuß sich die blühenden Citronenbäume herandrängten, war so schön gelegen, die Aussicht auf das Meer und auf die unübersehbar lang hinlaufenden Gärten der Citronen so nahe und herrlich, daß gar bald der Austausch der Bewegung mit solcher lieblichen Ruhe uns erfreute. Ein reichliches und wohlbereitetes Mahl, in der Begleitung eines wohlschmeckenden, feurigen Weines, schien unsrer schon gewartet zu haben, denn wir hatten den Wunsch, in diesem schönen Gartenhause zu speisen, kaum ausgesprochen, da war er auch schon erfüllt. Freundlich lächelten auf uns, in diesem guten Mentone, nicht blos der heitre, blaue Himmel und die duftenden Blüthenbäume des Südens oder das Widerspiel der Sonne aus dem Spiegel des Meeres, sondern selbst der Gensdarmes, welcher, weniger den Paß, als eine kleine Münze aus unsern Händen zu empfangen gekommen war. Dieser benahm sich so demüthig, als seyen wir die seinen Lebenswandel beobachtende Gensdarmerie und er selber ein Pilgrim und Fremdling im Lande. Solches that uns, nach dem Wesen, das die Gensdarmes von Nizza an uns geübt, ordentlich wohl.

Mit den Bienen zugleich, die sich in den Blüthen der Citronenbäume wiegten, waren auch wir zum Theil, auf bequemer Lagerstätte entschlafen, als endlich einer von uns an den tieferen Stand der Sonne und an das Weitergehen erinnerte. Da huben wir denn unsre Füße auf und verließen das gute Städtlein mit seinen Citronenhainen, welche, noch mehr als das Oel, der Hauptreichthum der Bewohner sind. Denn es sollen hier Gutsbesitzer leben, deren Gewinn nur an der Jahresernte der Citronen, 10000 bis 12000 Franken beträgt.

Der Weg von Nizza bis Mentone, welcher von den Postmeistern wegen der Beschwerlichkeit des Gebirgssteigens zu 12 Stunden angeschlagen wird, beträgt wirklich nur 6 bis 7 Stunden, der von Mentone nach Vintimiglia nur wenig über zwei Stunden. Diese vergiengen wie der Weg eines schönen Spazierganges, in einem Fürstengarten. Denn es hat die Straße, bald nachdem man die Stadt verlassen zur Rechten, hinabwärts nach dem Meere, die Gärten der Citronen, in denen es zu keiner Zeit des Jahres an duftenden Blüthen, zugleich mit halbreifen und reifen Früchten fehlt, zur Linken aber steigt die Wand des Alpengebirges empor. Der Fuß und die grünen Senkungen desselben sind mit Rebenpflanzungen und Olivenbäumen bekleidet, aus den Spalten der Felsen drängen sich Feigenbäume hervor und nicht selten sieht man auch Citronenbäume, wild und ohne Wartung des Menschen am Quell des Felsens oder am grünenden Abhang hervorgewachsen. Der Seewind bließ frisch über die Gärten herüber und brachte mit der Kühlung zugleich die Wohlgerüche des Landes. Die Straße führt hier meist im Angesichte des Meeres hin, welches an der einen Stelle tiefer ins Land sich hereinbeugt; das Auge ver-

gnügte sich an dem kräftigen Bewegen der Wellen, auf denen der Widerschein der Abendsonne wandelte und eben als die Sonne sich ins Meer senkte, stunden wir vor dem Thor des alten Albium Intemelium oder des Städtleins Vintimiglia. Nahe an der steinernen Brücke, welche über die Roya führt, am entgegengesetzten Abhange des Städtleins, fanden wir ein gutes Nachtlager und Abendbrod in dem wohleingerichteten, reinlichen Gasthaus und vergnügten uns noch lange an dem Anblick der vorüberrauschenden Roya, an deren Ufern wir vor wenig Wochen so manchen harten Kampf der Füße bestunden und an der Aussicht nach dem Gebirgsthal, durch welches der Strom herabkömmt. Die Gipfel der Berge umschattete ein dichtes Gewölk, uns aber, fest und tief, der erquickende Schlaf.

Am andern Morgen war die Umwölkung, welche gestern Abend nur die Berge deckte, auch nach der Ebene herunter gestiegen und der äussere Himmel begrüßte uns mit trüben und Regen drohendem Aussehen. Der innre aber war heiter geblieben und wir zogen, in Gesellschaft eines Italieners aus Finale, den wir schon gestern in Mentone (wo ihn der starke Wind von dem Heimweg zur See abgehalten) und dann auch in Vintimiglia gefunden hatten, fröhlich über die Royabrücke hinüber.

Gab es doch hier, wenn uns auch der Vorhang der Wolken die Aussicht nach der Höhe und Ferne verdeckte, Schönes genug zu sehen in der Nähe. Denn es zeigte sich uns im Sande am Wege zum ersten Male der große Fingerkäfer des südlichen Europas (**Scarites gigas**) und etwas später, näher gegen die Küste hin auch der kleine (**Sc. minor**). Es ist das Thal, der Nervia ent-

gang, ein ganzer grünender Wald voll Oleanderbäume (Nerium Oleander), deren Blüthen, weiß und roth den hohen Wipfel bekränzen und mit dem zierlichen Laub der Zweige sich vermischen. Die Nervia hatte nur wenig Wasser; noch fehlte es damals an einer Brücke, man setzte uns über. Ein altes Gemäuer, nicht fern vom Flusse erinnert daran, daß hier einst die alte Stadt Nervina gestanden. Und siehe, dort auf der Anhöhe erhebt sich aus dem Grün der Bäume Perinaldo, der Geburtsort des großen Cassini. Um Bordighiera sieht sich das Auge, wie an der Küste von Tunis oder Algier, im eigentlichen Sinne des Wortes von ganzen Wäldern hochwipflicher Dattelpalmen umgeben. Wir staunten des Anblickes, und forschten nach Blüthen oder Früchten des schönen Baumes. Aber nur selten läßt es die eigenthümliche hiesige Benutzung des edlen Gewächses zu einem Gedeihen der Blüthen und Früchte kommen. Denn man hat diese Palmenwälder nur um des schönen Laubes willen gepflanzt, womit man in der österlichen Zeit ganze Schifflein belädt und alle Kirchen der Küstengegend, ja selbst des Innern des benachbarten Italiens, zum Ausschmuck der Kirchen, am herrlichen Feste der Palmen versorgt. Mit Recht wird diese Ausbeute für das sehende, des Schönen sich freuende Auge, für höher geachtet als die Ausbeute für die schmeckende Zunge, welcher ja die Gegend so viele andre Früchte darbeut. Doch soll es, besonders weiter gegen St. Remo hin, öfters reife Datteln an den Bäumen geben, so trefflich als die africanischen.

Der Weg nach St. Remo, von Bordighiera aus, zieht sich mehrere Stunden über Hügel und Blachfeld, bald näher, bald ferner vom Meer, durch ein Land hin, das Gott mit allen Gaben der Fruchtbarkeit gesegnet

hat. Die Gebirgsart ist Kalk, mit großer Neigung zur Absonderung in linsenförmig körnige Stücke. Eine alte römische Brücke gewährt noch jetzt den Uebergang über den Lessiostrom. Die heißer scheinende Sonne, im Kampfe mit dem kalten Gebirge hatte gesiegt und ihr Strahl hatte das Gewölk in der Ebene, wie nach dem Meere hin zerrissen. Da rafften die Gebirge mit desto angestrengterer Kraft, die aus der Tiefe verjagten Wolken zusammen und stellten sie, hinter der schirmenden Schneewand von neuem in die Ordnung der Schlacht. Auf den Höhen, so konnte man bemerken, ergoß sich schon der Gewitterregen, im Thale war noch das stille, schwüle Warten der Natur, das dem Ausbruch der Gewitter vorangeht. Es war sehr heiß, da wir uns durch die Olivengärten dem schönen, terrassenartig an die Anhöhe gebauten St. Remo näherten. Ein Bauernmägdlein ritt auf einem Esel vor uns her. Da sie aber die Hausfrau sahe, stieg sie ab und nöthigte diese aufzusitzen und die letzte halbe Stunde, bis zur Stadt hinan, vollends zu reiten. In St. Remo erquickte uns der Genuß der frischen Kirschen und der Anblick der Stadt selber, an deren Bauart schon einige genuesische Pracht bemerkt wird. Einladend, zur herrlichen Aussicht, winkt von der Höhe der kleine Hain der Cypressen, neben der Capelle. Die ganze Umgebung der Stadt ist ein Garten, dicht gedrängt voller Gewächse des Südens. Auf diesen Höhen gedeiht der Oelbaum so vorzüglich, daß man behauptet, das Oel von St. Remo sey das beste in Europa. — Das Zimmer in dem großen, schön gelegenen Gasthaus, wo wir einige Zeit verweilten, gewährt den Anblick, hinab nach den Gärten, in seiner ganzen Fülle. Die Schaar der Maulthiertreiber drängte sich um uns und bot uns

ihre Thiere zur Weiterreise an; die Hausfrau jedoch zog das Fußgehen dem Reiten vor.

Auf der Weiterreise gegen St. Stephano hin hatten wir nur noch kurze Zeit von den heißen Sonnenstrahlen zu leiden. Die Wolken in eng und dicht geschlossenen Schaaren drangen von neuem aus ihrem Hinterhalt im Gebirge hervor und nahmen, so weit das Auge reichte, Besitz von dem Feld des blauen Himmels. Der Sturmwind bewegte den Wipfel der Palmen und Oliven, zuerst auf der Höhe, dann aber, wie die Schwalbe, wenn sie nach dem verlornen Schatze suchend, sich zum Gewässer hinabtaucht, schlug er mit dem Fittich auf das Meer und erhub den Sand der Küste. Wir aber, schon im Angesicht des nahen Städtleins, suchten noch immer im Meeressand nach dem kleinen Fingerkäfer (Scarites minor) und betrachteten das gestrandete Volk der Schaalenthiere; da scheuchte uns der auf einmal ernstlich ausbrechende Regen hinein nach St. Stephano und in das obere Zimmer eines Wirthshauses, aus dessen Fenstern wir die freie Aussicht auf das unmittelbar an das Gemäuer anbrandende Meer hatten.

So war mir endlich doch einmal der Wunsch gewährt: ein Ungewitter mit mächtigem Sturm am Meere zu sehen und dieser großartige Anblick war uns hier, nicht vom schwankenden Schiffe aus, sondern vom sicher und ruhig stehenden Hause gegeben; dabei dennoch aus solcher Nähe, als wären wir selber auf dem Meere. Denn es schlug der Schaum der Wogen herauf an die gegeschloßnen Fenster, oder netzte, wenn wir die Fenster öffneten, Gesicht und Hände. In der That, heut sahe man alle die Boten Gottes über das brausende Meer gehen: den Sturmwind voran, dann die Ströme des

Regens und die Feuerflammen der Blitze. Mächtig hallte der Donner aus dem Gebirg und seinen Schluchten wieder; vor seinem Brüllen wurde die Stimme des Sturmwindes nicht gehört. Die grünen Berge der Wogen, an ihrer Höhe mit dem Schnee des Schaumes bedeckt, stürzten sich, gejagt vom Sturme, geschreckt von dem Hall des Donners, zwischen die Klippen der Bucht hinein und wollten hinter dem Gemäuer der Stadt sich bergen; aber der Sturmwind fand sie auch hier und trieb sie von neuem auf die Tiefe hinaus, damit ihr Bewegen, wenn auch nur im Abbild zeugen möge von der Angst und der Kraft eines Sehnens und Wartens, das in der Creatur ist und hier der endlichen Erfüllung harret. Das Auge behauptete heut ein größeres Recht über die müden Glieder, als der hungernde Magen, wir genossen in Eil unsre weichen Eier und das Brod mit dem Wein und stunden dann von neuem am Fenster, um zu schauen.

Der Regen und der Gewittersturm hatten sich endlich wieder gelegt, wir verließen St. Stephano und unsre guten, freundlichen Wirthsleute und folgten dem Wege an der erhaben schönen Felsenküste, neben dem Meer hin. Da donnerten und brausten die Wogen noch mächtig zwischen den dunkelfarbigen Klippen, die Seevögel suchten schreiend nach der beim Sturm gestrandeten Beute, auf dem Gebirge blitzte es noch und die strömenden Wolken hiengen tief in die Kluft und über den Abhang herein und ergossen zuweilen auch über uns einzelne Schauer. Der Weg, der hier nicht mehr zur breiten Straße geebnet, sondern zum Theil nur für Fußgänger und Maulthiere gangbar war, erhub sich bald steil hinan zwischen die zerrissenen Klippen und zu den Wäldern der Oliven, bald senkte er sich wieder so tief zur Nähe des Meeres

herab, daß uns der Wasserstaub der Brandung das Gewand benetzte. Oefters schien es, der Weg am Felsen des Strandes sey nun zu Ende und der Wandrer müsse hier der Fahrzeuge warten, die ihn über die Bucht setzten; dem Meere jedoch entkam dann der seitwärts hinanklimmende Steig immer wieder von neuem, nicht aber dem Gewässer des Bergstromes, das sich mit den Strömen des Regens, der im Gebirg fiel, nach dem Meer ergoß. Denn als wir, vor Porto Mauritio, das Ende eines Gemäuers erreicht, siehe da war der Weg durch einen trüben, mächtig rauschenden Bergstrom versperrt und zur Rechten das Meer, zur Linken aber, so weit das Auge reichte, der Lauf des Stromes, über welchen nirgends eine Brücke führte. Männer stunden hier und erboten sich uns über das Wasser zu tragen. Unser Reisegefährte aus Finale vertraute sich sogleich dem Rücken des einen und auch wir Andern waren bald mit unsern Trägern und sie mit uns versorgt. Der alte Mann, der es unternommen hatte die gute Hausfrau hinüber zu tragen, ergriff dieselbe so, wie man ein Kind auf den Armen trägt, während wir Andern auf sichrere Weise, reitend, auf dem Rücken der Träger saßen. Das Wasser war so tief, daß es den Trägern an einigen Stellen weit über die Kniee, ja bis an den Gürtel reichte. Da wir nun so über dem Strome schwebten, da glitt dem Alten, welcher die treue Reisegefährtin trug, der Fuß aus und er stürzte mit seiner Last ins Wasser. Eilig schleuderte mich der junge, kräftige Träger, der mich erfaßt hatte, nach dem nahen Ufer hin, aber ehe wir den Alten erreichten, war demselben und der guten Hausfrau schon Hülfe geschehen, und diese, triefend von Wasser, mit leichenblassem Gesicht, dessen Mund dennoch auf mich lächelte,

stund am Ufer. Dies war schlimmer als der Sturm auf der Rhone, beschwerlicher als die Mühseeligkeiten des Weges über den Col de Bruys. Die andren Kleider alle hatten wir, um auf der Fußreise nicht beschwert zu seyn, von Nizza aus zu Schiffe nach Genua vorausgesendet; nur die nöthigste Wäsche und ein Umhängetuch, das einer der jungen Freunde in seinem Tornister trug, stunden in solcher Verlegenheit zu Gebote. In einem der nächsten Bauernhäuser dann benützte die arme Frau wenigstens diese unvollkommnen Mittel zum Abwehren der Nässe des Gewandes und so zogen wir an den Gebäuden von Porto Mauritio vorüber, um, wie uns der italienische Reisegefährte es gerathen, in dem ganz nahen Oneglia zu übernachten. Aber zwischen uns und diesem Nachtlager hatten sich noch ein großer Schrecken und Angst für die gute Hausfrau gelagert. Denn es sperrte abermals ein Strom den Weg, viel größer und breiter, aber nicht so reissend denn der vorige, und statt der sichern Brücke zeigten sich abermals nur die Schultern der Träger, als Mittel des Hinüberkommens. Da mochte die schon Gebadete nicht noch einmal das Wasser versuchen und wir beide wollten schon wieder den Berg hinan, nach Porto Mauritio zurückkehren, als ein alter, wohlgekleideter Herr, welcher von unsrem Unfall gehört hatte, der nun zu Wasser wie zu Lande Geprüften zuredete, sie solle nur getrost sich über diesen Fluß tragen lassen. Der Boden sey hier sandig, das Wasser weder so reissend noch so tief wie bei dem vorigen Bergstrom. — Nun, diese Uebersetzung gieng auch ohne Fehler ab, das freundliche Wirthshaus in Oneglia war erreicht, das wärmende Caminfeuer schnell entzündet, die gute Wasserheldin des heutigen Tages hatte bald, schon beim Abendbrod, noch

mehr aber in der Friedensburg des Schlafes, allen Schrecken und alles Weh der Fahrt zur kalten Tiefe vergessen.

Freitags am 2ten Juni, als wir in Oneglia erwachten, regnete es in ganzen Strömen vom Himmel. Auch der Kaffeeschenker gleich neben unsrem Wirthshaus, der doch ein deutscher Schweizer war und den wir über das Wetter befragten, wußte uns nichts andres zu sagen, als daß es eben sehr regne. Was sollte denn aus den Bergströmen werden, deren wir heute, und zwar ohne daß eine Brücke darüber gieng, noch sechs oder sieben zu passiren hatten? — Da trat der Reisegefährte aus Finale herein und fragte uns, ob wir, unter solchen Umständen, nicht lieber reiten wollten als gehen? und wir waren bald zum ersteren bereit und mit den Verleihern der Maulthiere in Richtigkeit. Um zehn Uhr etwa, als der Regen aufgehört, und, gegen das Meer hin, der Himmel sich aufgeheitert hatte, saßen wir schon auf unsren treuen Thieren, unter denen mehrere, oder wenigstens das meinige, eben keinen leichten, sanften Gang hatten. Der Weg zog sich, fast immer im Angesicht des Meeres, bald bergauf, nach den Olivenwäldern und nach den einsamen Klippen der Kalkfelsen, mit oft gebrochener und verworrener Richtung der Schichten, aus deren Wänden das Myrtengesträuch hervor sahe; bald wieder bergab, nach dem Ufer der Bergströme, durch deren noch immer stark angeschwollenes Gewässer, die Maulthiere sichrer führten als unser gestriger Träger. Ohnehin hatte ja fast jedes Maulthier, ausser dem darauf sitzenden Reuter, noch seinen besondren, zu Fuße nebenher und nachlaufenden Führer, welcher, wenn es über den Fluß gieng, zur rechten Zeit immer den Zügel zu ergreifen, und das Thier „zum Besten zu kehren" verstund, welches nament-

lich dem meinigen, das, als das älteste, öfters voraus gehen wollte, recht noth that, da der träumende Reuter es immer gehen ließ, wie es gehen mochte.

Der Hinausblick nach der weiten, großen Küste des genuesischen Gebietes hin, der sich auf der Anhöhe vor Alassio eröffnete, erweckte mich, wie das Vorüberleuchten eines Blitzes, aus meinen Träumen. Das sind Gedanken einer Alles schaffenden und ordnenden Kraft. Mein Gott! wie tief, wie ernst, wie wahr denkt und spricht „die Natur.“ Sollte es denn nicht möglich seyn, daß die schreienden und schreibenden Leutlein des Nichts unsres Tages, daß die Väter des Alltagsgewäsches, die Narren der Schaum-Politik, welche lachend und heulend in der Drehschaukel der Ereignisse dieses Zeitalters der Trunkenen sitzen, wenn sie in diese Tiefe der Kraft und der Gedanken eines schaffenden Geistes hineinblickten, der auch zu ihnen sagt „ich kenne euch“, aus ihrem dumpfen Traume erwachten und demüthig sich beugten vor einer Ordnung und Weisheit, welche eher war und länger bleiben wird als die Angst dieser Menschen der Zeit, welche, gleich jenen Kranken, die an der Entzündung der Gedärme leiden, die schirmende Decke von sich werfen, weil der innre Brand der Eingeweide eine solche Wohlthat nicht ertragen kann? Bin ja auch ich selber ein Narr meiner Zeit, mehr vielleicht als ich es weiß, und ich Träumer wachte da auf und dachte: diese Sprache, die hier ein Jemand mit mir redet, ist doch eine andre als die Sprache der Zeitungen unsres goldnen Zeitalters der Zeitungen.

Vor Alassio, im Sande, an der Küste des Meeres, stiegen wir beide, die Hausfrau und ich, vom langohrigen Rößlein und ergötzten uns am Suchen und Finden

des Mumienkäfers (Ateuchus sacer), der uns an die tiefen Gedanken eines Volkes und einer Zeit erinnert, welche ihr eignes Wesen und Wollen in dem vorbildlichen Walten der Natur erkannte und verstund. Das, wenigstens für heute sehr schmutzig und rußig anzuschauende Alassio, gewährte, sammt seinen zwar theuren, aber zugleich auch wenigen und schlechten Fischen und andern Fastenspeisen nicht so viel Erquickung, als die Aussicht nach dem weiten Meere und dem großen Gebirge. Der Weg von Alassio, den Berg hinan, der zu den getreidereichen Ebenen von Albenga (Albinganum) und dann weiter über Berg und Thal führt, war für uns weniger beschwerlich, als für die tragenden Thiere, wiewohl auch ich, wenn ich nun einmal reiten sollte, lieber immerfort in der Ebene reiten möchte, als so ausser Maaß, bald hinauf, bald hinunter und mit dem beständigen Anschein einer Möglichkeit, als könne man hier auf eine solche Art fallen, daß an kein Aufstehen mehr zu denken sey.

Die Acenta und noch manches kleine Wässerlein waren glücklich passirt; die Hausfrau weiß nichts mehr von einer Furcht vor dem Wasser der Bergströme. Denn das ist ja ein wahres Land der Könige. Die Landhäuser, welche an den blühenden und grünenden Anhöhen stehen; die hohen Gebäude mit ihren Mauern und Zinnen, die sich in den vielen Städtlein, durch welche man stolz dahin reutet, zeigen, erinnern daran, daß man nun in dem alten Gebiet des reichen, prächtigen Genuas sey. Und die Wasserheldin selber, mit ihrem grauen Reisemantel, nimmt sich so prächtig auf dem Maulthiere aus, als sey sie ein Stück von der prächtigen Landschaft selber. Die Reuter nehmen auf ihrem eiligen Laufe (die Maulthier-Herren konnten kaum folgen), bald den Duft

der

nenden Wiesen und Felder mit; da stellt sich auf einmal, vor Finale, ein Berg in den Weg, der so steil und mächtig am Meer hinläuft, daß wir auch fast lieber hätten „laufen" mögen als reuten. Hier erglühete schon, im Gebüsch, am steilen Abhange, das Roth der Granatblüthe. Endlich war die Höhe der bläulichen Kalkfelsen nach langer Anstrengung erreicht. Finale, mit seinen Burgen und seiner schönen Kirche, ein anmuthig scheinendes Städtchen, liegt da, zwischen den Orangengärten und Olivenwäldern; an gähen Felsen klimmt das Gesträuch der Granaten und das stachlichte Gewächs der indianischen Feige hinan und hinunter. Man kann von hier für kaum zwei Franken nach Genua schiffen; doch bezeugte die Hausfrau von neuem, daß ihr die Reise zu Lande sichrer dünke als die zu Wasser. Es wurde noch heute ein Wagen (denn die Furcht vor den Bergströmen war groß) nach Genua gedingt und als das Geschrei, womit eine reisende Gesellschaft von Soldaten, sammt einem Weibe, ihren Handel mit dem Wirthe, über den Preis des Abendessens und des Nachtlagers abgeschlossen, vorüber war, entschliefen wir sanft.

Als wir, am andern Morgen, Sonnabends, den 3ten Juni, der aufgehenden Sonne, zwischen den Olivenwäldern, auf der Straße gegen Genua hin begegneten, und uns hier, nach so viel neu Gesehenen, dennoch wieder etwas Neues ins Auge fiel: der Anblick nämlich, einer jenseit des weiten Meeres gelegnen, gegenüber stehenden Küste; da erfuhr ich recht auffallend, an welchen feinen, dem Auge unsichtbaren Fäden unsre Gefühle hängen. Jenseit des Meeres wieder ein neues, herrliches Land, da mein Fuß in Kurzem stehen wird: ein Jenseits, das, über die weite Kluft der Gegenwart

hinüber, schon jetzt ins Auge fällt. — Wird doch selbst der männliche Raubvogel, der bis dahin gleichgültig am Nest gesessen, aufmerksam nicht allein, sondern in den Strom einer ihm bis dahin unbekannten Theilnahme hineingerissen, wenn er zuerst die Stimme der Jungen hört, die eben aus dem Ei, das die Mutter bebrütet, hervorgebrochen. Das ist das lebendige Rufen einer neuen, künftigen Zeit, eines neuen, jenseitigen Geschlechts. — Das jenseitige Ufer, von welchem der Geist des Menschen zuweilen, noch im jetzigen Leben, rufende Stimmen, herüber zu seinem Ohre vernimmt, ist von andren Kräften belebt, als der junge Vogel, der, dem Ohre des Vaters vernehmbar, nach Futter schreit. Ein — wunderliches — Vorgefühl des Hörens solcher Töne des Jenseits wandelte mich Träumer an, als ich, über dem Schaum der Meereswellen, die an den nahen Klippen sich brechen, weit hinüber, zum ersten Male in meinem Leben, ein jenseitiges, bergiges Ufer, über dem sonst nur als gränzenlos erschienenen Meer erblickte.

Wir frühstückten in einem ansehnlichen Kaffeehaus des ziemlich wohlgebauten und anscheinend wohlhabenden Savona und stiegen dann, dem Wagen vorausgehend, zu der Anhöhe, neben dem Schloß hinauf. Schon vor Savona hatte sich uns das Schiefergebirge der Urzeit gezeigt; hier selber ist Glimmerschiefer, im weitren Fortgang der Straße nach Genua zeigt sich granitisches Gestein, so wie Gneus (vor Voltri) und verhärteter schiefriger Talk. Des Mittags speisten wir in Voltri, zwar theuer, aber nicht sehr gut, waren aber bald nachher, ganz umsonst, durch den unvergleichlich herrlichen, machtvollen Anblick der Königin unter allen bisher gesehenen Städten des Meeres: Genuas erfreut und gelabt. Der

Weg, immer höhere Pracht und Herrlichkeit entfaltend, führt, neben den Lusthäusern der ehemaligen, königlich reichen Herren der Stadt und den Burgartigen Pallästen des Berges hin und es wird der Eindruck des nahenden Ganzen immer größer und bedeutungsvoller.

5.

G e n u a.

Wir nahmen fürerst, ehe wir, unsrem Plane gemäß, in der großen Stadt eine Privatwohnung gefunden, in einem Kaffeehaus, nahe am Eingang des Corso, unsern Aufenthalt. Der erste Gang, von da aus, sollte zu dem Banquier seyn, auf dessen Haus unser Creditbrief lautete und auf dessen Aushülfe an Geld die Hoffnung unsres ganzen hiesigen Aufenthaltes, so wie der Weiterreise, bis gen Livorno, gegründet war. Denn unsre beiden jungen Begleiter erwarteten erst in Rom ihre Wechsel, und stützten sich seit der Abreise von Nizza auf unsre Reisemittel. Das Haus des ansehnlichen Kaufmannes, an den unser Geldbrief uns wies, war zwar leicht gefunden, aber das Comtoir, weil es Sonnabend war, für heute und morgen schon geschlossen und wurde erst am Montag früh um 8 Uhr wieder eröffnet. Ich ließ mich bei dem Herrn der Handlung selber melden, zeigte ihm meinen wohlbestellten, Nürnbergischen Creditbrief (in französischer Sprache geschrieben) und ersuchte den Herrn, mir hierauf wenigstens eine kleine, vorläufige

Zahlung zu machen; er aber entschuldigte sich: „sein Factor, welcher die Rechnungen und auswärtige Correspondenz führe sey nicht mehr da, er selber aber von dieser Sache nicht unterrichtet." — Indeß hatte der gefällige Kaffeeschenk eine sehr billige und nahe bei der schönen, neuen Straße gelegene Privatwohnung für uns aufgefunden. Wir machten uns dann sogleich auf und zogen in unsren bequemen, kühlen Zimmern ein. Aber die freundliche Besitzerin der Wohnung war eine arme Wittwe; sie verlangte die Miethe auf etliche Tage voraus, vielleicht weil die wenigen Sachen, mit denen wir ankamen, eben keine große Bürgschaft für uns gaben, vielleicht auch, weil sie das Geld bedurfte. Ihr Wunsch wurde gewährt, damit war jedoch auch unsre Kasse bis auf etliche Sous, welche ich mit meinen jungen Reisegefährten theilte, ganz erschöpft.

Da rührten und regten sich in uns die unvollkommnen Anfänge und kleinen Vorläufer eines eigentlichen Mittagsmahles, mit denen man uns heute in Voltri abgefertigt hatte, und verlangten mit Ungestüm eine Fortsetzung dieses unvollkommnen Einganges. Ein lieber, junger Landsmann wurde noch am Abend aufgesucht und seine Wohnung zwar gefunden, er selber aber nicht, denn er war auf etliche Tage aufs Land verreist. Da zeigte sich in dem Strickbeutel der lieben Hausfrau ein Stück Weisbrod, vielleicht noch aus Nizza: trocken und hart, aber das Einweichen im Wasser machte es genießbar. Die Hausfrau war geduldig und mit allem zufrieden; ihr Eheherr aber war sehr ungeduldig und murrte, angeblich über den reichen Kaufmann.

Mit dem leichten Magen schlief es sich sehr leicht und sanft; erst das Läuten der Sonntagsglocken und der Wie-

derglanz der Sonne von dem hohen Dache der gegenüber gelegnen Gebäude erweckte uns. Das war denn der erste Tag unsrer gemeinsamen Lebensreise, an dessen Morgen wir fragen mußten: woher heute uns sättigen? denn die Summe unsrer Sous langte gerade nur zu einer Tasse Chocolade und einem Brödlein für die gute Reisegefährtin hin. Und dies traf uns an einem fremden Orte, unter ganz unbekannten Leuten. Doch das alte schöne Loblied, in welchem es heißt: „Hungrigen will Er zur Speis' bescheiden, was ihnen dient zur Lebenskraft"; das Lied, das ich auf dieser Reise so oft gesungen, klang heute eben so fröhlich und zuversichtlich als sonst. — Es wurde der merkwürdige Strickbeutel, der uns gestern eine Brodkammer Aegyptis gewesen, noch einmal durchsucht. In einem kleineren Beutelein, das wußte ich, waren noch etliche aus dem lieben Bayerland übrig gebliebene Kreuzer, die zum Almosen auf der Straße bestimmt gewesen; vielleicht, so sagte ich, ist darunter auch noch ein und das andre hier gültige Sousstück. Aber siehe, in dem kleinen Beutel fand sich zwar kein Sous, wohl aber ein kleines Papierlein, dessen Inhalt wir beide vergessen hatten. In dem Papierlein war eine kleine, Würtembergische Goldmünze, die an Werth etwa 5 fl. betrug. Das war ja heute für uns wichtiger, als für die Könige Saleuces und Esubopes das Auffinden eines noch undurchsuchten Goldfeldes in Asien. Fröhlichen Angesichtes und Herzens saßen wir bald darauf in unsrem guten Kaffeehaus. Für beide ward jetzt ein reichliches Frühstück, mit vielem Brod, vieler Milch zum Kaffee bestellt. Aber, so äusserte ich sorglich zur Frau, wenn nun etwa das Goldstück hier nicht gilt? Ich rief den kleinen Aufwärter und sagte er solle das wechslen, eigentlich sey es „so viel" werth, ich wolle

es aber, weil es ausländisch Geld sey, „so" abgeben. Der Kleine kam bald wieder und sagte, sein Herr könne dies Geld nicht brauchen, weil ihm der eigentliche Werth desselben ganz unbekannt sey. Da winkte ein freundlicher alter Herr, der an einem Nebentischchen saß und welcher, so vermuthe ich wenigstens sehr, Deutsch verstund und unser Gespräch gehört hatte, den Kleinen zu sich und sagte, er wolle das Goldstück wechslen und zwar nicht so, wie ich es abzugeben mich erboten, sondern um den ganzen vollen Werth. Und so war denn auf einmal unsrer Sorge abgeholfen und reich und fröhlich, giengen wir hinaus in die reiche, große Stadt, deren Herrlichkeiten uns nun ja alle zu Gebote stunden.

Die erste unter allen Herrlichkeiten, die uns Genua feilbot, und welche ich für die treue Reisegefährtin kaufte, war ein großer, schöner, herrlich duftender Blumenstrauß. Apricosen gab es hier auch, aber in einem so harten Zustand vom Baum genommen, wie nur der Italiener, nicht der Deutsche sie genießbar findet. Nach einigem Herumirren in den engen, aber breit gepflasterten und reinlichen Gassen, an deren Volksgedränge man es bald bemerkt, daß man in einer Stadt sey, welche 80000 Einwohner in sich fasset, fanden wir uns auf der hohen Mauer, welche den Hafen umschließt, und von der man die Stadt, so wie den großen Hafen, in welchem die Menge der schönen, großen Schiffe und der wohlgeschmückten Gondeln liegt, gut überblickt. Herrlich ist ganz besonders die Aussicht von der großen steinernen Brücke, welche sich kühn und mächtig über die Dächer der Häuser, von denen doch mehrere sechs Stockwerke hoch sind, hinüberspannt, um die beiden hier gelegnen Hügel der Stadt: Sarzano und Carignan mit einander zu verbin-

den. Tief unter sich sieht man die Dächer der Gebäude, nach der einen Seite hat man neben sich den Anblick der großen, königlichen Stadt, nach der andern den Hafen und das hohe Meer, umsäumt von der bergigen, westlichen Küste.

Auf der Mauer des Hafens, dann auf der Brücke und Anhöhe von Carignano hat man am besten Gelegenheit, einen ersten Ueberblick über die Stadt und ihre Umgegend zu nehmen. Es erscheint das herrliche Genua in der halbmondförmigen Gestalt, in welcher es am Fuß des Gebirges hinansteigt, wie ein Diadem, welches ein Volk der Fürsten um das Haupt des Meeres geschlungen: anzudeuten, daß hier eine Herrschaft der Meere seyn solle. Das Diadem ist von dem kostbaren Gestein der Palläste und Kirchen durchwebt.

Erhebt man zuerst das Auge nach Norden, da sieht man den blauen, zum Theil noch mit Schnee bedeckten Saum der Alpenkette, von ihr herabwärts die Reihen und Halbkreise der minder hohen Gebirge, deren Gesenke, in der Nähe der Stadt, nach allen Richtungen hin mit reich grünenden Gärten überkleidet ist. Aus dem Dunkel der Cypressen und Oliven, glänzen die schöngebauten Landhäuser hervor, der Rücken und die Seiten des Gebirges sind von Einbuchtungen und Schluchten durchzogen, durch welche Bäche und Flüßlein, namentlich, im Osten von der Stadt, der Bisagno herabrinnen. Vom Meere an und vom festen Gebäu des Hafens, läuft über die Felsen hinauf, zum Schirm der Stadt, eine doppelte Mauer, deren äußerer Ring, vormals durch seine Thürme und Vestungswerke mächtig stark, drei Meilen im Umfange misset. Auch dem innren Umfang der Stadt und dieser selber merkt man es an, daß sie einst die feste

Burg eines festen, kräftigen Volkes war und wohl auch noch jetzt von einem solchen bewohnt wird. Wie ein Gewappneter, der sich der Ankunft der Feinde freut, und diese (des Sieges gewiß) zu Meer und zu Lande zum Kampfe herausfordert, stehet der 374 Fuß hohe Leuchtthurm da und die zwei gewaltigen, ebenfalls noch durch 2 Thürme beschützten Molo's, welche den Hafen fast ganz einschließen, haben schon zu mancher feindlichen Flotte gesagt: wir fürchten dich nicht. Mitten unter diesen, an Krieg und Streit erinnernden Zügen des äußren Umrisses der Stadt, gewährt die Aussicht nach den Altanen und fast flachen Dächern der ungemein hohen Häuser, besonders derer, welche gegen den Hafen hinsehen, ein unbeschreibliches Gefühl des stillen Friedens und der Ruhe; denn da sind, mitten in dem und über dem alten Gemäuer der Menschenwohnungen, blühend und grünend, die schwebenden Gärten der Semiramis; fast jedes Haus hat hoch oben seinen kleinen Lustgarten und sein Buschwerk voll grünender und duftender Gesträuche. Da wehte der Wind vom Meere her in den Zweigen der blühenden Myrten, der Granaten und im Gebüsch der (Frucht und Blumen zugleich tragenden) Zitronen, und so wie der Lufthauch die Wellen des Gewässers erregte, so wogten auch die grünen Wellen der an und über den Häusern schwebenden Gärten.

Die erste Kirche, welche wir besahen, war die auf der Anhöhe stehende Kirche Carignan oder St. Sebastian. Sie ist ein Meisterwerk des Galeazzo Aleassi Perugino *);

*) Dieser treffliche Baumeister war ein Schüler des Michel Angelo. Ausser der Kirche Carignan sind von ihm mehrere der schönsten Palläste der neuen Straße und der

der äußre Umriß edel und würdig, das Innre hell. Unter den vier großen, marmornen Bildsäulen von Puget, war auch uns die des heiligen Sebastian die liebste. Das Gemälde: Petrus und Johannes, als sie in der dritten Stunde des Tages hinaufgegangen in den Tempel, vor der Thür desselben den Kranken, lahm vom Mutterleibe finden, und diesen im Namen des Jesu von Nazareth aufstehen heißen und wandeln, ist vom Dominicus Piola *). Die ganze Kirche so wie die mächtige Brücke, welche von dem einen Hügel zum andern führt, haben edle Bürger aus dem Hause Sauli erbauen lassen.

Aus der Kirche giengen wir von neuem, zuerst nach dem Gemäuer des Hafens, dann nach dem Pallast und Garten des Doria. Denn das Andenken des großen Andreas Doria war gleich am ersten Tage eines solchen Ganges werth. Ueberdieß wußten wir, daß von dem Garten des Pallastes die Aussicht nach der Stadt und ihrer Nähe vorzüglich schön sey. Da wir nun eben wieder herab in die Gassen gestiegen und auf dem Weg zum Doria-Pallaste waren, da begegneten uns, müde von der weiten Gebirgsreise, unsre beiden andren Reisegefährten: die beiden fleißigen Botaniker, welche von Nizza aus, statt des gewöhnlichen, den Weg nach dem Tendagebirge und dann weiter durch das bergige Land gen Osten gewählt hatten. Für solche Müde hatte ich

---

Hafen, sammt dem neuen Damm von Genua erbaut. Er starb 1572, als er eben mit dem Plan zur Erbauung des Escurials in Madrid beschäftigt war.

*) War zu Genua, im Jahr 1628 geboren, starb 1703. Dieser Meister hatte eine ganz besondre Gabe liebliche Kindergestalten darzustellen.

mir zufällig, von der Hafenmauer hinunter blickend, ein südwärts von derselben gelegnes, kleines Wirthshauß, genannt Locanda della pace ausersehen; dahin wurden die beiden zur Ruhe gebracht. Mit ihnen war nun vollends für uns Alle eine Quelle des Ueberflusses in die Stadt gekommen, darauf wir am heutigen Morgen nicht zu hoffen wagten.

Der Pallast des Doria liegt dicht vor dem Thor, in der Nähe des äußeren Hafens. Es sind da überall noch Spuren alter Macht und Pracht, die sich jedoch weniger als bei manchen andern Gebäuden der Stadt eine solche Kunst zur Gesellin gewählt hat, welche mitten in der vergänglichen Pracht etwas Andres, Höheres sucht, das daurender ist als die Macht der Edlen des Landes. Die Bildsäule auf dem Springbrunnen im Garten, welche den Andreas Doria als Neptun darstellt, ist übrigens eines länger verweilenden Anblickes werth; der Garten selber, in seinen Baumanlagen, durch den französischen Geschmack des vorigen Jahrhunderts, sehr verschnitten und verstümmelt.

Der Mittag wurde traulich und wohlgemuth in den kühlen Hallen des Wirthshäusleins zur Ruh und zum Frieden, zugebracht, welches nun unsre jungen Freunde eingenommen hatten; am Nachmittag ergözte uns das bunte Gewühl der geputzten und zum Theil wahrhaft schönen Damen und Herrn, welche schaarenweise auf den Straßen Balbi und Nova hin- und herzogen, so wie der Anblick der drei Straßen Balbi, Nova und Novissima, mit ihren Pallästen und prächtigen Häußern selber. Man zählt in Genua gegen 40 Palläste, unter diesen stehen die meisten auf den eben genannten drei Straßen, die sich $\frac{3}{4}$ Stunden weit durch die mächtige Stadt hinziehen und

welche, sehr wohlthuend für die Füsse, mit breiten Steinen gepflastert sind. Der freie Platz Acquaverde läßt die Pracht der Kirchen und Palläste, welche ihn umgeben, in terrassenartiger Erhöhung über einander sehen; schön sind auch die freien Plätze Annunciata und Banchi. Die alterthümlich prächtige Kirche St. Lorenzo, mit den Grabkapellen der Familie Doria und Fiesco, erinnerte uns wenigstens durch ihren Namen an die alte, gute St. Lorenzkirche zu Nürnberg. Ihre vielen Thürmlein und äußern Zierrathen, störten mich nicht zu sehr. Es ist als wollten sie den Spruch nachsprechen, welcher die Freude und Ruhe des Vogels (der Schwalbe) ausdrückt, wenn sie in dem Hause, das ewig stehen bleibt, den festen Ort gefunden, da sie ihr Nest bauen kann (Ps. 84). Die Thürmlein erschcinen selber wie Schwalbennester, deren Erbauer über die Nähe der Altäre frolockten. Diese Kirche ist einer der ältesten Christentempel in Europa. Sie war schon im Jahr 260 begründet, ward 985 Cathedrale.

Die alte Kirche dell' Annunciata ist dennoch herrlich, obgleich man bei dem Erbauen und Ausschmücken derselben die Würde der Kunst zu sehr in der äußren Pracht gesucht hat, wo sie gerade nicht immer zu finden ist. Der weiße Marmor der Säulen hat noch nicht schön genug geschienen: die Rinnenkerben sind zum Ueberfluß mit Marmor überzogen, das ganze Gewölbe ist mit dem Bunt der Malereien überfüllt. Es wird übrigens diese Kirche durch das Meisterstück des Giulio Cesare Procaccino: das Abendmahl geziert und verherrlicht *).

*) War 1548 zu Bologna geboren, starb 1626 zu Genua. Er war früher Bildhauer gewesen. In seinen Gemälden ahmt er besonders den Correggio, zuweilen mit vielem Glücke nach.

In einer späteren Stunde des Nachmittags sahen wir auch den Belustigungen der vornehmen Welt an einem Rutschberge, aussen vor der Stadt zu und sahen zugleich bei dieser Gelegenheit die eben in Genua anwesende, königlich-sardinische Familie. Wohl that, bei der herrlichen Aussicht von der Höhe herab, die Ruhe und Pflege in einem Wein- oder Kaffeehause, welches mitten in Gärten und Weinpflanzungen lag. Am Abend aßen wir beide, weil wir uns so spät die Locanda unsrer Reisegefährten nicht aufzufinden getrauten, in einer volksthümlichen Osteria, in welcher wir zuerst den Handel anhörten, den acht Männer, nachdem sie sich vollkommen satt gegessen und getrunken, mit dem Wirth hatten. Sie rechneten demselben vor, was seine Suppe, sein Fleisch, sein Sallat, sein Wein und Brod werth gewesen. Von der, aufs möglichst gering von ihnen angesetzten Summe, zogen sie dann auch noch das ab, was die übrig gebliebenen Stücklein Brodes und der übrig gelassene Wein werth seyen, so wie ein, noch auf der Schüssel liegendes Stück Fleisch, welche drei Dinge sie so hoch als möglich anschlugen. Der Wirth stritt und schalt mit lauter Stimme, die Wirthin schrie und zankte, selbst der Koch und der Aufwärter brummten, die acht Starken aber, nachdem sie so viel Geld auf den Tisch gelegt, als ihnen gefiel, giengen muthig und getrost durch die schreiende Schaar hin.

Am andern Tage kam denn vollends Alles was wir bedurften. Der Banquier zahlte mit großer Bereitwilligkeit, so viel wir begehrten, der Koffer mit unsren Sachen aus Nizza wurde uns ausgehändigt und vor allem kehrte unser freundlicher, junger Landsmann, Herr Bertholdi, an den wir von Marseille aus ganz besonders empfohlen waren, von seiner kleinen Landreise an diesem Tage zu-

rück und erzeugte uns von nun an in Genua gar viele Gefälligkeit und Güte. Wir besahen in den drei noch übrigen Tagen unsres Aufenthaltes in dieser Stadt allmälig die uns vorzugsweise gerühmten Herrlichkeiten derselben.

Die Signoria, oder der Pallast des Doge ist in neuerer Zeit und auf eine dem Geist des 7ten Jahrzehends des vorigen Jahrhunderts entsprechende Weise erbaut. Das soll groß und prächtig *scheinen*, es fehlen aber Kraft und Mittel zum prächtig und schön *seyn*. An den Bildsäulen des Andreas und Johann Andreas Doria ist der Marmor noch das beste, weil er doch noch eine andre Art der Benützung und Bearbeitung zulassen könnte als seine jetzige, schlechte. Der große Saal ist freilich 112 Fuß lang. — Sehr oft trieben wir uns in diesen Tagen in und unter dem alten Gebäude der Börse und der vor allen andern Anstalten der Art in Europa (schon im Jahr 1407) gegründeten Bank des heiligen Georgius umher. Diese letztere Anstalt ruhete auf so festem Grund des Wohlstandes und eines bürgerlichen Gemeingeistes ihrer Theilnehmer, daß sie, als ein fester, kleiner Staat, mitten im größeren dastund und von eigenen Oberhäup-tern und Gesetzen regiert war. Das handelslustige Ge-nua hat unter die Hallen und in die Durchgänge am Börsengebäude, alle seine verkäuflichen Waaren versammlet. Oefters sahen und hörten wir auf diesen Streifzügen durch die Stadt Männer, welche, um geringe Vergel-tung, dem versammleten Volk die Zeitungen vorlasen. Es hörten da selbst die Dienstmädchen, Körbe im Arme haltend, zu.

Jene Bank und Börse, welche freilich mich, auch in Genua, ganz besonders anzog, war der Fischmarkt, auf welchem ich gleich am ersten Morgen das Glück hatte ein

Paar gar seltener Fische: die Chimaera monstrosa, (Männchen und Weibchen) zu kaufen, ein Fund, der mir leider durch das Verunglücken des ganzen Inhaltes der Blechbüchse, in welche ich auch jene Fische gethan, wieder geraubt wurde. Im Hafen von Genua kann man sich selber am Anblick und am Aufsammlen vieler Seethiere ergötzen. In bedeutender Menge sieht man da, groß von Umfang und eckelhaft, den gemeinen Seehaasen (Aplysia Camelus), dessen gesammlete, nicht hinlänglich mit starken Weingeist verwahrte Masse, hauptsächlich Ursache am Verderben des Inhaltes meines blechernen Gefäßes gewesen war. Am Ufer wohnt in Menge, da wo für ihn die nöthige Nahrung ist, der breithalsige, seltner der eigentliche, ächte ägyptische Mumienkäfer (Ateuchus laticollis und At. sacer.). Zum Genuß bieten einem öfters die Fischer die Steindattelmuschel (Lithotomus lithophagus) an, die von ihnen gleich roh gegessen wird.

Was unser übriges Thun und Treiben im Kreise unsers Handwerks betrifft, so sahen wir die hiesige Naturaliensammlung, die uns in Beziehung auf die Seefische des benachbarten Meeres von Interesse war. Ausgezeichnet ist die Sammlung von Seethieren aus den Klassen der rückgrathlosen, bei Marquese Spinola: höchst sehenswerth die Vögelsammlung, welche der treffliche Dr. Calvi, Professor der Chirurgie an der Universität, durch eigenen Fleiß und Kostenaufwand sich zusammengebracht hat; dann der botanische Garten, zu seiner Größe reich und gut benutzt. Auch einen Veteranen der deutschen Sternkunde, den Hrn. v. Zach besuchte ich in seiner auf der Anhöhe herrlich gelegenen, prächtigen Wohnung.

Großen Genuß gewährte uns die Beschauung einiger

der sehenswerthesten Palläste. Dergleichen Herrlichkeit hatte ich damals noch in keinem Fürstenhause, noch in keinem Königs-Schlosse gesehen. Vor allen der Pallast: Marcellino Durazzo mit guten Gemälden von Luca Giordano *), dann mit dem trefflichen Werke des Paul Veronese **): die Sünderin zu den Füßen Jesu. Im Pallast Brignole sieht man einige treffliche Gemälde von van Dyk ***) (z. B. Christus mit dem Zinsgroschen), von Guercino (Christus, welcher die Wechsler und Taubenkrämer aus dem Tempel treibt), von Procaccino (eine heilige Familie); in einem Pallaste, welcher auch den Namen Durazzo führt, ein Gemälde von Guercino, welches den gleichen Gegenstand mit dem vorhin erwähnten des van Dyk: „Christus mit dem Zinsgroschen" darstellt und mehrere Werke des trefflichen Spagnuoletto. Der Pallast Balbi enthält Gemälde von Rubens, von Capu-

---

*) Geboren zu Neapel 1632, gest. 1705. Er war einer der vielthätigsten und am schnellsten arbeitenden Künstler, dem wohl schon das „Luca, fa presto," das ihm sein Vater, der ein mittelmäßiger Mahler war, beständig zurief, diese Geschwindigkeit der Finger angewöhnt hatte. Das große Altarblatt der Jesuitenkirche zu Neapel, hat er in 36 Stunden gefertigt.

**) Paul Caliari, genannt Veronese, war zu Verona 1528 geboren, starb 1588, zu Venedig. Ein Geist voll gesunder Fruchtbarkeit und Leichtigkeit des Schaffens und Darstellens.

***) Anton van Dyk, ein Schüler von Rubens, war 1599 zu Herzogenbusch geboren, starb in London 1641. Seine Versetzung in die hohen Ehren, die er in England genoß und seine Vermählung mit einer Gräfin, nöthigten ihn zu einem Aufwand, der die Eilfertigkeit seiner spätern Arbeiten veranlaßte, welche meist hinter den trefflichen früheren merklich zurückstehen.

cino und Guercino. Von vorzüglich anziehender Kraft zeigt sich eine heilige Familie des ersteren.

Sehr rührend war uns, bei der Betrachtung dieser königlichen Pracht und Herrlichkeit, ein andrer Anblick. In dem kostbarsten Pallast von allen saß, in einem von der Fülle des Goldes strahlenden Zimmer, umgeben von allem was die Kunst und was der Reichthum gewähren können, auf Sammet und Seide und selber prächtig gekleidet, der Besitzer dieses Pallastes, und war im tiefsten Grade blödsinnig, war so unempfindlich gegen alle diese Herrlichkeiten, als ein Thier des Feldes und ungleich weniger froh und beweglich als ein solches es seyn würde.

In der Stephanuskirche sieht man ein herrliches Gemälde: die Steinigung des ersten Blutzeugen Stephanus, von den Händen Raphaels und Giulio Romano's. Der erstere hat den blinden Eifer der Steiniger und das Entzücken der nahenden Vollendung in dem Angesicht des Stephanus, überhaupt den untern Theil des Gemäldes vollendet; Giulio Romanos Pinsels, an der obern Hälfte, suchte den Anblick voller Himmelsfreuden zu eröffnen, auf Jesum, stehend zur Rechten Gottes.

Die Fresco-Malereien in der ehemaligen Jesuiten- (jetzigen Universitäts-) Kirche sind von Carloni *), das Altargemälde, das die Beschneidung darstellt, ist von Rubens Hand gemalt. Vor allen andren zieht jedoch Auge und Herz an, das herrliche Gemälde des Guido Reni: die Himmelfahrt der Maria, welche hehr von Engeln umschwebt ist; unten die freudig staunenden Apostel.

Wir

*) Johann Carloni, war 1590 zu Genua geboren, starb 1630 zu Mailand, nachdem er die Fresco-Malereien an der dasigen Theatinerkirche nur zur Hälfte hatte vollenden können.

Wir sahen hier und auf den zur Kirche führenden Straßen einmal einen Aufzug der Professoren der Universität an, welche, gekleidet in Talare, deren Farben die verschiednen Facultäten anzeigten, sich sehr stattlich ausnahmen. Besonders gefiel mir in diesem Aufschmuck mein lieber, freundlicher Calvi.

Die Kranken- und Waisenhäuser dieser königlichen Stadt sind denn auch mit königlicher Freigebigkeit und Milde bedacht und sehr der Beachtung würdig. Das große Armenhaus (l'albergo de poveri), ist fünf Stockwerke hoch und enthält Wohnungen für 3000 Menschen. Es ist zugleich eine Versorgungsanstalt für äusserlich Unvermögende und Hülfsbedürftige und Correctionshaus für Verbrecher. In dem Hospital Pamatone finden gegen 1000 Kranke Verpflegung und ärztliche Hülfleistung und zugleich werden in dem mit ihm verbundnen Findelhaus 3000 arme, verwaiste Kinder ernährt und erzogen. Das Waisenhaus, das die Familie Fiesco erbauen ließ, fällt, wenigstens äusserlich, mit wahrhaft fürstlicher Pracht ins Auge, es werden da auch mehrere hundert Kinder verpflegt und versorgt. Ueberdies scheint auch nach allen andren Richtungen die Wohlthätigkeit der Genueser so groß und rühmenswerth, als die Freundlichkeit gegen Fremde, deren jeder, wenigstens nach der früheren Verfassung der Stadt, wenn er zehn Jahre lang da gelebt hatte, als Bürger derselben galt, er mochte Protestant oder Katholik seyn.

In einem solchen alten Bürger von Genua, der sein Bürgerrecht durch den längeren Aufenthalt in der Stadt begründet hatte, lernten wir zugleich einen ganz nahen Landsmann kennen. Es ist dies ein reicher Bierbrauer, gebürtig aus einem Dörflein bei der alten Veste,

unweit Nürnberg. Sein Haus und Keller, umgeben von einem dichtschattigen Garten, liegt hoch auf dem Felsen, zu dessen Fuß der gewöhnliche Exerzierplatz des Militärs ist und die Aussicht von dieser Höhe, nach Meer und Stadt, ist allein des Hinaufsteigens werth. Da der alte Bürgersmann hörte, daß etliche von uns aus der Gegend von Nürnberg wären, einer aber aus der Stadt selber sey, war seine Freude sehr groß. Er fragte nach mehreren seiner alten Freunde und Bekannte. Viele von ihnen waren, so weit unser junger Reisegefährte aus Nürnberg dies zu sagen wußte, gestorben, nur wenige lebten noch in gutem Wohlstande. Dem alten Manne gieng das Herz auf. Er erzählte, wie er nach Genua gekommen und wie Gott hier sein Gewerbe so sehr gesegnet habe, daß sein Bier zur See in viele Städte und Gegenden Italiens, ja sogar (im Winter) nach Smirna und Alexandria versendet werde. Beim Abschied wollte er durchaus von unsrer ganzen Gesellschaft, für das, was wir genossen, keine Bezahlung nehmen.

Auch einige treffliche deutsche Kaufmannsfamilien, deren Freundlichkeit und Gefälligkeit gegen junge Reisende aus dem Vaterlande uns bekannt war, lernten wir, theils unmittelbar, theils aus dem, was uns Freund Bertholdi von ihnen erzählte, noch näher kennen. Ueberhaupt war uns in dem schönen Genua so wohl, als gehörten wir selber zu den königlich-mächtigen Erbauern und Besitzern der Palläste. War ja hier Alles für uns bereitet, was selbst die reichsten Fürsten unsres Vaterlandes als ein fürstliches Vergnügen betrachten würden: die Morgenstunden wie die letzten Stunden des Tages fanden uns auf der Mauerterrasse des Hafens unter den hängenden Gärten der Semiramis; wir brauchten nur

zu wollen, da fuhr man uns in prachtvoller Gondel oder im reinlichen Fischerboot hinaus auf das wogende Meer und an der Küste hinabwärts bis zum Städtlein Lavagna mit seinen Schieferbrüchen. In den heißeren Stunden des Tages fanden wir Genuß der innren Sinne und erquickende Kühlung zugleich, in den Kirchen und Palästen; öfters trieben wir uns bei den mächtigen Waarenlagern, unten am Hafen, oder neben den Kaufmannsläden, an den Hallen des Börsenhauses herum, sahen den Handwerkern zu, welche an der geöffneten Thür arbeiteten oder dem Gedräng des Volkes; am Morgen gab uns unser Kaffeehaus, am Mittag und Abend die Locanda della Pace so reichlich Nahrung und Getränke, als wir es nur wünschen konnten und namentlich fanden wir die Speisen auf eine recht kräftige, deutsche Weise bereitet. Hatten wir doch sogar in der Locanda, gleich den großen Herren des Orients, einen eignen Taubstummen unter unsrer Dienerschaft, der sich nicht scheute, selbst über einen merkwürdigen, wie es schien reichen Engländer, der auf einer Fußreise an der Küstengegend hieher gekommen war, auf seine Weise zu spotten und dagegen uns Deutsche in seiner Zeichensprache zu rühmen. — Alle diese Annehmlichkeiten von Genua wurden uns noch erhöht durch die große Freundlichkeit der Menschen und durch die Billigkeit der Forderungen, welche man an uns stellte.

Der letzte Abend wurde mit Freund Bertholdi in einer Osteria oder vielmehr in einem Traiteurhause von höherem Range zugebracht, wo es sogar Zeitungen gab, für Solche, welche Belieben nach derlei Lectüre trugen. Wir konnten sie ja hier täglich dem Volke, selbst mit Anmerkungen vorlesen hören.

6.

Reise von Genua nach Pisa.

Donnerstags, den 8ten Juni, waren wir so voreilig frühe auf und vor der Thüre unsres, noch verschlossenen Kaffeehauses versammlet, als die Hoffnung gewesen war, die uns gestern der Vetturino, mit welchem die Reise bis nach Pisa und Florenz ausbedungen worden, zur heutigen, frühen Abreise gemacht hatte. Der Strahl der Sonne erschien bereits an den Dächern, bald auch an den Fenstern der oberen Stockwerke der hohen Gebäude, das Kaffeehaus war schon geöffnet; da zeigten sich endlich die ersten Bewegungen des Vetturino zur Abreise. Ehe aber nun auch die Gesellschaft des andren Wagens: eine merkwürdige junge Frau aus Alessandria, ein Italiener, der nach einer weiten Geschäftsreise jetzt wieder nach seiner Vaterstadt: Sarzana, zurückkehrte und ein alter Herr, unter diesen allen aber am meisten der Letztere, zur Abreise fertig wurden, da vergieng noch manche Viertelstunde und als nun endlich die (elenden) Pferde, die unsren schweren Wagen ziehen sollten, im Freien waren, da schien es sie zu gereuen, daß sie den Stall verlassen, denn sie wollten, besonders da sie das Wasser des kleinen Flüßleins, aussen vor der Stadt passiren sollten, nicht weiter. Da beschlossen wir den Weg, nach der Bergeshöhe hinan, über welche die Straße sich hinziehet, zu Fuße voraus zu gehen, um den trefflichen Thieren, durch Erleichterung des Wagens, Lust zum Wei-

tergehen zu machen. Dieser Weg, bis hinan zu der Stelle, wo die Straße, auf dem Rücken des Berges vor Rapallo, die hehre Aussicht nach dem Meere und nach dem waldigen Abhange der Küstengebirge eröffnet, dehnt sich freilich etwas länger als wir es erwartet hatten, aber die kleine Mühe des Steigens ward gar reich durch den Genuß vergütet, den uns dieser Weg gewährte. An den Landhäusern und Gartenmauern vorüber war bald das reich mit Bäumen bewachsne freie Land erreicht, unter dessen Wiesenblumen die schöne, kuglich=blühende Orchis (Orchis globosa) häufig ist. Aus dem Gesträuch drängte sich, mit seinen gelben Blüthentrauben der Gaisklee (Cytisus Laburnum) hervor und bei einem Dorfe der Anhöhe fanden wir den vaterländischen Theehollunder (Sambucus nigra) noch in Blüthe stehen. Anmuthig erschienen von der Höhe herab die grünenden Buchten, mit dem fleißigen, durch seine Zwirnfabriken wohlhabend gewordnen Städtlein Recco, herrlich war an einigen Stellen die Aussicht, zurück nach Genua und nach der umgebenden Küstengegend. Die Straße senkt sich fast zum Meere hin und hebt sich dann wieder zur Höhe, ihr Zug gehet aber immer durch ein reich bewachsenes, stets grünendes Land. Endlich war der erhabene Anblick des Begegnens von Meer und Land in der Gegend des durchbrochnen Felsens erreicht; hier hatten wir, durch das Verweilen des Vetturino, selber Gelegenheit zu verweilen. Wir aßen am Mittag zu Rapallo im Posthaus; ließen uns aber durch unsre Mahlzeit nicht lange aufhalten, sondern eilten bald wieder hinaus ans Meer. Am Nachmittage erhub sich unser Weg und auf ihm der Wagen mit dem sanft schlummernden und träumenden Vetturino und mit den wie im Halbtraume dahin tau=

melnden Rossen, zu einer Anhöhe, deren Aussicht mir selber erschien wie die Aussicht in das Land und die Gebilde eines lieblichen Jugendtraumes. Das Meer ruhete da im Bette des Felsengestades und in den weiten, tiefen Buchten, deren Umriß jenem der neapolitanischen Buchten gleichet, ein frischer Seewind wehete aus dem wolkenlosen Himmel: es schien in dieser Sabbathsstille die ganze Natur zu schlummern und zu träumen, nur der Geist des Menschen wachte. Sestri, auf einer Landzunge gelegen, welche das Meer von beiden Seiten bespült, hatte der Vetturino zum Nachtlager für uns erwählt. Wir kamen hier noch so zeitig am Tage an, daß wir die alte, auf dem Vorsprung des Felsens gelegene Burg bestiegen und dann noch an dem stillen Meere der gegenüber gelegnen, kleinen Bucht und seinen lebenden Bewohnern uns erfreuten. Der Gasthof war groß und schön und, nach langem Harren empfiengen wir auch das Essen und die Ruhe der Nacht.

Der heitre Morgen, der in unsre Zimmer strahlte, hatte uns abermals früher erweckt, als unsren Vetturino und die Gesellschaft des zweiten Wagens. In solcher Gegend aber, wie die von Sestri, vergeht eine Stunde des Morgens leicht und genußreich. Ein Kaffeehaus, im Angesicht des freien Platzes vor dem Meere, gewährte uns ein genügendes Frühstück. Endlich war auch unser Wagen zur Abfahrt gerüstet: der Weg gieng zuerst durch Felder, auf denen buntfarbige Lupinen (Feigbohnen) blüheten, deren harte Kerne hier zum Futter der Pferde und Maulesel dienen. Dann zog sich die Straße in das waldige Gebirge hinein, wo am Saum der Kastanienwälder, neben dem wilden Diptam (Dictamnus albus) noch manche schöne Zierpflanze unsrer Gärten einheimisch

war. Ein hochgelegnes Dorf mit stattlichem Kirchthurme, dann im Thal, durch den grünenden Wiesengrund, ein klares Flüßlein und noch manche andre Stelle der Art, welche wir diesen Vormittag sahen, hätte uns wohl besser zu einer Stätte des Ausruhens und Verweilens gefallen, als das schmutzige Borghetto, in welchem unser Vetturino Mittag machte. Wir nahmen unser leichtes aus Brod und Wein bestehendes Mittagsmahl im Wagen ein und machten uns dann auf, um recht bald wieder die freie Luft des Gebirgsthales und seiner dickbelaubten Wälder zu athmen. Ein ziemlich breites Flüßlein, jenseits des Städtchens, ist in der Richtung der Straße ohne Brücke, doch gewähren die hervorragenden Steine den Uebergang über das Wasser. Der Weg gehet dann am rauschenden Gewässer, im engen, waldigen Thal hin. In einem Dörflein, das unter Oelbäumen lag, erwarteten wir den Wagen, verließen ihn aber, wo die Straße steiler bergan gieng, von neuem. Da war denn, zwischen den Olivenwäldern der Höhe, die hehre, reiche Aussicht hinab nach der Bucht von Spezzia und nach den Inseln Palmaria, Tino und Tinello gefunden und der Weg nach dem Thal hinunter verdeckte bald und eröffnete dann wieder den einen oder den andern Zug der Gestalt der Meeresküste. Ich und meine jungen Reisegefährten machten uns, bald nach der Ankunft in Spezzia, nach dem Meere auf und erfrischten uns bei einbrechender Abenddämmerung durch ein Seebad. Das Meer ist hier so seicht, und dabei, wie sich uns dies schon am Abend nach unsrer Ankunft, noch mehr aber am andern Morgen zeigte, so reich, daß wohl schwerlich ein andrer Ort der französischen oder italienischen Mittelmeeresküste, eine bessere Gelegenheit zum

Beobachten der Strahlenthiere und Mollusken dieses Meeres und zum Selberergreifen derselben darbieten kann. Das Abendessen war durch die Eßlust, welche das Seebad aufregte und durch heitre Gespräche, noch wohlschmeckender geworden, als dies schon ohnedies die trefflichen Seefische von Spezzia und der gute Wein der Gegend sind. Auf eine merkwürdige Weise zeigte sich die Wirthin im Gasthause zu Spezzia für die Aufrechterhaltung der Ehre ihres Hauses und der Sittlichkeit bedacht, als sie einen unsrer jungen Reisegefährten, den sie bei seinem jugendlichen Aussehen und in seiner eigenthümlichen Kleidung für ein verkapptes Frauenzimmer hielt, durchaus nicht zu den andern Reisegefährten betten wollte.

Der Regen, der am andern Morgen (Sonnabends den 10ten Juni), als wir erwachten, sich vom Himmel ergoß und uns wenig gute Aussicht für den heutigen Tag versprach, hörte so bald wieder auf, als sich dies in einer Gegend wie diese ist geziemt. Wir giengen, nach genossenem Frühstück bei schönem Sonnenscheine dem Wagen voraus, um noch an der so wohl gelegnen Bucht Seethiere zu sehen und zu sammlen. Hier vergnügte uns das Gewimmel der bunten Schnecken und andrer Schaalthiere. Der Wagen war nachgekommen und gewährte uns jetzt nur auf eine beschränktere Weise die Aussicht nach der fruchtbaren Landschaft, durch welche wir kamen. Doch erfreute uns der Anblick eines Hügels, an dessen Abhang die hehre Form unsrer weißen Lilie (Lilium candidum) mitten unter den giftigen Hahnenfußblumen, so erschien, wie ein Gedanke, in welchem göttlicher Ernst und bleibende Wahrheit ist, unter dem nichtsbedeutenden, bald verwehendem Geschwätz eines Zeitalters des Treubruches und der Lüge. Schon im

Anblick von Sarzana setzt man mit einer Fähre über den Magro. Unsre Reisegefährtin aus Alessandria kaufte vor der Ueberfahrt ein Brod des hiesigen Landvolkes, aus Kastanien gebacken und besser von Geschmack als das dunkelschwarze Aussehen es zu versprechen schien. Sie theilte uns von dem Brode und wir ihr von unsern Kirschen mit und so vergieng die Zeit des Wartens auf die Fähre und des Hinüberfahrens über den ziemlich wasserreichen Fluß. In Sarzana vergnügten wir uns durch den Besuch und die Betrachtung des schönen alten Domes und durch einen Spaziergang auf dem Walle und den Mauern der Stadt, vorüber an der alten Burg. Aber so schön auch das Alles war, reichte es doch nicht hin, um uns das unerwartet lange Zögern unsres Vetturino's, von Vormittags neun Uhr bis Nachmittags nach drei Uhr unmerklich zu machen. Der gute Mann hatte freilich hier in Sarzana einen ihm selber, wie es schien, unerwarteten Grund der Verzögerung gefunden. Die „aus Alessandria" nämlich, von welcher wir, während der bisherigen Reise, nur erfahren hatten, daß sie die Wittwe eines Offizieres sey, der in Napoleons Heer gedient und den Tod in der Schlacht gefunden hatte, war, „um einem Verwandten nachzureisen" plötzlich von Genua fortgefahren, ohne sich mit den nöthigen Pässen zu versehen. Hier, in Sarzana erfuhr sie, was man ihr schon gestern in Spezzia vorausgesagt, daß ihr das Weiterreisen nach Massa und Toscana, so ohne Paß nicht vergönnt sey. Die bedauernswürdige Person schien in Genua versäumt zu haben, sich, bei der eiligen Abreise, auch mit dem nöthigen Geld zu versehen; da half aber, mit einer Großmuth, welche uns etwas zweideutig vorkam, der alte Herr aus. Uebrigens schienen zu dem schnell

beweglichen Herzen dieser Italienerin, so sehr ihr auch der Wunsch: „den Verwandten einzuholen" mochte angelegen seyn, der Kummer und die Sorge keinen tiefen Zugang zu finden, denn sie trug das Alles, was ihr begegnete, leicht genug. Eben dieses Begegniß hatte denn auch, so erfuhren wir später von einem der Reisegefährten (denn die gute Hausfrau und ich waren vorausgegangen und hatten in einem kleinen Wirthshaus an der Landstraße zu Mittag gegessen), den Vetturino aufgehalten. In Sarzana verließ uns der jüngere Italiener und auch der alte Herr war zurückgeblieben, darum war der andre Wagen überflüssig geworden und wir zogen unsre Straße langsam in dem einen, schwer beladnen Wagen, durch die Gärten und Felder hin. Unbeschreiblich schön war die Gegend, an welcher wir im Verlauf des Nachmittags noch vorüber kamen. Die weißen Marmorberge von Carrara sind auf eine Weise gebildet, als wenn ein Geist, der auf Erhabenes sann, durch ihre Gestaltung den Geist des Menschen habe anregen wollen, selber, im Werk des Kleinen, aus diesem Stoffe Erhabenes und Herrliches zu schaffen. Ich habe niemals eine Gestalt der Gebirge gesehen, welche das Auge mehr gefüllt und zur Betrachtung angezogen hätte als diese. Daneben und darunter die Fülle der Olivenwälder und der breite Saum der fruchtbaren Ebene, bis zum Meere hin. Wie bedauerten wir, daß uns die lange Zögerung unsres Vetturins in Sarzana um den Genuß gebracht hatte, an diesem Punkt der Reise länger zu weilen!

Bei dem Eintritt in das Gebiet von Toscana war uns allen ganz besonders wohl geworden. Der schöne, heitre Sonnabend Abend, da der Landmann und der Arbeiter der Städtlein das Tagwerk der Woche geschlossen

hat und fast an jeder Hütte die Vorbereitung zum festlichen Tage der Ruhe bemerkt wird, hatte auch in uns das wohlbekannte Ruhegefühl geweckt, welches Jeder kennt, der seine Woche treulich zur Arbeit benutzte und dem der Tag des innren und äußren Ausruhens wirklich das ist, was er zu seyn bestimmt ward. Mir kam es, denn so wollte es schon die vorgefaßte Meinung, die ich von dem Lande hatte, hier in Toscana gar heimathlich und deutsch vor. „Hier, so sagte ich, ist man gleich an der Gränze so liberal, so voll Zutrauens gegen das Wort, das der Fremde sagt! Wie ganz anders ist es doch hier, als selbst in so manchem deutschen Lande, anders als in Frankreich und in Piemont. Hier wollte ich gern seyn und leben." — Aber so sehr ich mich auch in der Folge in meinen günstigen Erwartungen von diesem Lande durch den Aufenthalt in dem lieb gewordnen Florenz bestärkt fand, sollte mir doch wenigstens fürs erste mein gar zu partheiisches Vorurtheil ein wenig berichtigt und gemäßigt werden; ich sollte lernen, daß selbst Toscana noch kein gänzliches Paradies, geschweige gar der Himmel sey, sondern daß es auch da noch ein wenig Plage für die Leute gäbe. In Pietra santa, wo wir das Nachtlager nahmen, war zwar der Wein, den man uns vortrug, sehr sauer und herbe, der Vortrag aber, welchen der Polizeidiener, dem wir unsre Päße übergeben hatten, an uns, im Namen seines Herrn Directors hielt, kam uns doch noch saurer und herber vor, denn jener sagte uns, „wir dürften nicht weiter fahren, sondern müßten umkehren nach Genua, weil wir daselbst versäumt hätten, die Päße von der toscanischen Gesandtschaft visiren zu lassen." Dies war nun allerdings richtig: wir hatten in Genua mehrere Stunden mit unsren

Pässen in der Hand nach den nöthigen Viso's und Aviso's verlaufen, hatten mehrere dergleichen Zeichen und Namenszüge erhalten, daß aber auch von Toscanischer Seite noch etwas der Art gefordert werde, wußten wir nicht, um so weniger, da die Pässe bereits im Vaterlande von allen Gesandten der Länder, durch welche wir zu reisen gedachten, unterzeichnet waren. Wir sendeten nun selber, von der Altane und dem großen Saale des Wirthshauses aus, wo wir dem Polizeidiener Audienz gaben, einen Gesandten aus unsrer Mitte an den Polizeidirector ab. Unser sehr gewandter Geschäftsträger bewirkte denn auch wirklich durch seine Bitten und Vorstellungen, daß die Pässe visirt wurden, aber, als wir nun das Viso beim Licht besahen, da lautete es: „gültig zur Rückreise nach Genua.“ — Indeß der Vetturino gedachte anders als die Gränz-Polizei. Er sagte, wir sollten uns nur Morgen recht früh bereit zur Weiterreise halten, er werde uns bis morgen Mittag nach Pisa bringen, die Polizei möge dazu sagen, was sie wolle. —

Damit der Schlaf recht leicht und mithin das frühe Aufstehen ebenfalls erleichtert würde, hatte der gute Vetturino, wie es schien, dafür gesorgt, daß unser Abendessen, das wir (wie auf der ganzen Reise), auf seine Rechnung empfiengen, recht mäßig wäre. Der Wein schadete hier gewiß keinem von uns, denn keiner mochte ihn trinken; die Portionen waren so klein, als wir sie kaum irgendwo anders auf dieser Reise gesehen hatten und an den Vortisch, bestehend aus ein wenig sehr hartem Fleische mit Suppe, hatte die große Kunst des Wirthes sogleich den Nachtisch, bestehend aus Brod und dem schon erwähnten weinähnlichem Getränke, anzuschließen gewußt. Wahrscheinlich wollte der Vetturino, der mir

ziemlich arm schien, an uns wieder sparen, was er durch das Zurückbleiben der Italienerin in Sarzana an der Fracht verloren. Je kleiner aber hier auch die Portionen des Essens waren, desto größer war der Speisesaal und desto größer auch die Betten.

Diesmal war es unsrem Vetturino mit dem frühen Aufstehen und Aufbrechen wirklich Ernst gewesen. Wir wurden noch vor Tagesanbruch geweckt und mit dem angehenden Morgen fuhren wir schon ganz behutsam und still, aus Furcht vor den Polizeileuten, aus dem Oertlein hinaus und durch die sumpfig fruchtbare, dem Reisbau günstige Ebene, ins Gebiet von Lucca hinein. Bald nach Sonnenaufgang waren wir an dem schönen, reichbewachsnen Berge, auf dessen Höhe die Kapelle liegt, und stiegen da gern zu Fuße hinauf, durch die Olivenwälder und die grünenden, wohlbestellten Gärten und Felder, um die Aussicht von der Höhe, zurück nach den Bergen von Carrara und hinab nach der vom Meer umsäumten Ebene zu genießen. Das Geläute der Sonntagsglocken, aus dem nahen Dörflein, tönte herauf zu uns, als wollte es uns sagen, wir sollten die Töne noch höher hinauf fortpflanzen und weiter geben. Wir fühlten und freuten uns auf dem schönen, waldbewachsnen Berge, daß es Sonntag sey.

Aber bald jenseits des schönen Höhenpunktes, an der von hohen Bäumen umschatteten Kapelle, gieng es wieder hinunter nach der Tiefe und auf den innren Sonnenschein, den wir da oben genossen, folgte wieder ein wenig trübendes Ungemach. Wir hatten nun, jenseit des kleinen Landstriches von Lucca, abermals das Gebiet von Toscana betreten und die Päße waren von neuem zu Torretto in der guten Hand der Polizei.

Dieser wäre alles recht gewesen, nur nicht das Viso oder Aviso, das wir uns, durch Vermittlung unsres gestrigen Geschäftsträgers, in Pietra santa ausgewirkt hatten. Nach langem Hin- und Hersprechen meinte denn auch der wahrhaft freundliche und gefällige Offiziant, er könne da weiter nichts thun, als uns entweder nach Genua zurücksenden, oder uns, auf unsre Kosten, durch einen Gensdarmes nach Pisa begleiten lassen, wo man uns, auf der dortigen Polizei, wohl aus der Noth helfen werde. Wir wählten den letzteren Ausweg. — Während der gepflogenen Unterhandlungen besahen wir zuerst die kleine, hübsche Kirche von Torretto und hörten und sahen darauf mit Vergnügen einem Zahnarzt zu, welcher, auf einem Esel sitzend, das aus der Kirche kommende Volk ermahnte, es möge sich Zähne von ihm herausreißen lassen. „Gehet hin, sagte der bescheidne Mann unter andrem, zu den Professoren ** und **, nach Pisa und nach Bologna, ja gehet bis nach Rom und fraget: ob da einer darunter sey, der die Zähne so leicht und so schmerzlos herausnehmen könne als ich. Sie werden selber sagen und gestehen: nein, unter uns ist Keiner, der das kann." Da trat ein alter Bauer zum reutenden Redner hin und deutete mit dem Finger den Zahn an, der ihn zuweilen schmerzen mochte. Der Redner, ohne sich in seinem Vortrag stören zu lassen, und ohne von seinem Thier zu steigen, lehnte den Hinterkopf des Bauern an den Hals des Esels und zog den Zahn auf eine solche Hals- und Herzbrechende Weise heraus, daß ich mich nur wunderte, daß von ihm nicht wenigstens der halbe Kinnbacken des Bauren zugleich mit dem Zahn erbeutet wurde. — „Gehet hin, so fuhr der Redner fort, und laßt euch zugleich von jenen Herren in Pisa

und Bologna sagen, wie thöricht ein Volk sey, das so lange Schmerzen erträgt, ja, das sich der Gefahr des Todes aussetzt, welche allerdings durch einen solchen Zahn, wie dieser da ist, entstehen kann, weil er den Menschen am Essen, am Trinken, am Schlafen hindert; ja, laßt euch sagen, wie thöricht ein Volk sey, das solche Gelegenheit hat, sich seine Zähne fast umsonst und ohne allen Schmerz ausziehen zu lassen, und benutzt sie nicht.“ — Ein Weib, das wahrscheinlich zu weit weggestanden war, um den Schrei und Klageton des Bauren zu vernehmen, trat jetzt näher, zeigte den wehen Zahn, der Mann zog, die Frau schrie so laut, daß man es über den ganzen Platz vernahm. — „Da seht ihr, sagte der Arzt zum versammleten Volke, was die Furcht thut. Dieses arme Weib schrie aus Furcht, noch ehe ich sie angerührt hatte und nun ist schon der Zahn heraus. Laßt mich sehen, sagte er weiter, indem er seine mit der Zange bewaffnete Hand nach der Patientin ausstreckte, ob ihr einen Schmerzen im Munde habt?“ Das Weib schüttelte mit dem Kopfe. — „Sie hat keinen Schmerz, fuhr der Redner fort, ihr ist so wohl! daß der böse, böse Zahn da heraus ist, und dennoch so zu schreien! Ja, die Furcht, die Furcht.“ — Ein junger Bursch trat hinzu. Jener riß, dieser schrie und sagte, es hätte dennoch sehr weh gethan. „Euch ist Recht geschehen, erwiederte der Arzt, ich habe euch absichtlich mit diesem Fingernagel da ein wenig wehe gethan. Denn ist das erlaubt, ihr ungeschliffner Bursch, sich so zu gebärden und sogar Miene zum Zubeißen zu machen, wenn euch ein Menschenfreund wohlthun will?“ So redete der Redner fort, von seinem beweglichen, langohrigen Rednerstuhle herab. Wir hatten indeß von der Polizei die Abfertigung erhalten; der Gensdarmes, der

uns begleiten sollte, war da und setzte sich vor auf den Bock des Wagens. Die Reise gieng nun durch die fruchtbare Ebene gegen Pisa hin. Hohe, schöne Orobanchen wuchsen hier in ungemeiner Menge auf den viel mit Saubohnen bepflanzten Aeckern und Rändern. Maulbeerbäume, von Reben umschlungen, warfen ihre zur Ruhe einladenden Schatten auf den grünen Rasen. Da aber, wo wir fuhren, auf der staubigten Straße, brannte die Sonne in der heißen Mittagsstunde so sengend, daß uns die Lust zum vielen Hinausschauen ins Weite fast vergieng. — Vor der Stadt Pisa kam uns die Frau des Vetturinos entgegen; wie es schien, hatte jedoch das Wiedersehen sie keineswegs zärtlich gestimmt, denn sie zankte heftig mit dem, viele Tage länger, als er gesollt hätte, ausgebliebenen Mann, welcher auf solche Art mehr vergeudet, als erbeutet hatte.

7.

Pisa.

Da waren wir denn in dem Thal des gelblichen Arno, an der schönen Stadt Pisa. Auf der Polizei machte man uns, als wir versicherten, wir würden heute noch nach Livorno abreisen, nicht viele Umstände. Bald fanden wir uns auf der schönen Brücke des ansehnlichen, eben sehr wasserreichen Stromes und zogen unter der Ehrenpforte und neben allen den Anstalten zur großen Beleuchtung der Straßen und der Brücke, mit welcher gerade

gerade damals der Großherzog empfangen werden sollte, nach der andern Seite der alten, wahrhaft prächtigen Stadt hinüber. Wir empfiengen im Hause unsers Vetturinos ein ziemlich frugales Mittagsessen, waren jedoch froh, daß sich die Sache so bald hatte abthun lassen, denn nun konnten wir doch hinauseilen zum Besehen der Stadt, deren Alter selbst den Bewohnern des alten Roms so hoch bedeutend schien, daß sie Pisa hierin den Vorrang vor der großen Stadt der Welt gaben. Denn Pisa sollte einige Jahrhunderte vor der Zerstörung Trojas erbaut seyn, und der Name wie die Begründung sollte von der griechischen Stadt Pisa in Elis herkommen, welche berühmt war durch die olympischen Spiele. Noch in neuerer Zeit feierte das Volk von Pisa in jedem dritten Jahr am 12. Mai, auf der Brücke des Arno ein Kampfspiel, das an die olympischen Spiele und hiermit an die altgriechische Abkunft erinnern sollte. War aber auch die Stadt, wie Strabo behauptet, durch die Ligurier, einen celtischen Volksstamm begründet, so hatte dieselbe bald, was ihr etwa am Adel der Abkunft abgegangen, durch innere Macht und Stärke ersetzt, denn sie behauptete hierin den Vorrang vor andern Städten Hetruriens, und erhielt sich denselben, als sie seit dem Jahr 572 nach Erbauung Roms der Wohnsitz einer römischen Colonie, später eine Municipalstadt wurde. Noch höher stieg das Ansehen von Pisa in jener Zeit, da selbst die Feinde der Christenheit: die Sarazenen vor der Macht dieser einzelnen freien Stadt mehr sich beugten, als vor den ganzen versammelten Heeren von Europa. Denn Pisa war es, was allein der Hand der Barbaren die Inseln Corsica und Sardinien, und die Städte Palermo und Carthago entriß, was Alexandrien in Aegypten ent-

setzte und hiermit den Schaaren der Kämpfer für das Kreuz im Morgenlande Errettung und Hülfe brachte. Die glückliche Lage am Arno, in einem der mildesten und gesegnetsten Länderstriche von Europa; der Handel, den der Fluß von der Stadt aus durch den zu ihr gehörigen Hafen von Porto Pisano, an der Mündung des Arno begünstigte, hatte in Pisa eine Zahl von 150000 Einwohnern versammelt, welche durch wetteifernden Fleiß und Betriebsamkeit sich nährten und bereicherten. Anjetzt wohnen in der ganzen großen Stadt, welche fünf italienische Meilen im Umfange hat, nur noch etwa 18000 Menschen, und in den hohen, umfangsreichen Häusern und Pallästen sind nur vereinzelte Familien zu finden. Auf den großen breiten Straßen, deren Pflaster so bequem zum Gehen wäre, sieht man nicht, wie besonders an Sonntagen in Genua, ein mächtiges, buntes Gedräng des Volkes, sondern nur wenige Menschen, und diese Straßen sind vielleicht auch darum so ganz besonders rein, weil sie so wenig von Menschenfüßen betreten werden. Doch hat diese Reinlichkeit auch noch einen eigenthümlichen Grund in der Ordnungsliebe der Bewohner und in dem herrlichen Clima, welches den größten Theil des Jahres hindurch den Regen zu einer sehr seltenen Erscheinung macht und dem Frost den Zugang wehret. Pisa hat seine alte Macht durch den Kampf mit dem noch mächtigeren Genua, und hernach auch seine Freiheit durch das benachbarte, damals schon dem Hause Medicis unterwürfige Florenz verloren. Der Streit mit Genua kostete der Stadt 12000 Krieger, welche das Schwerdt des Feindes fraß, und überdieß den Schlüssel zum Handel: den Hafen am Arno. Es war dieser Verlust ein unwiederbringlicher, denn Pisa hatte zugleich

seine Seemacht eingebüßt; die Genueser hatten 49 Galeeren der Pisaner genommen oder zerstört. Als später Florenz, nach langem Kampfe, dessen Glück sehr abwechselnd war, der Herrschaft über den Freistaat sich bemeisterte, da war schon lange vorher Pisa nicht mehr, was es einst gewesen, sonst hätte wohl die Nachbarstadt, so mächtig sie auch war, die Waffen ehren müssen, vor denen einst die Macht der Sarazenen erlegen.

Auf Pisa haftet auch jene alte Blutschuld, deren Schauder und Schrecken Dante besingt. Hier starb Graf Ugolino mit seinen drei Söhnen im Gefängnißthurm den langsamen Tod des Hungers; der jüngste der Söhne zuerst, dann der mittlere, dann der ältere. Der Vater, dessen vertrocknetes Auge zuletzt Blindheit umnachtete, starb, nachdem er die Söhne alle mit ihren Todesqualen ringen sehen, am siebenten Tage. Ihm, dem Freund der Guelfen, hatte der Erzbischof Ruggieri diese Todesart erdacht und gegeben.

Der furchtbare Hungerthurm des Ugolino ist längst, bis auf jede Spur, verschwunden, doch lebt das Andenken der Begebenheit im Volke zu Pisa, und, wenn kein Pisa mehr stünde, in Dante's ewigem Liede. An Dante's und an Petrarca's Zeit, und an die weckende, geistig zeugende Kraft des Liedes wird man fast mehr als anderswo in Italien hier in Pisa erinnert. Denn wer viele der ersten, kräftigen Anfänge der italienischen Kunst versammelt sehen möchte, der soll in das Campo-Santo treten, welches der Ort der Stadt war, den wir nächst dem Dom zuerst aufsuchten. Jene Anfänge gleichen der Stunde, da die Liebe am Anblick des Geliebten erwachte, tief und still, denn sie hat das Wort der Anrede noch nicht gefunden. Wer hatte aber die

Schlafende aus ihrem Traume geweckt? — Das war der Sänger eines Morgenliedes, welches von der Ewigkeit sang, von ihren Seligkeiten und ihren Schrecken: Dante. Diese Anfänge sprechen, wie ein begeisterter Hörer, den der Gesang dahinreißt, die Worte von Dante's Liede nach, oder führen sie schwebend auf der Zunge. Ein Volk, welches niemals in seiner Mitte den gottbegeisterten Gesang in seiner rechten Kraft vernommen, das wird vergeblich nach dem Eingang zum Tempel der hehren Kunst suchen, zu welchem die anderen der Ton des Liedes hinleitet. Griechenland hätte keinen Phidias und keinen Apelles gezeugt, hätte ihm nicht früher schon ein Homer gesungen und ein Aeschylus: Italien hätte den Weg zur Meisterschaft der andern Künste nicht gefunden ohne einen Dante, ohne einen Petrark. Die deutschen und scandinavischen Stämme haben in der Tonweise der alten Heldengesänge, welche auf ihren Lippen schwebten, die hehren Tempelgewölbe der altgothischen Zeit erbaut, und die gottgeheiligten, einfältig kräftigen Gesänge, bei denen Wohlgemuth, Kraft und Fischer, Hemmelink und Schorel, Eyk und Dürer zur Meisterschaft erzogen worden, sind noch jetzt dem Volk nicht ganz verstummt.

Noch vor Dante's Zeit regt sich in Giunta Pisano's Arbeiten ein Sehnen, welches Gestalt gewinnen möchte, es kann jedoch den Weg zur Verleiblichung nicht finden *). Doch haben die Gestalten am Kreuz, in der Engelskirche zu Assisi, das jener alte Meister malte, schon den Ausdruck der tiefen Trauer gelernt, welche nicht nur den eignen, sterblichen, sondern einen höheren, göttlichen

*) Er malte schon, nach einigen Angaben, um 1210, oder doch sicherer um 1230.

Schmerzen beweint. Johann Cimabue, geboren zu Florenz aus dem edlen Geschlecht der Gualtieri im Jahr 1240 (gestorben im Jahr 1300) war zu dem frühzeitigen Eifer um das so lange wüste gelegene Haus der Kunst, wie Einige sagen, durch griechische Künstler geweckt worden, welche in seiner Vaterstadt die Gemälde der älteren Zeit auffrischten und wieder herstellten. Mehr jedoch scheint Giunta Pisano sein Führer gewesen. Wenn Cimabue schon im 13ten Jahr des Lebens die Frescogemälde zu Assisi begonnen, so sind wenige Künstler in dem langen Verlaufe des Lebens und Arbeitens sich selber so unverändert treu geblieben als dieser. Denn in jenen frühesten Werken, wie in den Altargemälden auf Goldgrund hier im Dom zu Pisa, ist derselbe Ausdruck einer Kraft, welche, wie die Leidenschaft eines geistig starken Jünglinges, fest und entschieden an der Gestalt der ersten Liebe haftet, auch wenn diese nicht eine hoch vollendete war. Dies ist ein Geist, der, nachdem er sich einmal vor der göttlichen Gewalt gebeugt, welche sein Innres ergriffen, nur dem Eingeben dieser ersten Begeisterung, keiner andern mehr folgen mögen; ein verschloßner Garten, zu welchem nur ein einziger enger Eingang führet, und dessen Früchten zwar nicht die innre Kraft, wohl aber die Lieblichkeit des Geschmackes und der anziehende Reiz des Aussehens fehlt. Den trotzig-kräftigen Gestalten, denen Cimabue die Weise seines eignen Geistes einhauchte, scheint das Beten, scheint die recht innige Demüthigung vor Gott schwerer anzukommen als andern. Sie beten aber dennoch, und nicht selten nur mit einer desto hinreißenderen Gewalt.

Was dem Meister schwer erreichbar gewesen, das erlangt leichter und vollkommner der Schüler: Giotto,

genannt Angiolotto, geboren zu Vespignano im Florentinischen im Jahr 1276, gestorben um 1336.

Eines Tages, als Cimabue über Land reiset, erblickt er einen jungen Hirten, welcher die müßige Zeit des Viehhütens benützet, um mit glücklich nachbildender Hand die Gestalten des weidenden Viehes auf den Boden zu zeichnen. Dieser junge Hirt war Giotto. Der Meister sieht der Arbeit des Knaben zu, und beschließt, diese junge Seele, welche ihrer bisherigen Lehrmeisterin, der Natur, so treu gefolgt, für sich selber zu werben, damit aus dem naturgelehrten Hirten ein kunstgelehrter Schüler des großen Cimabue werde. Giotto folgte dem erwünschten Rufe; aber auch in Cimabue's Werkstätte und bis zu seinem Ende blieb er das, was er anfänglich gewesen, ein „Schüler der Natur" *). Die Geschichte des Hiob, die sich von Giotto's Hand im Campo Santo zu Pisa befindet, ist aus seiner früheren Zeit; es wird jedoch auch schon in diesem jugendlichen Werke jene lebendige Beweglichkeit und Anmuth bemerkt, welche der Umgang mit der Natur, und jene Innigkeit und Tiefe, welche der Umgang mit Gott der Menschenseele gewähren. Giotto hat sich an dem Glockenthurm von Maria delle Fiore zu Florenz, wozu er den Bauplan entwarf, auch als ein einsichtsvoller Baukünstler bewährt.

Pietro Laurati (Lorenzetti) von Siena, der hochbegabte Schüler des Giotto, führet in seinem Gemälde den Geist in ein Paradies, das Gottesfurcht und Einfalt der Sitten sich geschaffen. Die Seele sagt zu dieser Heimath der Altväter: Hier ist gut wohnen und Hütten bauen. Laurati malte zwischen 1327 und 1342.

---

*) Diesen Beinamen ertheilt ihm die italienische Kunstgeschichte.

Von Simon Memmi (auch Simon di Martino genannt), welcher zu Siena um 1270, oder nach Andern um 1284 geboren worden und 1344 zu Avignon (nach Andern erst nach 1360) starb, sind im Campo Santo, eine Himmelfahrt der Maria und die Thaten des h. Xavieri. Diesen Meister hat Petrark innig geliebt, und von ihm in zweien seiner Sonnette (dem 57 und 58sten) gesungen und in einem seiner Briefe (L. V, 17) gesprochen. Und wie hätten Petrark und Memmi sich nicht lieben sollen, in denen beiden die gleiche Fülle der Gefühle, die gleiche Himmelskraft der Erfindung, dieselbe Farbenpracht der Vorstellung wohnet. Dies bezeugen die Arbeiten dieses Meisters in Siena und die Himmelfahrt der Maria in Maria Novella zu Florenz. Daß er Giotto's Freund gewesen und seine Weise geliebt und verehrt, bezeugen die Arbeiten zu St. Peter in Rom, in Giotto's Art der Auffassung und Darstellung. Memmi's Arbeiten im Campo Santo schließen sich denen des Andrea Veneziano an (dieser lebte von 1309 bis 1374), dessen lebhafter, leicht beweglicher Sinn in der Schule einer Weisheit, die von oben ist, die rechte Weihe und Kraft empfangen. Dieser Meister in der Malerkunst war auch zugleich Meister in der Wissenschaft der Chemie und Arzneikunde, welche ihn jedoch vor der Pest nicht zu bewahren vermochte.

Aus des Andreas di Cione oder Orgagna jüngstem Gericht, im Campo Santo zu Pisa, so wie aus den Werken von ähnlichem Inhalt in Maria Novella und Santa Croce zu Florenz, spricht mich Dante's Ernst und Tiefsinn an. Unter den Fingern dieses lebenskräftigen Geistes entstehet, wie aus dem Lebenshauch der letzten Posaune, wenn derselbe über die Hügel der Grä-

der gehet, eine ganze Welt von Gestalten, auf deren Angesicht ein Schrecken und ein Ernst der Ewigkeit ruht. Da wird Alles neu, und von einem Sturmwind der Schöpferkraft bewegt, welche den Geist auch des Betrachtenden durchwehet und erfrischet. Von der Hand dieses Meisters ist auch das Bildniß Dante's, in der Domkirche zu Florenz. Die Gestalten der Seligen wie der Verdammten sollen großentheils Portraite von damals lebenden Menschen von anerkannt verschiedenartiger Gesinnung seyn. Orgagna, der Mann von untadelich rechtschaffnem und fröhlichem Gemüth, war um 1330 geboren und starb 1389. Seinen hohen Beruf, auch zur Baukunst, bezeugen die von Michel-Angelo bewunderten Loggien an dem Fürstenpallast zu Florenz.

Auch von Buffalmacco, genannt Bonamico (geboren um 1273? gestorben 1350) sind im Campo Santo Arbeiten, welche bezeugen, daß in diesem seltsamen Meister nicht allein das Lachen über den nachahmenden Affen in der Kirche zu Arezzo *), sondern zugleich auch eine

*) Als Buffalmacco mit den Wandmalereien jener Kirche beschäftigt war, verdarb seine Arbeit ein Affe, der dem Meister zugesehen und durch Beschmutzen der Wand mit Farben ihn nachzuahmen gesucht hatte. Buffalmacco ließ den Affen, in einen Käfig gesperrt, neben sich stellen und belustigte sich an den nachahmenden Gebärden desselben. Eben jener Meister war es auch, der in der Kirche eines Nonnenklosters seinen Bildern vorgeblich durch guten Wein (den er jedoch heimlich trank) mehr Feuer und Farbenpracht gab, und der eine allzufleißige Nachbarin von ihrem, ihm lästigen, frühen Aufstehen dadurch abbrachte, daß er ihr, durch eine Spalte der Wand, überflüssiges Salz in die Speisen bließ, und dem über die Ungenießbarkeit solcher Kost erzürnten Ehemann es glaub-

Kraft des Ernstes wohnte. Von ihm sind die drei ersten Scenen aus dem alten Testament, die andern aber sind von Benozzo Gozzoli (geboren um 1400, gestorben 1478).

Unter der Hand dieses trefflichen Meisters eines späteren Jahrhunderts erscheint die Kunst aus dem Alter der ahndungsvollen Kindheit schon zur lieblichen, eben aufblühenden Jungfrau erwachsen, deren Lebenstraum noch etwas mehr in der Vergangenheit der unschuldigen Kindheit als in der Zukunft der Lebensfreuden verweilt. Gozzoli hat, dies erkennt man auch an den Werken, den frommen tiefen Sinn seines Lehrers und Freundes, des Johann da Fiesole (genannt Angelico) nicht etwa nur nachgeahmt, sondern lebendig in sich getragen. Seine Werke sind der Ausführung nach die vollendetsten im Campo Santo.

Wir haben uns, nach dem Urtheil eines Theils unserer Leser, vielleicht schon zu lange bei diesen ersten Anfängen der italienischen Kunst verweilt. Denn in der That, auf den ersten Blick haben diese alten, zum Theil verloschenen Frescogemälde an den Wänden der Säulengänge, die den Gottesacker von Pisa umgeben, wenig Anziehendes und Empfehlendes für ein Auge, das an das Anschauen der mannbar und reif gewordenen Kunst des späteren Tages gewöhnt ist. Aber es hat auch das

---

lich machte, daß dies Versalzen eine Folge des zu frühen Aufstehens sey. Ueberhaupt knüpft sich an die Geschichte dieses Mannes, so wie seiner Mitschüler aus der Schule des Tafi ein ganzes Heer belustigender Anekdoten (bei Bocaccio und Sacchetti) an; ähnlich der Geschichte von dem unsichtbar machenden Stein und von dem Mann, der sich überreden ließ, daß er nicht er selber sey u. s. w.

stille, verschloßne Alter der Kindheit seine Ehre und seinen Werth neben dem Alter des vollendeten Mannes, und es verweilt der Blick noch anderer Geister, als der des Menschen ist, gern und theilnehmend auf dem Auge der liebenden Mutter, das am Säuglinge hängt, und an der Liebe des Säuglinges zur Mutter, aus welcher allein ihm Leben und Gedeihen kommt. Es erscheint auch in der Geschichte der Kunst und der Wissenschaften, wie in jener des ganzen Geschlechtes, in vieler Hinsicht, das Haupt (der Anfang) von Gold, die Brust von Silber, der Leib, so groß und stark er auch ist und so sehr er glänzt, von Erz gebildet.

Abgesehen von den Frescogemälden der alten italienischen Meister, welche die Säulenhallen schmücken, ist auch dieses alte Campo Santo, dieser Gottesacker von Pisa, schon an sich sehenswerth. Es ist ein großer, länglich viereckigter Platz, wohin ein frommer Eifer des Mittelalters, im Jahr 1228, die Erde aus Jerusalem holte, und dieselbe neun Fuß hoch über den Kiesboden anhäufte. Diese Erde, so behauptete man, habe die Eigenschaft gehabt, die Leichname, die man dahin gelegt, schon nach vier und zwanzig Stunden zu verzehren, eine Kraft, welche der Boden durch die Menge der Leichname empfieng, die hier zugleich verwesten. Uebrigens ist der freie Platz in der Mitte nur zur Begräbnißstätte der ärmeren Volksklasse bestimmt; die ansehnlicheren und reicheren Familien haben ihre Grüfte, deren man gegen 600 zählt, unter dem Säulengange. Dieser wird von vier und vierzig Säulen getragen, über denen sich drei und vierzig halbkreisförmige Arcaden erheben; nach aussen umschließt ihn eine Mauer, durch welche zwei Thore zum Innern führen. Das Dach ist von Blei. Eine Menge

von Sarcophagen und Urnen, aus der alten griechischen, einige auch aus der ältesten christlichen Zeit, machen diese Halle zu einem kostbaren Museum der Alterthümer.

Das Campo Santo stehet neben dem mächtigen Gebäude des Doms, dessen altgothische Gestaltung an viele ähnliche Tempel des deutschen Vaterlandes erinnert. Und dies mit Recht, denn er ist, wie man sagt, im eilften Jahrhundert von einem deutschen Meister erbaut. Die vier und siebenzig Säulen, welche das Gebäu stützen, sind zum Theil aus Verde-antico und aus Porphyr gebildet und scheinen antik zu seyn. Drei prächtige Thüren, unter ihnen eine uralte, sehr betrachtenswerthe von Bronze, führen ins Innere des majestätischen Tempels, dessen Boden mit Mosaik-Steinpflaster belegt ist, in welchem Duccio, der Sienese (er starb 1357) ganze Geschichten darzustellen wußte. Die Wände, wie das Aeussere der Kirche, schmücken mannichfache, halberhabne Bildwerke von buntfarbigem Marmor. Auch das Baptisterium, dem Dom gegenüber stehend, ist ein herrliches altgothisches Gebäu, das sich rund zur hohen Kuppel emporwölbt. Es ist ganz aus Marmor erbaut, und seine schönen Säulen ergötzen das Auge sehr. Am meisten und längsten verweilten wir uns jedoch auf dem Glockenthurm des Doms: dem berühmten schiefen Thurme, welcher 188 Fuß hoch, und um etwa 13 oder 14 Fuß nach der einen Seite überhangend erbaut ist. Das Baumaterial auch zu diesem ist Marmor. Sieben Stockwerke von Säulen stehen übereinander; die breite Treppe gehet so bequem empor, daß man zu Pferd hinauf reiten kann. Auch an den Anblick dieses schiefen Thurmes, der ein Wahrzeichen der Stadt Pisa ist, knüpft sich die Erinnerung an den alten Ruhm des deutschen Vaterlandes,

denn er ist von einem deutschen Meister erbaut; zugleich jedoch die Erinnerung an den alten, wohlerworbnen Ruhm der Italiener im Gebiet der Wissenschaft wie der Kunst, und zwar zunächst die Erinnerung an den großen Galilei ab Galileo, den Freund und Arbeitsgenossen unsers Kepler; den Entdecker des Gesetzes vom Falle der Körper.

Müßte doch, so sollte man meinen, selbst ein ganz unachtsames Auge auf die Art der Beschleunigung des Falles der Körper aufmerksam werden, wenn etwa zufällig ein hellfarbiger Körper vom obersten Saume des schiefen Thurmes an der überhängenden Seite herabfiele, weil der durchlaufene Raum hier so leicht nach den Säulen-Stockwerken abzumessen ist, und weil ja das Zeitmaß schon der eigne Pulsschlag gewährt *). Es gehört indeß der Geist eines Galilei dazu, um dem Menschenauge das sehen zu machen, was es sehen soll: das was des Geistes ist. Wie wir vorhin, bei den Gemälden des Campo Santo der Väter der alten italienischen Kunst gedachten, so sey es erlaubt, hier des Anfängers und Meisters des tieferen wissenschaftlichen Forschens in Italien, des Galilei zu gedenken.

---

*) Wenn ein Mann von mittleren Jahren das Herabfallen einer Kugel vom schiefen Thurm nach seinen Pulsschlägen abmißt, deren 75 in einer Minute sind, wird er bemerken, daß die Kugel in der Zeit des ersten Pulses ohngefähr bis an die Mitte des obersten Stockwerkes herabfällt, im zweiten Puls fällt sie bis zum Ende des zweiten, im dritten bis in die Mitte des fünften Stockwerkes. Sie durchläuft also während des ersten Pulses etwa 12, während des zweiten 36, während des dritten 60 Fuß, oder in zwei Pulsen einen vier-, in dreien einen neunmal größeren Raum als in nur einem.

Galilei war zu Pisa im Jahr 1564, mithin in demselben Jahre geboren, in welchem Michel Angelo starb. Er stammte aus einer edlen, vormals mächtigen Familie, welche jedoch in dem allgemeinen Unglück, das den Freistaat betroffen, selber mit verunglückt und verarmt war. Dennoch war der Vater unsers Galilei, Vincent, noch in einem Stücke mächtig, das ihm die Verarmung nicht nehmen konnte: in der Kunst der Töne, welche in so naher Verwandtschaft mit der Kunst des Messens der himmlischen und irdischen Körperwelt und mit der Astronomie stehet, daß sie vielleicht unvermerkt auch in dem jungen Geist des Galilei die Gebährerin und Amme des inneren Berufes zur Himmelskunde geworden. In Florenz, wohin der Vater ihn gesendet, ergab er sich mit allen Kräften der Seele dem Umgang und dem Genuß des klassischen Alterthums, und zwar so ganz ausschließend, daß er von der Mathematik noch im reifen Jünglingsalter fast gar nichts wußte und nicht begreifen konnte, was das Studium der Philosophie mit der Beachtung eines Triangels zu schaffen haben solle? Und eben hiedurch hat sich dieser Geist zu seiner nachmaligen hohen Meisterschaft im Gebiet der Mathematik bekräftigt, weil er zuerst ausschließend die einzige Nahrung genossen, bei welcher das innere, selbstthätige Leben der Wissenschaft gedeiht und erstarkt: die Nahrung des begeisterten Menschenwortes. Hätte Galilei in seiner früheren Jugend einen andern Weg der Geistesbildung genommen als den durch das Studium der alten Sprachen, er wäre niemals der tiefsinnige Entdecker der Gesetze der Natur geworden. An der ganzen Kraft seines Denkens, wie an dem klassischen Ausdruck seiner Sprache erkennt man es, daß er frühe aufs Wort merken lernte; daß ihn die

Schule einer Weisheit erzogen, die nicht von heute oder gestern her ist. Schon in der Zeit des ungetheilten Umganges mit den Schriften der Alten besuchten indessen den Jüngling zuweilen die Vorahndungen des künftigen Berufes. So führte ihn im achtzehnten Jahre die Betrachtung der gleichmäßigen Schwingungen einer an Seilen hängenden Lampe im Dom zu Pisa auf Gedanken, aus denen fünfzig Jahre später die Erfindung der Penduhr hervorgieng.

Als er in Pisa, dem Willen des Vaters gemäß, Medizin studirte, erwachte in ihm zuerst der unwiderstehliche Drang zum Studium der Mathematik. Der Drang wird immer heftiger, je mehr der Vater ihn zu hemmen strebt. Endlich ertheilt dieser (heimlich) dem Ostilius Ricci Erlaubniß, den Bitten des Sohnes nachzugeben und diesen in der Mathematik zu unterrichten. Da wird von dem Vater, wie von dem Lehrer in dem Jüngling der Geist eines Euclides erkannt, und durch des reichen und mächtigen Ubaldi's Vermittlung wird Galilei seiner angebornen Bestimmung zur Mathematik erhalten und empfängt schon im 25sten Jahre den Lehrstuhl dieser Wissenschaft an der Universität Pisa.

Hier beschäftigte ihn zuerst das Forschen nach dem Gesetz des Falles der Körper. Er selber unterlag jedoch im Jahr 1592 einem Gesetz des Falles, welchen der Neid stets noch jenen Geistern bereitete, die bestimmt waren, Jupiters Feuer vom Himmel zur Erde zu bringen und die über das Gemeine sich erhoben. Man vertrieb ihn als einen Neuerer von seinem Lehrstuhl und aus der Stadt seiner Väter, und nachdem er einige Zeit in Florenz das Loos eines Verbannten getragen, nimmt ihn der Staat von Venedig, durch Sagredo's Fürsprache bewogen, zum

Professor in Padua auf. Es war vor allem Galileis Geist und Ruhm, welcher damals aus den verschiedenen Ländern von Europa Schüler in Padua versammelte; unter ihnen war auch Gustav Adolph von Schweden. Galilei wagte es zuerst, sich der Muttersprache zu den Vorträgen der Philosophie zu bedienen. Wie die Blätter eines Lorbeerkranzes zierten das erfindungsreiche Haupt des großen Mannes in diesen glückseligsten Jahren seines Lebens: die Erfindung des Proportionalcirkels und des Thermometers (1597), die Erfindung des eigentlichen Ausdruckes für das Gesetz des Falles der Körper (1602), die Verbesserung des Fernrohrs, durch welches sein kühner Geist alsbald in die Tiefen des Fixsternenhimmels und des Planetensystems eindrang und dort die Zusammensetzung der Milchstraße aus Sternen, hier den Saturnusring entdeckte, so wie die Berge des Mondes. Seit 1610 war er dem Vaterlande durch Cosmus II. wieder geschenkt. Bald zu Pisa (als erster Lehrer der Mathematik), bald im Lustschloß alle Selve, lebte er seinen Forschungen, welche ihm die wechselnden Lichtgestalten der Venus und des Merkur, so wie die Bewegung der Sonnenflecken lehrten und ihn zur Anerkennung des Copernicanischen Systems führten. Hiemit hatte sich Galileis Geist in einen Kampf mit einer geistlosen Dogmatik begeben, welche wenigstens, weil sie am Geist nichts vermag, den Leib zu tödten strebt, und obgleich er dieser Feindin im Jahr 1618 (damals lebte sein Freund Cosmus II. noch) glücklich entgangen, fiel er dennoch 1633 in ihre Schlingen, nachdem er, ein Jahr früher, seinen Dialog über die copernicanische Weltordnung öffentlich bekannt gemacht. Einige Monden lag er im Gefängniß der Inquisition, bis er am 23. Juni 1633 seine

Lehre, freilich mit dem verbißnen „e pür si muove“ im Herzen und auf den Lippen, feierlich widerrufen. Die Kerkerstrafe, welche ihm das Urtheil seiner Richter zuerkannt, wurde in einen ziemlich freien Aufenthalt zu Arcetri bei Florenz verwandelt. Hier arbeitete der unermüdete Geist noch immer an der Ausgeburt der Gesetze der Bewegung der Sichtbarkeit, so daß dem unersättlich Forschenden der Schlaf entwich und das Licht der Augen erlosch. Noch sah das eine Auge ein wenig, als er 1637 die Schwankungen des Mondes entdeckte. Nun war dem blinden, von Gliederweh und Schlaflosigkeit gebeugten Greise statt all der Wissenschaft und der Künste (er war trefflicher Musiker und ein Freund der Dicht- und Malerkunst), die er vorhin mit solchem Glück betrieben, nur das eine Wissen noch geblieben, das Wissen: daß Alles eitel sey und voll Mühe, und die Kunst gut zu sterben. Galilei starb 78 Jahre alt, am 9ten Januar 1643. Mit seinem Tode schien der Faden der tiefsinnigen Forschungen, welchen Kepler und er angeknüpft hatten, für immer abgebrochen; denn unter allen Zeitgenossen hatte nur Galilei den Kepler, und nur Kepler den Galilei recht erfaßt und verstanden. Da war nirgends ein Geist den Faden aufzunehmen und fortzuspinnen. Aber siehe, wenig Monate, nachdem man Galileis Leichnam in S. Croce zu Florenz zur Gruft gebracht, da ward Newton geboren (am 25. December 1643), der Keplers und Galileis Werk vollendete. —

Von dem schiefen Thurme, noch besser aber von der Sternwarte, hat man auch die beste Gelegenheit, die Stadt, welche der Arno, über den drei Brücken führen, mit seiner halbmondförmigen Beugung theilet, zu überblicken, so wie das marmorreiche Gebirge der gegen Norden

den gelegnen Apenninen, deren mächtiges Gewänd die Stadt und das sie umgebende Land gegen die kalten Winde aus Norden schützet und hiedurch nicht wenig zur Begründung des Ruhmes einer ungewöhnlichen Milde beiträgt, welchen das Clima von Pisa genießt. Gegen Westen hin sieht man das Meer und das handelslustige Livorno; gegen Osten das schöne große Kloster della Certosa dei Calci. Auch auf den Berg San Giuliano, bei welchem berühmte Heilquellen sind, wird die Aufmerksamkeit der Fremden durch einen kundigen Kenner der Gegend gelenkt.

Bei dem botanischen Garten ist das sehr sehenswerthe zoologische Museum. Dieses, ganz besonders jener Theil desselben, welcher die fossilen Ueberreste der vormaligen Thierwelt umfaßt, ist durch den Fleiß des trefflichen Savi (Sohn des Botanikers) zu einer solchen Reichhaltigkeit und innern Vollendung erhoben worden, daß wohl, wenn man die zu Gebote stehenden Mittel berücksichtigt, schwerlich ein andres Museum der Art in Italien oder Deutschland es übertreffen möchte. Freilich ist das schöne Thal des Arno ganz besonders reich an fossilen Thierüberresten von der merkwürdigsten Art. Aber bei all diesem Reichthum bedurfte es eines Savi, der ihn mit so vielem Fleiße benutzte und ihn zum Eigenthum des wissenschaftlichen Erkennens machte.

Weniger als bei den eben erwähnten Sehenswürdigkeiten der trefflichen Universitätsstadt Pisa konnten wir uns bei der Betrachtung des St. Stephansplatzes mit seinen Pallästen, so wie der Stephanskirche und ihres prächtigen Altars von Porphyr verweilen. Eben so wenig bei dem Besehen der Kirche des heil. Mätthäus, mit Gemälden der Brüder Malani in Pisa, und der Börsenhalle mit

ihren dorischen Säulen. Der Weg auf den beiden Kais, welche an den Seiten des Arno hinlaufen, muß im Winter, oder am frühen Morgen, wenn die Sonne nicht so heftig auftrifft, sehr angenehm seyn; es stehen hier einzelne Palläste, deren edler, einfach großer Styl den Baumeister: Michel Angelo errathen läßt. Viele Nachweisungen und Belehrungen verdankten wir bei unserem Aufenthalt in Pisa einem jungen deutschen Künstler, dessen Bekanntschaft uns ein ganz besonderer Glücksfall verschafft hatte.

8.

Livorno.

Erst gegen Abend verließen wir das wahrhaft schöne Pisa und fuhren nach Livorno. Der Weg gehet durch eine zum Theil grasreiche Ebene, welche vielen Viehheerden Nahrung gibt und kräftiges Gedeihen. Die alte Kirche S. Pietro in Grado fällt bald, nachdem man Pisa verlassen, ins Auge. Als wir Livorno erreichten, war es schon Nacht geworden. Wir fanden eine sehr treffliche und billige Bewirthung in der Locanda maggiore (Campagna Nr. 14) bei dem freundlichen Valentino Feieni. Abendessen und Wein waren hier besser, als wir es seit Genua, ja vielleicht seit der Abreise aus Nizza genossen.

Montags den 12. Juni hatte mich die Wärme des Zimmers, in welchem ich schlief (noch war ich zu wenig

an die Sommerwärme von Italien gewöhnt) vor Anbruch des Morgens erweckt. Ich schlich mich, um die liebe Hausfrau nicht zu stören, leise aus dem Zimmer und weckte einen meiner jungen Reisegefährten aus dem Morgentraume, mit welchem ich ausgieng die berühmte Handelsstadt zu besehen. Ich fasse hier zusammen, was wir nicht bloß in dieser Morgenstunde, da eben die hinter den Apenninen aufgehende Sonne ihre ersten Strahlen aufs Meer warf, sondern was wir an dem ganzen Vormittag unsers Hierseyns gesehen. Livorno ist eine durchaus moderne Stadt, ohne Würde, ohne tieferen Sinn und Ernst der Baukunst, aber regelmäßig, bequem, überall zu jenem untergeordneten Wohlbehagen der Glieder einladend, das der Seemann auf der langen Reise über das Meer entbehrt, und welches öfters der begüterte Handelsmann nach vollbrachten Geschäften aufsucht. Da ist die Menge der Kaffeehäuser und Weinhäuser, und zum Spiel des Billards findet sich das nordische Getränk des Biers. Ja es findet hier wohl jede Nation, die eine hier, die andre dort, ihre heimathlichen Lieblingsspeisen und Getränke. Bedeckte Hallen und der Schirm der vorgespannten Leinwand geben den Gästen, so wie den Käufern der Waaren kühlenden Schatten. Die Töne der Geigen und Pfeifen und der Gesang der Sängerinnen der Gassen werden aus den Trinkstuben und Erquickungshäusern vernommen; es ist, als sey hier fast täglich Jahrmarkt oder Messe, das ganze Jahr hindurch und ungemessen. Es hat aber auch hieher an diesen Handelsort die ganze Erde ihre Waaren gesendet: da sind Waaren von Silber und Gold, Elfenbein und ausländischem Holze, Seidenzeuge und kostbare Shawls, Papageien und (lebende) Leichname der Menschen; Alles käuflich fürs Geld.

Wir kauften hier, um doch auch den Handelsstand in Bewegung zu setzen, mehrere Stücke Eisenglanz von der Insel Elba, von dem einen, und für die gute Hausfrau noch ganz besonders einen (sogenannt türkischen?) Shawl vom sechsten oder siebenten Range (um 22 fl.) von einem andern Handelsmann.

Livorno ist leicht überblickt. Es ist nicht viel über ein Drittel so groß als Pisa, was den Umfang betrifft, und die Häuser streben hier nicht so hoch zum Himmel an als dort. Dennoch wohnen in diesem viel kleinern Raume sechzig tausend Menschen (ohne die vielen fast immer hier gegenwärtigen Fremden) beisammen, davon der dritte Theil Juden und etwa ein Viertheil Protestanten und griechisch-katholische Christen sind. Der Hafen von Livorno (freilich bei weitem nicht so schön als der von Genua) wird für den sichersten unter allen Häfen des Mittelmeeres gehalten. Ein Molo, der sich weit ins Meer erstreckt, und mehrere Festungswerke beschirmen die Stadt, wie die vor Anker liegenden Schiffe. Wir sahen die Flaggen fast aller europäischen Nationen wehen, und einem Auge, das blos den Hafen von Genua oder Marseille (auch von Hamburg) gesehen, müßten diese Schiffe zum Theil sehr groß und ansehnlich erscheinen. Unserm Auge hatte freilich der Anblick der Kriegsschiffe von Toulon einen andern Maßstab aufgedrungen, der uns die Schiffe von Livorno, mit Ausnahme von wenigen, nur mittelmäßig groß nennen ließ. In ungemeiner Deutlichkeit sahen wir in der Stunde des Morgens vom Molo aus die Anhöhen der Insel Gorgona, und gegen Süden hin das gebirgige Land der Insel Elba, so wie die Meeresalpen von Corsica. Das Stadtviertel Neuvenedig (Venezia nuova) ist von Canälen durchschnitten, auf

denen man die Waaren vom Hafen aus zu Wasser nach den Waarenlagern bringt; ein Hauptplatz, fast mitten in der Stadt bildet den Vereinigungspunkt der geraden und breiten Straßen. Auf dem Wege nach dem Hafen hin zeigt sich an einem der freien Plätze die bronzene Statue Ferdinands des Ersten; zu den Füßen des Siegers vier Sclaven. Die öffentliche Bibliothek enthält manches gute oder doch gern gelesene Werk in neueren europäischen Sprachen. Eine ziemlich räumliche Kirche führt den Namen der Cathedrale. — Die hehre Kunst scheint auf ihren Zügen durch Italien und Deutschland niemals den Weg über das gewerblustige Livorno genommen zu haben. Dagegen wird die hiesige Synagoge der Juden für eine der schönsten unter allen europäischen Synagogen gehalten, und auch die unirt griechische Kirche wird gerühmt. Ausser der Stadt, nach dem Meere hin wird das große Lazareth und das Haus der Quarantäne gesehen. Wir beiden frühen Wanderer, am Meeresstrand nach Seethieren suchend, hatten uns zu sehr den verpesteten Gebäuden genaht; eine rauhe Stimme des Wachthabenden, der uns wahrscheinlich aus Schlaftrunkenheit hatte vorbeipassiren lassen, gebot uns eilig zurück zu gehen. Und in der That, es könnte ein Reisender in solchem Falle aus Unwissenheit selber in die Gefahr kommen, seine Quarantäne, mitten aus dem Lande kommend, hier halten zu müssen.

Die liebe Hausfrau ließ es sich nach meiner Rückkehr von dem ersten Ausfluge nach dem Meeresufer und Hafen, auch endlich gefallen aufzuwachen, und wir giengen nun zusammen nach einem ganz prächtigen Kaffeehause. Man bot uns hier den Kaffee und die Chocolade in so verschiednen Lesarten und Formen an, daß wir

bald unverrichteter Sache wieder herausgegangen wären, weil wir nicht wußten, welche aus den allen wir auswählen sollten. Dann wurden die Waaren und Raritäten der Völker und Länder ein wenig besehen und ein Blick in die sehr berühmte hiesige Korallenfabrik gethan.

Mein Freund in Nürnberg hatte mich hier in Livorno an einen gar freundlichen lieben Mann, den Herrn Banquier Ziegler, einen Schweizer von Geburt, empfohlen. Eine solche uneigennützige Gefälligkeit und Dienstwilligkeit, als dieser liebe Mann uns erwiesen, ist mir auf meinen Reisen selten vorgekommen. Sein Benehmen erinnerte ganz an das des edlen Lichtenstein in Montpellier.

Gegen Mittag, nachdem wir uns noch einmal in unserer Locanda maggiore Nr. 14 vorzüglich an den trefflichen Erdbeeren mit Wein und Zucker erquickt, fuhren wir zurück nach Pisa, und noch an demselben Abend (der Nachmittag, wie schon erwähnt, wurde zum nachträglichen Beschauen der alten Stadt verwendet) verließen wir auch das alte gute Pisa, und zogen, sitzend in dem wohlbekannten Wagen unsers schlaftrunkenen Vetturinos, gen Florenz. Anfangs, als die letzten Strahlen der Abendsonne die Hügel, reich bepflanzt mit Oelbäumen, beschienen, war der Weg nicht ohne Interesse; dann aber, da auch der Kutscher ganz, die Pferde halb entschlafen waren, schlief selbst der immer nach Neuem umblickende Sinn ein, obwohl der Streit einiger der jungen Reisegefährten mit dem gar zu langsam fahrenden Vetturino einiges Neue gab. Denn in der That, eine solche Art des Fahrens, bei welcher die armen Pferde nicht immer in ihrem schleichenden Schritte blieben, sondern nicht selten, als ob sie sich über etwas besinnen

müßten, ganz stille stunden, ist mir selber noch nicht vorgekommen.

Der Morgen fand uns bei della Scala, die aufgehende Sonne in dem fleißigen Städtlein Empoli, dessen Bewohner, so wie die der ganzen umliegenden fruchtbaren Ebene, durch die Verfertigung der berühmten florentiner Strohhüte mit der vornehmen Frauenwelt von ganz Europa in lebendigem Verkehr stehen. Hier, da die liebe Sonne aufgieng, gieng die Wachsamkeit unsers Vetturino's vollends ganz unter. Als wir aus dem Kaffeehaus, das uns ein Frühstück gewährte, nach dem Wirthshaus zurückkehrten, fanden wir die Pferde ausgespannt; der Fuhrmann selber, dessen Sternbild bei uns nie ganz untergeht, war entschwunden, niemand wußte, wohin? wir mußten glauben, daß man in dieser Stadt der Strohhüte auch die Kunst verstehe, die Tarrenkappe zu fertigen, welche den, der sie trägt, unsichtbar macht.

Nach vielen Stunden ward der Mann wieder sichtbar, und es wurden nun auch die Rosse in so mäßige Bewegung gesetzt, daß die armen Thiere, hätten sie Ehrgefühl gehabt, gewiß wären beschämt worden, durch die Schnelligkeit der arbeitenden Frauen- und Kinderhände, welche man hier überall an den Hütten beschäftigt sieht, Strohhüte zu flechten.

9.

Florenz.

Es war fast drei Uhr nach Mittag geworden, als wir in das herrliche Florenz hineinfuhren, und, einer in Genua empfangenen Weisung gemäß, in dem trefflich gelegenen, jedem Reisenden vom zweiten bis vierten Rang der Sterne zu empfehlenden Scudo di Francia abstiegen. Ein deutscher Aufseher oder Pächter des Gasthauses empfieng uns; es ward uns beiden, nach eigner Auswahl, ein prächtiges Zimmer, das aber, nach Südosten gelegen, wie sich dies an den Vormittagen zeigte, zu viel von der heiß strahlenden Sonne besucht war; die Gefährten hatten nicht so ausgewählt als ich und hatten zum Theil besser gelegene Zimmer bekommen. Man speist, durch eine Treppe in ein Nebenhaus oder einen Anbau des Wohnhauses gehend, bei einem trefflichen Speisewirth nach der Charte, alles was man nur will, zu beliebigen Preisen: Gebratenes und Gekochtes, Geschlagenes und Gestoßenes, Kaltes und Warmes, und dazu ist der Wein sehr gut; die Speisen, was in Italien nicht eben häufig ist, sind vollkommen gar und schmackhaft bereitet.

In einer solchen Stadt der höchsten, geistigen Herrlichkeiten, wie bald ist da das Essen und Trinken abgethan, und der Leib, auch wenn er noch nicht so satt wäre, wie er es doch heute war, geht gern mit, weil ihm eigentlich doch auch die fühlende Seele aus ihren Genüssen etwas Süsseres, Lieblicheres und Stärkenderes

mitzutheilen weiß, als der Ueberfluß der Freudengelage dies zu thun vermag.

Der erste Gang führte uns nach dem wahrhaft hehren Gebäude des alten Doms, oder der Kirche St. Maria del Fiore; denn diese Kirche, eine der schönsten in ganz Italien, ist so nahe an dem Scudo di Francia gelegen, daß ich, während des hiesigen Aufenthaltes, am frühen Morgen, öfters ohne Hut dahin gieng, und daß ich überhaupt fast zu allen Stunden des Tages durch den Besuch dieses sinnvollen Gebäudes mich geistig stärkte und erquickte. Die Länge desselben beträgt 426, die Breite 362 Fuß. Den ersten Grundriß hat Arnulph di Lapo entworfen, das kühne Gebäu der achteckigen Kuppel aber, das im Durchmesser, von einem Winkel des Achteckes zum andern 140 Fuß spannet, hat der unvergleichliche Philipp Brunnelleschi (geboren 1377, gestorben 1444) erdacht und zur Verwunderung aller damaligen Zeit- und Kunstgenossen (denn noch war nicht die Zeit des Bramante und Michel-Angelo gekommen) ausgeführt. Wenn der Leser es erlaubte, da möchte ich wohl, gleich in der zweiten Stunde des Aufenthaltes in Florenz, die Geschichte dieses herrlichsten Gebäudes der Stadt erzählen; es ist draussen in den Gassen noch so heiß, hier in dem Gewölbe der Kirche so kühl, und wir kommen noch immer zeitig genug zu den Abendbelustigungen des Volkes hinaus.

Aus allen Gegenden und Städten von Italien und aus dem kunstliebenden Lande, nordwärts der Alpen, sind (im J. 1420) die Meister der Baukunst versammelt; man will dem jugendlich schönen, reichen Florenz, ein Tempelgewölbe geben, ähnlich der alten herrlichen Rotonda zu Rom, aber noch höher als diese. Der eine findet

bei solcher Höhe, das Stützwerk der Pfeiler, ein Anderer Anderes zur Ausführung des großen Gedankens nöthig; Brunelleschi allein, ohne das Stützwerk der steinernen Säulen oder Wände, findet die Kühnheit des Geistes hinreichend, welche den Gedanken dachte: die Kühnheit des Geistes, welcher mächtiger noch und schneller als der Lichtstrahl über Land und Meer, über die Höhen, die zwischen Mauer und Mauer sind, hinüberspannet. Den Andern erscheinen die Phantasieen des Brunelleschi, welche in die blaue Luft greifen, anfangs blos lächerlich, dann, bei solchem Ernst und solcher Gründlichkeit des Mannes so anstößig, daß sie ihm, vielleicht mit manchem Stoß, die Thüre des Hauses durch die Diener zeigen lassen. Aber von einigen tiefer Sinnenden, welche unter den versammelten Räthen waren, wird des kühnen Florentiners Bauplan nicht blos, in ruhiger Stunde, näher erforscht, sondern auch die Mittel zur Erprobung zuerst am kleineren Bauwerke gewährt. Das Gelingen dieses kleineren gibt den Vätern und Freunden des Wohles der Stadt und ihrer Kunst Hoffnung auch zum Gelingen des Großen. Dem Brunelleschi wird endlich der Auftrag ertheilt, das Gebäu der Kuppel auf seine Weise hinauszuführen, und man gesellt ihm zum Gehülfen des Baues den Lorenz Ghiberti (geboren 1378, gestorben 1455) bei. Dieser, von dessen hohem Geschick zu den Bildwerken aus Metall noch jetzt unter andrem die Kirchenthüren an dem Battisterio zeugen, war vorhin Goldschmidt gewesen, und durch die Macht seiner mehr versprechenden Kunst, wie durch die Anmuth der leiblichen Gestalt und der Sitten, hatte er das Herz und die Hand der Tochter eines edlen Geschlechtes gewonnen. Durch diese Verbindung gehoben, hatte er die

Ehre der Zusammengesellung (zu solchem Werke) mit Brunelleschi erlangt, ohne doch der Ehre recht gewachsen zu seyn; denn seine Meisterschaft in der Kunst des Bauens sollte erst noch, so hoffte man wenigstens, kommen. Brunelleschi aber, dem man zugemuthet, mit dem Gefährten nicht blos die Besoldung zu theilen, sondern auch die Ehre, welche das Werk versprach, gedachte anders. Er erkannte willig dem vielbegünstigten Ghiberti den Preis in den Gußwerken aus Metall zu; bei dem Werk des Baues wollte er allein seyn. Er gab denn einige Zeit hindurch den Steinmetzen und Maurern die nöthigen Zeichnungen und Anweisungen, war beständig selber beim Werke und erlaubte dem Gefährten des Amtes das Zusehen, und wenn er wollte, das Mitanlegen der Hände zur Ausführung dessen, was Brunelleschi angegeben. So wächst der Bau freudig vor den Augen der Bürger. Plötzlich aber bleibt Brunelleschi von der Arbeit hinweg. Es heißt, er liege erkrankt zu Hause. Die Zeichnungen und Anweisungen, welche er gewöhnlich den Gehülfen für das Zurichten und Aneinanderfügen der Steine gegeben, waren immer nur auf die Arbeiten der nächsten Zeiten hinausreichend, denn er selber war ja sonst stets beim Werk zugegen, konnte die Fortbewegung des Ganzen nach seinem Gefallen betreiben und lenken. Nun aber fehlt gar bald den Steinmetzen, es fehlt den Maurern und andern Gehülfen die nöthige Anweisung und Leitung, und das Werk stehet gerade jetzt an einem schwierigen Punkte seiner Entwicklung. Da gehen sie zu dem kranken Brunelleschi, ersuchen ihn um die nöhigen Befehle und Anordnungen; dieser aber weiset sie an seinen Amtsgefährten, an den Mitbaumeister Ghiberti, „welcher

wohl für den kranken Freund die Leitung des Werkes übernehmen werde." Ghiberti aber, da er jetzt den von geschickterer Hand angefangenen Faden allein weiter spinnen soll, erkennt bald, daß hierzu mehr gehöre, als bloß das laute und augenfällige Drehen des Rades: das vorhin so rasch einher schreitende Werk schleichet zuerst langsam und stockt dann ganz. Die Väter und Bürger der Stadt bemerken die Hemmung des Baues und erfahren die Ursache; man sendet zu Brunelleschi mit dem Ersuchen, er möge doch durch seinen Rath dem darnieder liegenden Werke zu Hülfe kommen. Dieser aber, aus dem Krankenbette hervor, beklagt sich bitterlich, daß man ihm, dem sehr Kranken, nicht einmal jetzt die Ruhe verstatte. Er habe bisher Alles beim Bau geleitet und gethan, nun aber möge man doch auch dem Baumeister Ghiberti, der ja mit ihm die Besoldung und den Ruhm des Werkes theile, es vergönnen, daß er seine Einsicht und Geschicklichkeit zu solchem Geschäft zeige*). — Da bemerken die Herren des Rathes, was der eigentliche Sinn dieser Krankheit des Baumeisters sey. Nachdem noch eine letzte Probe über Ghiberti's Unvermögen zu dem Geschäft entschieden hatte, bleibt endlich Brunelleschi allein Meister des Baues. Da scheint auf merkwürdige Weise die Krankheit ganz gehoben, der Meister ist wieder rüstiger und munterer als jemals bei der Arbeit zugegen; der Bau wächst und vollendet sich zur Zierde der Stadt und ganz Italiens, zum Stolz der Bürger von Florenz. Nach Jahrhunderten wirkte und baute Brunelleschi's Geist in Italien fort und

*) Ghiberti hatte geäußert, er wolle nichts ohne Brunelleschi thun. Dieser erklärte hierauf unverholen, er aber wolle allenfalls Alles ohne Ghiberti thun.

gestaltete namentlich in Bramante's *) und Michel Angelo's Geist den hehren Entwurf zum Gebäu der Kirche St. Peters zu Rom.

So hatte uns denn gleich die erste Stunde in Florenz zu dem alten Dom und zu dem Andenken des Brunelleschi geführt. Ich sage nun einige Worte vom Dom selber. Auch im Innern des schönen alten Tempels ist es mehr noch die Würde und der Ernst des Grundgedankens, aus welchem der Bau hervorgieng, was den Geist so erhebt und erfreut, als die Schönheit der einzelnen Theile. Doch werden hier Bildhauerarbeiten des großen Michel Angelo, wie des Donatello, des Sansovino und Bandinelli bewundert; der größte Theil der Malereien ist von Friedrich Zuccheri, die Propheten im Chor sind von Vasari. Das Getäfel des Fußbodens, von Marmor, stellt, wie in Pisa, ein großes Gemälde vor. Auch ein berühmter Meridian wird in dieser Kirche gesehen.

Auf der steinernen Bank, dem Dom gegenüber, zeigt man den Ort, wo der mächtige Dante öfter gesessen, und nach ihm, dem starken Engel des prophetischen Gesanges, welcher von dem zeuget, was der Geist mit den Kräften der Ewigkeit erfasset und schauet, ist dieses Ruheplätzlein noch jetzt der Stein des Dante genannt, und Dantes Bildniß, umkränzt von Lorbeer, wird auch im Dom gesehen.

Der Lorbeerbaum, welcher Dante's Mutter vor der Geburt desselben, im weissagenden Traum, die innre Gestalt des Sohnes andeutete, wendet seine Zweige, eifriger als andre Bäume, dem Lichte zu; seine Blüthen ent-

*) Bramante wurde in demselben Jahr geboren, in welchem Brunelleschi starb, im Jahr 1444.

falten sich am liebsten nach dem Ungewitter des Frühlings. Dante (Durante) Allighieri (geboren am 9. Mai 1264) verlor seinen Vater frühe. Schon im neunten Jahre des Lebens, an dem Tage eines Maienfestes, wird die Liebe zu Beatrice Portieri, einer bald dahin welkenden Blume, in seine Seele gesenkt, damit diese Seele, wenn die obere Scholle hinwegfällt, es lernen möge, wie Jupiters Eiche tiefer im Boden zu wurzeln. Im achtzehnten Jahre wird der tiefe Eindruck des neunten erneut und unvergeßlicher gemacht. Es war vielleicht hier, an dieser Stelle, wo jetzt ein müssiges Volk sich dränget, da Beatrice zuerst, freundlich grüßend, den Jüngling anredete. Das Ahnden des Traumes wurde wahr: dies war keine Liebe, deren Frucht noch am ersten, sichtbaren Tage des Lebens reift: Beatrice wollte nicht den Ruhm der Kriegesthaten gegen Arezzo, bei Campaldino (im Jahr 1289), nicht den über Pisa errungenen, mit Dante theilen, sondern einen andern Sieg, welcher besser ist und höher als der des eisernen Schwertes. Im sieben und zwanzigsten Jahre des Alters (1290) ward sie statt für den Hochzeitaltar, für die Todtenbahre bekränzt.

Die Ehe mit Gemma Donati, nach Beatrice's Tode, war nicht glücklich. Gemma verließ nach einigen Jahren den Gemahl. Dante sah sich bald von noch vielem Andern verlassen, an welchem sein Herz hieng. Als er im Sturm jener Zeit, als Vorsteher und Vertreter seines Volkes, das Beste gethan, was das Gewissen ihm gelehrt, da verbannt ihn (im Jahr 1302) Carl von Anjou, und beraubt ihn der Güter. Der Tod des Scheiterhaufens war ihm gedroht, wenn er nach Florenz wiederkehrte. Vom acht und dreißigsten Jahre des Lebens

irrte dann Dante als Verbannter umher. Zwei Jahre gewährte ihm noch Arezzo Sicherheit, hierauf, nach öfterem Wechsel, jetzt der Hof des edlen della Scala zu Verona, dann das Fürstenhaus des Guido Novella da Polenta zu Ravenna. Hier fand der Pilgrim die Pforte zur Heimkehr, am 14ten September 1321. —

Von der steinernen Bank des Dante denn, sieht man noch einmal das äussere Gebäu, bekleidet mit der Fülle des Marmors, und betrachtet näher den schönen Glockenthurm, zu welchem der Vater der neueren Malerkunst in Italien, Giotto, den Plan gezeichnet: ein viereckte\s Gebäu von 280 Fuß Höhe, bekleidet mit vielfarbigem Marmor, geziert mit Statuen.

Vom Dom aus giengen wir noch zu der Kirche Johannes des Täufers oder zum Baptisterium: sie ist achteckig; zwei Säulen stehen am Haupteingang, sechszehen (von Granit) im Innern der Kirche. Man hält dieses schöne Gebäude für einen alten Tempel des Mars. Die kostbaren Bildwerke von Bronze an den drei Thüren sind, bei der einen, ältesten, von Meister Andreas Ugolino aus Pisa, bei den andern beiden von dem erwähnten Mitbaumeister des Brunelleschi, Lorenz Ghiberti gefertigt, der sich hier, in seinem wahren und angemeßnen Elemente, als so trefflicher Meister zeigte, daß Michel Angelo jenes herrliche Hauptthor, welches die Scenen aus der heiligen Schrift darstellt, die Pforte des Paradieses nannte. —

Ich will gleich jetzt, bei der Geschichte der ersten Stunden unseres Aufenthaltes in Florenz, dem geneigten, nachsichtigen Leser meine Lection aufsagen, die ich aus der Geschichte der Künstler und der Kunst des 14ten und des 15ten Jahrhunderts hier begriffen habe.

Florenz, in seinen Kirchen, so wie in den öffentlichen Sammlungen, gewährt allerdings die beste Gelegenheit, um die Bekanntschaft mit der ältesten Künstlerschule von Toscana, welche etwa die Betrachtung des Campo Santo in Pisa begründete, noch inniger zu machen und weiter fortzusetzen. An Taddäus Gaddi haben Giottos väterliche Pflege und sein Unterricht treffliche Früchte getragen; dies bezeugen die Werke, welche man von ihm im spanischen Capitel siehet (die Ausgießung des heiligen Geistes), so wie die evangelischen Geschichten in der heiligen Kreuzkirche, und die Abnahme vom Kreuz in der großherzoglichen Gallerie. Wie gut dieser Künstler die Baukunst verstanden, das wird an der schönen alten Brücke (Ponte vecchio) erkannt, an welche der Staat die für jene Zeit ungemeine Summe von 60000 Gulden verwendete. Er war es auch, der den Glockenthurm bei Maria del Fiore, wozu Giotto den Umriß gezeichnet, vollendete. — Dieser Taddäus Gaddi, Sohn des Gaddo Gaddi, ward nach seines Vaters Tode von seinem Taufpathen Giotto aufgenommen, in dessen näherem Umgang und Schule er 24 Jahre blieb. Aus seinen Arbeiten scheint zuweilen ein Geist hervorzuleuchten, welcher weiter zu gehen vermocht hätte, wenn nicht ein ehrfurchtsvolles Verweilen bei dem Vorbild des Meisters ihm die Hände gehalten. Gaddi starb um 1350.

Von Paolo Mazzoechi, genannt Uccello (der Vogel), weil er so gerne Thiere dieses Geschlechts gemalt, wird ein Bild, den trunkenen Noah vorstellend, in Maria Novella gesehen. Bei diesem Künstler scheint die große Kunst der Perspective, worin er tiefdenkender Meister und Erfinder war, nicht selten den freien schaffenden Geist in ihr künstliches Netz verstrickt und gefangen ge-

geführt zu haben. Uccello war geboren 1390, und starb 1473.

Tomaso Guidi, Masaccio wegen des unansehnlichen Aeußeren genannt, scheint in der Kraft und Sprache seiner Kunst selber etwas von jener höheren Begeisterung empfangen zu haben, welche die heiligen Zeugen und Apostel, Petrus und Paulus, so freudig machte im Angesicht der Todesbanden, die ihrer warteten. In dem Bilde dieses Meisters, in der Karmeliterkirche, das jenen Zug aus der Geschichte der Apostel darstellt, und in andern Werken des Masaccio, wird (in ihrem abbildlichen Maße) die Kunst auf einmal so beredt, ihr Ausdruck so wahr, so lebenskräftig, als das Zeugniß der vorhin zaghaften und stummen Jünger es geworden, da die Kraft eines höheren Geistes über sie gekommen. Zwar ist das, was wir hier verglichen, verschiedner unter sich als das Wachen und der Traum es sind; doch ist auch das, was die Kunst und was die Wissenschaft zu gewissen Zeiten so mächtig emporhebt und so lebenskräftig machet, eine Wirkung desselben Geistes, der dem Bezaleel, wie den ersten Jüngern, nicht durch Menschenkunst noch durch Menschenwitz ins Herz gegeben worden. Diese Karmeliterkirche ist für den großen Raphael, und selbst schon für seinen Lehrer: den Pietro Perugino eine Schule gewesen, da sie oft und gern verweilten. Früher schon hatten hier öfters nachahmende Künstler vergeblich sich abgemüht, das große Kunststück der geistigen Belebung mit den Fingern nachzumachen, welches nur dem Herzen gelingt. Tomaso Masaccio war geboren zu St. Giovanni im Arnothale, im Jahr 1402. Er lebte und arbeitete in seinem frischen Lebensalter, sehr begünstigt durch Cosmus I. von Medicis, zu Florenz, dann, während

der Umwälzungen, welche sein Vaterland betroffen, in Rom. Als sein erlauchter Freund, Cosmus I., nach Florenz, das ihn vertrieben, wiedergekehrt war, kam auch Masaccio dahin zurück, starb aber bald darauf, wie man vermuthet, an dem Gift eines Feindes, im Jahr 1443.

So war es uns denn hier und in Pisa vergönnt, mitten unter den Werken der Väter und ersten Pfleger der italienischen Kunst zu leben und zu wandeln. Darf ich wohl in der Erzählung einer Reise, welche heute lebt und heute stirbt, es wagen, bei solcher Fülle des geistigen Genusses mein deutsches Heimweh auszusprechen? — Ich thue es auch ohne bejahende Antwort.

Mitten unter und neben diesen Werken der alten italienischen Kunst sind mir die Werke einer solchen tiefen, sich selber in Gott vergessenden Innigkeit, wie die eines Johann van Eyk gewesen, wo möglich nur noch theurer geworden und noch viel höher vorgekommen als sonst, und ich freue mich unbeschreiblich auf Stuttgard, da ich die „Anbetung der Hirten" jenes Meisters sehen werde*). Johann van Eyk, schon durch die Kunst des Malens in Oel vor andern Genossen seiner Zeit berühmt**), würde, so dünkt mich, mit seinen Werken, neben denen der gleichzeitigen und jüngeren italienischen Meister, so untadelhaft, ja so vorwaltend an Kraft bestehen können, als Wilhelm von Eschenbach, der Dichter des Percival, vor Ariost, dem Dichter des Orlando Furioso, ja neben dem

---

*) Wir kamen jedoch auf unserer Rückreise nicht nach Stuttgard, und jenes herrliche Bild, wie die ganze Boissere'sche Sammlung, ist mir nun näher als jemals.

**) Geboren 1370, gestorben 1441; sein Bruder, Hubert van Eyk, geboren 1366, gest. 1426.

großen Dante. Hier hat denn doch, so dünkt mich, so viel auch der frommen Spitäler sind, kein Hanns Hemmelink ein solches Bild gemalt als die Geburt Christi war, welche der vom Krankenbett genesene Meister, im Gefühl der dankbaren Erhebung seines Gemüthes, dem Johannisspital zu Brügge, dahin er als elender, kranker Soldat kam, zum Geschenk hinterließ *). Hier findet sich auch nirgends ein heiliger Christoph, jenem des Hemmelink gleich, den die Boissere'sche Sammlung bewahrt. Auch sah ich hier kaum ein Werk von solcher tiefrührenden, kräftigen Einfalt und Gotteswahrheit, als der Tod der Maria von Johann Scoreel **), oder, wenn auch dergleichen da sind, so sprechen sie nicht so

*) Dieser Meister war aus Damme, unweit Brügge, gebürtig, und lebte um 1470. Das erwähnte Meisterstück ist jetzt in München.

**) Dieser Meister war im Dorfe Scoreel bei Alkmar, im Jahr 1495 geboren; lernte bei Wilhelm und Johann Cornelius zu Amsterdam, verweilte auf seiner Reise bei Mabuse, und dann, in Nürnberg, bei Albrecht Dürer. Von Venedig aus besuchte er das gelobte Land. Die Darstellungen von Gegenden dieses Landes, welche mehrere von seinen Gemälden zieren, gründen sich deshalb auf eigne Anschauung. Im Jahre 1520 war er wieder in Rom, und bildete sich daselbst weiter nach Antiken und den Meisterwerken des Raphael und Michel Angelo. Adrians VI., und Franz I. Gunst und Gnade vermochten nicht sein Verlangen nach der Heimath zu bezwingen. Er eilte dahin zurück, ließ sich in Utrecht häuslich nieder, und starb daselbst um 1562. Viele seiner herrlichen Werke sind in den Flammen der Revolutionen seines Vaterlandes zu Grund gegangen. Den Tod der Maria hat Boisseré in sichren Hafen gerettet.

deutsch zu mir, wie dieses herrliche Bild derselben Sammlung.

Doch ich habe dem Leser — meinem Gefährten auf dieser Reise und auch auf diesem ersten Wege durch Florenz — ein zu langes Stillstehen vor den „Paradieses-Pforten" des Ghiberti zugemuthet. Ich kehre zurück und gehe weiter.

Wir geriethen, nach einigem Herumstreifen in der schönen, alten Stadt, angelockt durch den hohen Thurm, der als ein großes Meisterwerk in seiner Art angesehen wird, und der nach Arnolphs Entwurf gebaut ist, zu dem sogenannten alten Pallaste und dem freien, mit trefflichen Statuen geschmückten Platze in seiner Nähe. Beim Eingang des Pallastes wird David als Besieger des Goliath, von Michel Angelo, gesehen; Herakles und Cacus von Bandinelli; im Innern die Siegesgöttin von Michel Angelo, und mehrere Arbeiten von Rossi und Bandinelli.

Die herrliche Säulenhalle zur Seite des freien Platzes, genannt Loggia dei Lanzi, ist nach der Angabe des Andreas Orcagna erbaut. Hier sieht man verschiedne, des Beachtens werthe Arbeiten der neueren Bildhauerkunst: den berühmten Perseus von Benvenuto Cellini, der, wie sich die Leser der Lebensbeschreibung des Künstlers, von Göthe, erinnern werden, auf diese zierliche Bildnerei nicht wenig sich zu gute gethan. Der Raub der Sabinerinnen ist von Giovanni Bologna; die Judith, von Donatello. Von nicht besonderem Werthe ist der Neptun mit den Nymphen an dem in der Nähe des alten Pallastes stehenden Brunnen; er ist Ammanati's Werk. Die Reiterstatue ist von Giovanni Bologna.

An der Säulenhalle des Gerichtshofes bewundert man mit Recht die bauende und bildende Kunst des Vasari. Mehr jedoch als alles Betrachten dieser Kunstwerke zog uns jetzt, am ersten Abend, die Betrachtung des Volkslebens an, welches nach vollbrachter Tagesarbeit auf diesem freien Platze erwachte, und das für uns etwas noch nie Gesehenes, Neues, in seiner Art war. Hier ein Puppentheater, gar künstlich beleuchtet und decorirt, die kleinen Schauspieler ganz vortrefflich; besonders spielte der Tyrann Holofernes seine Rolle ganz lobenswerth, nur waren die Bewegungen der Judith etwas zu rasch, und glichen mehr noch den Sprüngen der jungen Kätzlein als dem Gang der Menschen. Nach einer andern Seite war ein Mann, der, mit dem Stab in der Hand, dem Volke ein Bild erklärte, das eine schauderhafte Mordgeschichte darstellte, bei welcher zwar sehr viel Blut floß, aber die Mörder wurden entdeckt und wohlverdienter Weise grausam hingerichtet, wie denn diese Hinrichtung, mit allen Nebenumständen, auf einem andern Theil des Gemäldes verzeichnet stund. An noch einem andern Orte hatte ein Verkäufer von Arzneiflaschen und Parfümerien seinen Tisch aufgeschlagen und suchte mit lautem Selbstlobe die Aufmerksamkeit des Volkes zu gewinnen. Verkäufer und Verkäuferinnen der Strohhüte, so wie der kleinen Vasen und Figuren, der Früchte und andern Eßwaaren stunden da, oder drängten sich unter dem Volke herum; dazwischen hörte man die Töne der Mandoline und wohllautenden Gesang.

Noch an diesem ersten Tage machte ich, bei Tische, die mir sehr werthe Bekanntschaft zweier trefflicher Landsleute, die des **Dr.** Hanhard aus Moskau und des **Dr.** Adersbach. Der liebe, freundliche Hanhard war uns in

Florenz Führer und Freund, und neben ihm nahmen sich auch noch mehrere wackere junge Künstler, aus verschiednen Gegenden von Deutschland, unsrer Unwissenheit an. — Wie warm, wie sehr warm das schöne Italien in dieser Jahreszeit sey, das lehrte uns abermals heute Nacht die schwüle Luft unseres Zimmers. Die meisten Gäste und Fremdlinge, welche Italien besuchen, kommen dahin und verweilen daselbst in einer Jahreszeit, in welcher die wärmenden Sonnenstrahlen dem Körper gefallen und wohlthun, in den Monaten des Winters. Darum haben sehr häufig in den Gasthäusern die schönsten Zimmer die Lage nach Süden oder Südost. Wer aber nun, so wie wir, mitten im Sommer ins Land kömmt, der würde gern das schöne Zimmer des italienischen Gasthauses mit einer schmucklosen kühlen Kammer in einem deutschen Wirthshause vertauschen.

Mittwochs am 14ten Juni war ich schon sehr frühe (geweckt durch die Wärme) im kühlen Gebäu des Domes. Darauf, nach gemeinsam genossenem Frühstück in einem nicht sehr fern von Dante's Stein gelegenen Kaffeehaus, eilten wir zum Besehen einiger Palläste und Kirchen der Stadt, vorzüglich aber, so bald sie geöffnet war, zur berühmten Gallerie der Gemälde und der Antiken. Schon das prächtige, am Arno gelegene Gebäude, welches diese reichen Schatzkammern der Kunst umfaßt, erregt Bewunderung. Seine beiden Flügel bilden eine Straße vom Platz des alten Pallastes gegen den Arno, und es laufen unter ihnen bedeckte Säulenhallen hin. Die Sammlung der Gemälde enthält Meisterwerke der verschiedensten Zeiten und Schulen, und, zusammengenommen mit den Gemälden des Pallastes Pitti, gewähren dieselben einen ziemlich vollständigen Ueberblick über das Feld, das

die Kunst der neueren Zeit bei ihrem höheren Aufschwung durchmessen.

Mit dem kindlichen Geiste des Fra Giovanni da Fiesole haben die Lichter und Erscheinungen einer ewig seeligen, oberen Welt gespielt. Seine Gemälde machen auf das sehende Auge einen ähnlichen Eindruck, als auf das hörende Ohr jene Töne aus einer unsichtbaren Region des Entzückens, welche, wie man sagt, zuweilen an Sterbebetten vernommen werden. Dieser schon im Leben des Leibes seelige Meister ward geboren im Jahr 1387, und starb 1455. Er lebte im Orden der Dominicaner zu Fiesole, dessen Gewand er erst angenommen, als er schon ausgebildeter Künstler war. Man sieht hier in der Gallerie von ihm die Geburt Johannes des Täufers, die Vermählung der heiligen Jungfrau, die Anbetung der Könige, den Tod der Maria und noch andere herrliche Werke.

Den Lehrer des großen Michel Angelo, Dominicus Ghirlandajo (geboren zu Florenz 1451, gest. 1496) lernt man hier aus einem Bild der Jungfrau mit dem Kinde und aus einer Anbetung der Könige kennen. Ein Geist voll Kraft und hohem Adel. Er und Raphaels Lehrer (Perugino) malten zugleich an der Sistina in Rom. Mehr aber noch als in den Gemälden der Gallerie lernt man den D. Ghirlandajo in den Darstellungen aus der Geschichte des h. Franciscus in der Dreieinigkeitskirche verstehen.

Von der Hand des Fra Bartolomeo di S. Marco, auch della Porta genannt, weil er vor seiner Einkleidung in den Orden der Dominicaner bei Verwandten, am Thore S. Pietro Gattolino gewohnt, findet sich hier unter andern eine Darstellung des Jesaias und

Hiob; ausser diesen ein herrlicher Marcus im Pallaste Pitti. Es zeigt sich in diesen Werken jene vollkommne Meisterschaft des Geistes über das Fleisch, welche diesem nicht bloß seine Gestaltung und Schöne gibt, sondern dasselbe auch bewegt nach seinem Wohlgefallen. Jener Ernst leuchtet überall hindurch, welcher diesen Meister stark machte, die Welt und ihre Lust und selbst das hinzugeben, was seiner Seele theurer war als alle Sinnenlust: die Kunst, als in ihm, wie man meint, durch die Predigten des Savanarola *) die Meinung entstanden, dieses Opfer sey ihm nöthig zur Rettung der Seele. Vier Jahre enthielt er sich, obgleich ihn selbst der Prior des Klosters der Kunst wiederzugeben versuchte, alles Malens; bis ihm in seinem Innern wieder die Freiheit zu der Ausübung der geliebten Kunst geworden. Es scheint überhaupt dieser Meister zu dem Gelingen seiner Werke beständig noch eines andern Elementes bedurft zu haben als die bloße Anstrengung des Willens. Die Gemälde, welche er in Rom während des Aufenthaltes bei seinem Freunde Raphael begonnen, wollten nicht gelingen; Raphael mußte sie vollenden. Bartolomeo war geboren im Jahr 1469, und starb 1517. — Von seinem Freunde und Kunstgenossen Mariotto Albertinelli (geb. 1475, gest. 1520) sieht man in der Gallerie die

*) Dieser berühmte Dominicanermönch, dessen Reformationseifer sich nur zu sehr mit dem Politischen vermischte und verunreinigte, hatte beim Carneval 1497 und 1498 auf einem hölzernen Gerüste allerhand Kunstwerke verbrennen lassen, von denen er meinte, sie könnten die Sinnlichkeit aufregen. Selbst Fra Bartolomeo war damals unter denen, welche die Werke ihrer Kunst zu jenem kostbaren Opfer herbeitrugen.

Heimsuchung der Maria. In dem Angesichte der vom Geiste der Weissagung bewegten alten Elisabeth, so wie in dem seeligen Antlitz der vor Allen beglückten Jungfrau liest man den Sinn und Ausdruck der Lobgesänge: „Seelig, o seelig bist du, die du geglaubt hast," und: „Meine Seele lobet den Herrn, mein Geist freuet sich Gottes, meines Heilandes." Ich weilte gern und oft bei diesem Bilde und bedauerte jedesmal, daß sich dieser Albertinelli, wie sein Freund Bartolomeo, wahrscheinlich auch durch Savanarola's eifernde Predigt, von der Ausübung seiner Kunst hinwegschrecken lassen. Albertinelli wählte übrigens nicht den Mönchsstand, sondern wurde ein Wirth, und hatte in seinem geräuschvollen Geschäft die erlangte Kunstfertigkeit nach mehreren Jahren so verloren, daß ihm eine neuversuchte Ausübung derselben nicht mehr gelingen wollte.

Mit einem florentinischen Künstler aus der gleichen Zeit, aber von einem noch kräftigeren Aufschwunge als der des Albertinelli gewesen: mit Andrea del Sarto (eigentlich Vannucchi) wird man am besten hier in seiner Geburtsstadt, in Florenz, bekannt. Dies ist eine innig und fruchtbar liebende Seele, welche in den Werken der Meister, vor denen sie sich demüthig beugte: des Michel Angelo und Leonardo da Vinci, so wie des Fra Bartolomeo, alle die Gaben, welche der Geist Jenen geschenkt, anerkannte und dieselben in der Sprache ihrer Hand wieder zu geben versuchte. Aber jene fremden Gaben wurden in dieser Hand etwas Andres und Neues; das geliehene Pfund trug selber wieder ein andres Pfund Gewinn. Ohne daß diese demüthige Seele es wußte, gab sie das Saatkorn, das sie aufgenommen, öfters mehrfältig wieder, denn es heißt: den Demüthigen ist Gott

hold. Als im Jahr 1529, nach der Einnahme von Florenz durch den Feind, ein Haufe der allzerstörenden Krieger und Landleute schon den Thurm und die Kirche von St. Salvus niedergestürzt hatte, und als nun die rohe Schaar ins Refectorium gedrungen war, wo sich das Abendmahl Christi von der Hand des Andrea del Sarto den Blicken zeigte, da war die Wuth gestillt und gelähmt; keine Hand wollte mehr zerstören, das Kunstwerk redete zum stürmenden Volke die Sprache des Engels, welcher den Verheerungen der Pest Einhalt that bei der Tenne Arafna. Hier in der Gallerie sieht man von jenem Meister mehrere herrliche Werke; im Pallast Pitti unter andern die Abnahme vom Kreuz, in welcher eine Ruhe des Sabbaths von oben, welcher nahe ist, mit kühlender Kraft durch den Schmerz der zum Staube gebornen Menschenseele weht. Das herrliche Kunstwerk desselben Meisters, an der Kirche dell' Annunziata, davon wir später reden werden: die Madonna del Sacco, soll, so sagt man, in dem Sacke, an den sich Joseph lehnt (daher der Name des Bildes) an einen Zug aus der Geschichte des von vielfacher äusserer Noth gedrückten Künstlers erinnern, „denn dieses Meisterwerk habe er um einen Sack voll Kornes gemalt." Ja, dieser Andrea del Sarto (geboren 1488) war eine Frucht, welche, gleich der Feige, nur durch den Stich mancher Schmerzen zur Reife gelangen konnte; was sein ungeschickter Lehrer Barili an ihm niedergetreten und verdorben, das mußte ein demüthig eifriges Studium des Cartons, welchen Leonardo da Vinci und Michel Angelo für den großen Rathssaal in Florenz entwarfen, in ihm wieder aufrichten. Aber mit der innern Kraft und mit dem Lebensalter wuchs die äussere Noth. Franz I. zog im Jahr

1518 den Künstler aus dieser Noth heraus und zu sich nach Frankreich. Jedoch der kunstliebende Monarch hatte vergessen, des Andreas andre Hälfte, das Herz seines Herzens, mit ihm zugleich aus dem italienischen Boden zu heben und nach Frankreich zu verpflanzen. Des Andrea Weib, an welchem seine Seele hieng, war in Florenz geblieben. Als deshalb der gütige Monarch dem Meister Urlaub zum Besuch des Vaterlandes gegeben und zugleich eine Summe in seine Hand gelegt zum Ankauf von Gemälden, da waren die Thränen und das Bitten des Weibes mächtiger und lauter als das dem König gegebne Wort: Andrea konnte nicht wieder von Florenz fort und — was ihm selber dann vielfältigen Schmerz machte — das ihm anvertraute Geld wurde unvermerkt zu einer Decke der Blöße und der Noth und zu einer Erquickung der Seinen. Da malte er nun für den zürnenden Monarchen Mehreres (unter andern die jetzt in Dresden befindliche Opferung des Isaak durch Abraham, welche leichtlich allein mehr werth war, als die ganze ihm anvertraute Summe); der gereizte Edelmuth des Monarchen wollte aber nichts von Ersatz wissen, wenn Andrea sich nicht selber zur Summe stellte. — Dieser treffliche Meister starb an der Pest, welcher er vergeblich am Fuß des Gebirges zu entfliehen gesucht, im Jahr 1530, im 42sten Jahr des Lebens.

Leonardo da Vinci lernt man fast noch mehr in Mailand kennen als in Florenz, darum wollen wir seiner erst bei jener Stadt ausführlich erwähnen.

In seiner ganzen Vielseitigkeit und Fülle von Kraft läßt uns Florenz seinen hochgepriesnen Fürsten der Künstler, den Michel Angelo Buonarotti erscheinen. Wenn wir in der Geschichte der Kunst, wie der Wissen=

schaft das erste Aufkeimen, wie das Fortschreiten zur höchsten Blüthe, alsdann das plötzliche Abnehmen und Verfallen betrachten, müssen wir allerdings einen Theil der Schuld dieses Verfallens dem Menschengeiste selber, und dem Ueberhandnehmen jenes eigenmächtigen und eigenwilligen Principes in ihm zuschreiben, welches in seiner leiblichen Gestalt der Grund des natürlichen Todes ist *). Zugleich aber müssen wir erkennen, daß vor allem ein Strom des oberen geistigen Lebens, der seine Fluth mitten durch den Lauf der Zeiten ergießt, wann und wo er will, jetzt die Blüthe der Kunst aufkeimen machet, und sich entfalten, dann aber, wenn er sich wieder entzeucht, sie welken läßt, ohne daß der beste und angestrengteste Wille des Menschen die scheidende noch zu halten vermöchte. Wenn dann die Stunde des Frühlings und des Aufkeimens gekommen, da läßt jener Geist zumal und an unzähligen Orten zugleich durch die Seelen der Menschen seine Lebenswasser hervorquellen, und da wachen zu derselben Zeit in Deutschland und Italien ganze Schaaren der selberschaffenden Künstler auf. In solcher Zeit geschieht es dann, daß an einigen Orten eine kleine, stille Quelle aus grüner Wiese, an einem andern aber ein ganzer, mächtiger Strom aus dem Felsen entspringt. Ein solcher übergewaltiger Quell, der, gleich jenem von Vauclüse, gleich nach seinem Entspringen, mit der Gewalt der Cataracten über die Bergwände stürzt und die Werke der Menschen bewegt, war Michel Angelo. Nicht so, wie im stillen, ruhig über das Land tretenden Quell der Wiese vermag sich das Angesicht des betrachtenden Menschen, oder das Gestirn und Gewölk

*) M. v. meine Gesch. der Seele. §. 22.

in solchem stürzenden Gewässer zu spiegeln; will jetzt das Auge auf dieser, dann auf der andern Welle ruhen, da entweicht und zerstäubt das krystallne Schifflein alsbald in Tiefen, dahin ein mächtigerer Zug es entreißt als der zum Vergnügen der Menschenseele. Ein solcher Strom nährt allerdings und tränket nicht allein, sondern zerstöret auch; er gleichet in seinem Verlauf jenen Momenten des Ueberwallens der selbstisch thätigen Lebenskraft, mit denen zuerst das Hinabsinken des Lebens zum Tode beginnt *). — Wo begegnete man wohl nicht in Florenz der Macht des Buonarotti. Hier in der Gallerie zeigt sich derselbe in einer heiligen Familie als vollendeter Maler, in der Statue des Bacchus und manchem andren Werke als vollendeter Bildhauer. Dort vor dem alten Pallaste stehet die Statue des David, welche der Meister aus einem, durch des Bildhauers Simons Hand übel zugerichteten Marmorblocke gehauen. Wo man aber durch die Stadt gehet, da stehen Palläste, ja ganze Gassen vor Augen, welche bezeugen, wie groß und ehrenwerth Michel Angelo als Baukünstler gewesen. Dieser Michel Angelo Buonarotti ist im Jahr 1474 unweit Florenz, in dem Schloß von Caprese, geboren, wo sein Vater Befehlshaber war. Sein Lehrer in der Malerkunst war der oben erwähnte Ghirlandajo, in der Bildhauerkunst war es Bertoldo; als väterlicher Freund pflegte und beschützte das jugendliche Talent: Lorenzo von Medicis. Schon im vierzehnten Jahre zeigte sich Buonarotti als Meister der Bildhauerkunst an der Copie eines antiken Satyrkopfes, und bald hernach durch die Statuen zum Grabmahl des heiligen Dominicus in Bologna.

*) M. v. m. Gesch. d. Seele a. a. O.

Ausser der Schule des Ghirlandajo hatten ihn die Studien nach Masaccio's Gemälden, in der Kirche del Carmine, zum Meister der Malerkunst gereift. Dieses zeigte vor allem der leider in den nachmaligen Volksunruhen zerstörte große Carton, welchen Michel Angelo gemeinsam mit Leonardo da Vinci für den Rathhaussaal in Florenz entworfen. Unter Julius dem Zweiten begann Buonarotti in Rom (in der Kirche St. Peters in den Banden) das Grabmahl dieses Papstes, mit der Statue des Moses, dann die Gemälde aus dem alten und neuen Testament, und die Bilder der Propheten und Sybillen in der Sixtinischen Capelle (im Jahr 1512). In einem späteren Alter, wie vor dem Angesicht der Ewigkeit, hat derselbe in dieser Capelle das jüngste Gericht gemalt (von (1534 bis 1541), welchem wir in Rom begegnen werden. Als er im Jahr 1546, nach dem Tode des Antonio da Sangalla, die Leitung des Baues der Peterskirche übernahm, war er zwar schon 72 Jahre alt, aber damals noch so rüstig, daß ein Beobachter jener Zeit (Blaise de Vigenere) erzählt, er habe den Michel Angelo in einer Viertelstunde mehr Marmor abschlagen sehen, als vier Steinmetzen in 3 oder 4 Stunden zu thun pflegten*). Noch im 81sten Jahre zeigte er als Dichter in Dante's Geist, daß er nicht, wie der Verläumder P. Ligorio gesagt, kindisch geworden sey, und dieses Sonnet war das letzte, seiner ziemlich zahlreichen Gedichte. Michel Angelo starb, fast neunzig Jahre alt, im Jahr 1564.

An den Werken des Antonio Allegri, oder Antonio da Correggio, ruht der betrachtende Geist gern und empfängt, wie am Quell im Schatten der Palme,

*) Fiorillo vermuthet, dies könne im Jahr 1550 gewesen seyn

Kräfte des Lebens und Erquickung. Dies ist ein Fremdling aus einer andern Welt, der sich auf kurze Zeit unter die Schaar der Künstler gemischt und das arme Gewand der Erde getragen, dann aber bald wieder verschwunden. In Correggio's Seele hat nicht jenes männliche Walten vorgeherrscht, welches das eigne Selbst suchet und zunächst nur dieses darstellet; sondern jene weibliche Empfänglichkeit, jenes Sehnen, das in dem eignen Seyn die rechte Befriedigung nicht findet, und welches deshalb beständig sich aufmachet, um den Frieden den es suchet in einem höheren, ewigen Seyn zu erfassen. Dies ist die Richtung der strebenden Kraft, welche nicht zum Tode, sondern zum Weiterleben führt; es ist die allgebährende, fruchtbare Nacht, aus welcher alles Seyn und Wesen, das sich in sie versenkt, immer neugestärkt und belebt hervorgeht; denn so lange die Seele in dieser Richtung der demüthigen Hingebung bleibt, so lange wächst sie noch; wenn das entgegengesetzte Walten herrschend wird, dann hört sie auf zu wachsen, und die Zeit des Abnehmens ist da. Darum hat auch nur aus Correggio's Wirken, noch einmal, in späterer Zeit, ein frischer Zweig der Kunst erblühen können. — Es schwebt noch jetzt über der Geschichte des äussern Lebens jenes edlen Geistes ein tiefes Dunkel. Sein Geburtsjahr wird von Einigen auf 1474, von Andern auf 1490 und auf 1494 gesetzt, und die letzte Jahreszahl scheint die richtige. Wir kennen die Geschichte seiner frühern Jahre nicht; nach Orlandi's Zeugniß soll Correggio mit jugendlichem Eifer das Studium der alten Literatur und der Mathematik ergriffen haben, bis der mächtigere Drang ihn zur Kunst gerufen. Wer hier sein Meister gewesen, wissen wir eben so wenig; auf einmal, mitten in einer Umgebung

welche ihm kein großes Vorbild zur Nacheiferung gezeigt, stehet Correggio, wie von Gott gelehrt, als Meister da. Mehrere Werke des Correggio scheint ein Loos des frühen Unterganges getroffen zu haben. Verschwunden ist das Altarblatt der Minoritenkirche im Städtlein Correggio, so wie andre ehehin in derselben Kirche aufgestellte Werke dieses Meisters. Aber seinem fruchtbaren Geiste wurden die Werke geboren wie Thau aus der Morgenröthe, der träufelnd nach allen Orten hin das Erdreich befruchtet. Wer die Nacht dieses Meisters *) gesehen, der konnte erfahren, was in jedem Gebiet des menschlichen Wirkens die Seele, zum Wohle andrer Seelen, vermöge, wenn sie willig und ganz dem wohlthätigen Walten des Geistes aus Gott sich überläßt. — Da ist der Frieden und die Stille eines noch auf Erden den Menschen wieder geschenkten Paradieses. Hier in Florenz siehet man unter andern von Correggio eine Madonna, gebeugt vor dem Kinde, dessen Tag zu sehen die Väter des alten Bundes verlangt hatte; doch lernt man diesen Meister besser aus den Werken in Dresden und in Parma kennen. — Correggio, den, nach einer alten Sage, während seines Pilgerlaufes öfters das wohlthätige Dunkel der äussern Noth umnachtete, starb am 5. März 1534, im vierzigsten Jahre des Alters **).

Domenico Zampieri, genannt Dominichino (geboren fast hundert Jahre später als Correggio, im Jahr

*) In Dresden.

**) Wie Vasari erzählt, an den Folgen der Anstrengung beim Nachhausetragen einer Summe von 60 Scudi, die man dem dürftigen Manne für wohlgeleistete Arbeit in Parma (boshafter Weise) in Kupfergeld gezahlt hatte.

Jahr 1581, zu Bologna, gestorben zu Neapel im Jahr 1641) war in vieler Hinsicht ein Geistesverwandter des Antonio Allegri; in ihm wohnet schon als Jüngling jene Demuth, welche das eigne, mächtige Wachsen in der Kunst, durch das Studium der lebenden Menschenwelt, den Mitschülern verbirgt, und in der Schule des Ludwig Caracci dreimal es ihm verschweigen machet, daß die Arbeit, die den Preis erworben, von ihm sey. In Rom von Lanfranco feindselig verfolgt, und von den Anhängern dieses Feindes aufs bitterste verläumdet, malt er sein hehres Meisterwerk: die Communion des heil. Hieronymus, wovon wir später noch reden werden. Niedergebeugt von vielfältigem andern Neid und auch von häuslichem Leid, endete er das Leben im sechzigsten Jahr des Alters, wie man glaubt am Gift der Feinde.

Aus der alten römischen Schule hat in Florenz Gentile Fabbriano um 1423 ein Werk (in der Sakristei der Dreieinigkeitskirche) hinterlassen, welches in Fiesole's Fülle, doch nicht Tiefe des Gefühles, gemalt ist. Von Pietro Vanucci, genannt Perugino, dem Lehrer des Raphael, siehet man hier eine heilige Jungfrau mit dem Kinde; daneben Johannes den Täufer und St. Sebastian. Es erscheint in den Arbeiten dieses Meisters öfters schon eine Gestaltung, ähnlich jener der Raphael'schen Werke; aber dieser Gestalt fehlen noch bei Perugino die Schwingen, die sie bei Raphael empfängt. Wenn uns die Kunst in Raphaels Werken gleich der Braut im höchsten Schmuck des hochzeitlichen Gewandes erscheint, so gleichet sie dagegen bei Perugino derselben schönen Braut im einfachen Gewand des Hauses, und mit der Miene und Gebärde des täglichen Geschäftes.

Von Raphaels Hand sind hier, ausser einigen Porträts, Johannes der Täufer in der Wüste, und zwei heilige Familien; die letzteren, nach der gewöhnlichen Annahme, aus einer früheren Periode als das erstere Gemälde. Es ist aber in ihnen allen jene Wahrheit des Geistes, vor welcher kein Früher gilt und kein Später, weil sie selber ewig sich gleich ist. In diesen Gemälden der Jungfrau erkennt man das Walten einer Mutterliebe, deren Freude in der Furcht des Herrn ist; und diese heiligen Kinder ahnden selbst in ihren Spielen die Nähe eines unsichtbaren und göttlichen Auges, das liebend auf sie gerichtet ist. Von der hehren Richtung der Kunst in Raphael, und von ihrer Bedeutung für die innere Entwicklungsgeschichte des Sehnens, das den Menschen erst zum Menschen macht, habe ich anderwärts (in meinem Wanderbüchlein) ausführlicher gesprochen.

Johann Bellin (geb. 1422, gest. 1512), einer der Väter der venezianischen Malerschule, hat den Gestalten um seinen todten Christus ein innig tiefes Gefühl der innerlich wahren, wenn auch nicht hoch vollendeten, Menschennatur aufgeprägt.

Von Giorgio Barbarelli, genannt Giorgione (geb. 1477, gest. 1511) findet man in den hiesigen Sälen der venezianischen Schule mehrere Porträts und das Urtheil des Salomons. Es beginnt schon in den Werken dieses Meisters jenes Leben und jene Pracht der Farben der Natur, welche in Tizians Gemälden die höchste Vollendung erreichen, von welcher die Geschichte der Kunst weiß. Giorgione's früh aufblühendes, aber durch eigne Schuld auch frühe hinsterbendes Talent hatte die Eifersucht des Lehrers (des Johann Bellin) so sehr gereizt, daß dieser ihn aus seiner Schule trieb. Bald aber er-

regte den Neid des seiner Meisterschaft so sicher scheinenden Giorgione ein Stärkerer als er war:

Tiziano Vecellio, geboren im kräftigen Land der Gebirge, zu Campo del Cadore, an den Grenzen des Friauls, im Jahr 1477 oder 1480. Tizians Geist nährte sich zuerst am Studium des klassischen Alterthums, bis das überwiegende Talent des Knaben den Vater (Gregorio) bewog, ihn bei Johannes Bellin in die Lehre zu geben. Der Jüngling entwuchs aber dieser Lehre bald und wetteiferte mit Giorgione, welcher sich schon bei der Arbeit der Frescogemälde am deutschen Waarenlager von seinem Mitschüler überwunden sahe. Giorgione hatte die Façade nach dem Kanal, Tizian die andre Seite gemalt; das Volk, welches meinte, auch die letztere sey Giorgione's Werk, lobte ihm vor allem diese, denn hier habe er sich selber und seine frühere Arbeit weit übertroffen. Daher Giorgione's Neid, der nur mit dem Tode endete. Tizian hat in seiner fast hundertjährigen Lebenszeit (denn er starb 1576 an der Pest) eine Fülle von Werken hinterlassen. Ihm ist es vor allen Malern der neueren Zeit gelungen, das Fleisch selber zur athmenden Seele zu erheben, ja er hat, dies zeigt sein Meisterwerk: Christus mit dem Zinsgroschen, in der Dresdner Gallerie, diese lebende Seele auch mit dem Geist zu bekleiden verstanden, der nicht vom Geschlecht der Erde ist. Es zeigen sich von diesem Meister in der Florentiner Gallerie (ausser den Darstellungen der Venus, an denen man das von der Kunst beseelte Menschenfleisch rühmet) mehrere Werke, in denen, so wie in andern Gemälden von ihm, eine bewundernswerthe, treue Abspiegelung der Gestaltungen gefunden wird, welche die ewige Weisheit in der äusseren Natur schaffet. Welche Ehrfurcht ist da,

gegen die eigentliche, wahre Gestaltung jedes Blattes, jeder Blume, wie sie die Natur gab, nicht wie sie etwa sonst die Kunst um des Effectes willen suchet. Auf dem einen der Bilder reichet der kleine Johannes dem Jesuskinde Blumen dar; auf einem andern erscheint die Welt der Engel um die Mutter her; auf einem dritten beschenkt die heilige Katharina das Kind mit einem Granatapfel. Auch ein Schlachtstück, so wie mehrere Porträts, sind von Tizian in der Gallerie zu sehen. — Tizian war mehreremale (1547 und 1550) in Deutschland, namentlich in Augsburg.

Von den andern Malern aus der venezianischen Schule, zum Theil Schülern und Zeitgenossen des Giorgione und Tizian, lernt man hier, wenigstens aus einzelnen Werken noch kennen: Giacomo Palma, genannt der Aeltere (geb. zu Pergamo 1540, gest. zu Venedig 1588); Paris Bordone aus Trevigi (geb. 1500, gest. 1570). Auch von dem Mitbewerber und Nebenbuhler Tizians um die Palme des Ruhmes, von Licinio oder Regillo von Pordenone (geb. 1484, gest. 1540), welcher in gewaltiger und zum Theil wohlgelungener Anstrengung mit Tizians Geist um die Meisterschaft der Farbengebung gerungen *), und von Giacomo Robusti, genannt Tintoretto, weil sein Vater ein Tuchfärber gewesen (geb. 1512, gest. 1594), sind hier Gemälde zu sehen. Und wo sollten von dem zuletzt genann-

*) Pordenone war so begierig darauf, mit Tizian zu wetteifern, daß er immer Gelegenheit suchte, mit diesem an einem und demselben Werke zu mahlen. Er arbeitete hiebei, aus Furcht vor feindseligem Begegnen, umgürtet mit seinem Degen.

ten fruchtbaren Geiste keine Werke seyn, da jenes innere Feuer, mit welchem er Michel Angelo's Kraft und Tizians Leben zu erfassen gestrebt, ihn zu einer fast unglaublichen Schnelle des Arbeitens hinriß. Es hat freilich dieser Sturmwind des innern Bewegens öfters den Wald der Gestalten, welchen Tintoretto schuf, unnatürlich verbogen und selbst zerschmettert.

Der edle Geist des Paul Veronese (m. v. o. S. 175), welcher nicht durch Nachahmung andrer Menschenwerke so groß geworden, sondern welchen ein andrer, höherer Geist gelehrt und genährt hat, wird in den Darstellungen von dem Zeugentod der heiligen Katharina und des Justinus erkannt, so wie in der Verkündigung der Maria; an der Esther, als sie bittend sich dem Ahasveros naht, und an der heiligen Agnes. — Aber auch aus den Zeiten des Versinkens der venezianischen Schule sind hier einzelne Werke: des Versinkens in das manierliche Nachäffen bloß von Menschenart und Werk, in ein Nachäffen, das wie der Tänzer auf dem Seile, durch gewaltsame Kunst in der Höhe, über den Häuptern der fest am Boden stehenden, alten Meister, schweben und glänzen will. Denn dieser Verfall wird schon bei Giacomo Palma dem Jüngeren (geb. 1544, gest. 1628) merklich.

Die Meister der alten deutschen und niederländischen Schule wird man freilich zum Theil aus andern Werken noch höher ehren und mehr begreifen lernen als aus denen, welche die Gallerie zu Florenz in sich faßt; doch erfreut man sich auch hier darüber, daß diese deutsche Art und Kunst so ehrenvoll und herrlich neben der Meisterschaft Italiens sich sehen lassen darf. Eine heilige Jungfrau mit dem Kinde wird dem trefflichen van Eyk

(m. v. S. 226) zugeschrieben. Von dem werthen Meister Lucas Kranach (eigentlich Sunder, gewöhnlich Müller genannt, geb. 1470 zu Kronach, gest. 1552 zu Weimar) werden die Porträts von Luther und seinem frommen Landesherrn, so wie von Katharina von Bora und Melanchthon gesehen. Unter dem Bilde Luthers und des Churfürsten stehen sehr treuherzige, den Reformator preisende Reime.

Von dem Shakspear der Malerkunst, von Hanns Holbein, dessen mächtigen Geist man erst in seinen Holzschnitten z. B. vom Todtentanz recht verstehen lernt, welche Schlotthauers treuer Fleiß unsrer Zeit wieder geschenkt hat, findet man hier unter mehreren Porträts auch jenes des Thomas Morus; des Mannes, der für Holbeins innres Leben so hoch gesegnet war. Denn was in Basel weder Amerbachs noch Erasmus Lehren und Warnungen gegen Holbeins Hang zum fröhlichen Rausche der Trinkgelage vermocht hatten, das gelang an ihm dem Thomas Morus und seinen Freunden, in deren nahem und täglichem Umgange der treffliche Künstler einige Jahre lebte. Hanns Holbein war zu Augsburg im Jahr 1495 geboren, darauf mit seinem Vater nach Basel gezogen, wo damals sein großes Talent nur von Wenigen erkannt wurde. In seinem 31sten Jahre (1526) gieng er, von Erasmus und andern Freunden dahin empfohlen, nach England, zu Thomas Morus, in dessen Hause er etliche Jahre im Stillen lebte und arbeitete, bis Morus den Künstler sammt seinen Werken dem Könige, Heinrich VIII, zur weiteren Fürsorge übergab. So ward Holbein, wie späterhin der Shakspeare der Tonkunst: Händel, Englands hochgefeierter Künstler. Es ist in diesem Meister (dies bezeugen sein schon erwähnter Todten-

tanz und seine Holzschnitte zu Erasmus Encomium Moriae) bei der Kraft des tiefen Ernstes zugleich die Freiheit der treffendsten Ironie und des bedeutungsvollen Scherzes. Holbein starb zu London an der Pest im J. 1554. —

Von Lucas von Leyden (geb. 1494, gest. 1533) ist ein Christus, gekrönt mit Dornen; von Albrecht Dürer*), eine Beschneidung Christi und ein Jacobus, der Apostel. Mehrere treffliche Gemälde bezeugen die große Kraft und die hehre Richtung, welche in Peter Paul Rubens, dem Fürsten der niederländischen Maler war. Durch diesen Meister bewies unter andern die Kunst, daß der Geist von oben, der auch in ihr waltet, jede Art der Leiblichkeit, selbst die scheinbar schwerste, nach seinem Wohlgefallen erziehen und zu seinem Tempel zu gestalten vermöge. Der wahre Künstler, wie der Lehrer des Wortes, ist zunächst dazu berufen, die ihm zugehörige und nahe stehende Leiblichkeit: „sein eigenes Volk" zur Gleichheit eines unsichtbaren und göttlichen Ebenbildes zu erziehen, nicht aber dasselbe in die Aehnlichkeit eines fremden, sichtbaren Abbildes, sey dies äusserlich auch noch so wohlgefällig, zu verstellen. Auch im Pallaste Pitti finden sich Werke von Rubens fruchtbarer Meisterhand, unter andern eine heilige Familie und ein schönes Gemälde, auf welchem der Maler sich selber und seinen Bruder, so wie seinen Freund Hugo Grotius und den berühmten Justus Lipsius darstellte. Rubens war zu Cölln, dahin sein Vater aus Antwerpen gezogen, im

*) Ueber diesen Meister und seine merkwürdige Zeit sprach ich ausführlicher in meinem Wanderbüchlein, so wie in meinem Peurbach und Regiomontan.

J. 1577 geboren, und hatte seine erste Geistesbildung durch das Studium der alten Klassiker empfangen. Es scheint, daß die sonderbare Verfügung seiner Mutter, nach welcher er eine Zeit lang als Page bei der Gräfin von Lalaing diente, nicht ohne Einfluß war, auf die Entwicklung seiner Neigung zur Kunst. In Italien bildete er sich am meisten nach Tizian und Correggio. Jenes wohlbehagliche äußere Leben, in der Fülle der Güter und der Ehre, bei welchem jedoch der Geist mit ganzem Ernste strebt, sich unbefleckt und innerlich wach zu erhalten, jenes gemüthliche, leibliche Wohlseyn, das sich in Rubens Werken abspiegelt, waltete auch in seinem, zum Theil von eigner Hand prächtig ausgezierten Hause und in seinem Umgange. Er starb im Jahr 1640. — Paul Rembrandt van Rhyn, Sohn eines Müllers bei Leyden, (geb. 1606, gest. 1674) scheint das natürliche Bedürfniß und Vorrecht des Menschengeistes, die sichtbare Leiblichkeit zu sich zu ziehen und sie zu vergeistigen, nicht gefühlt oder ihm keine Herrschaft über sich gestattet zu haben. Wie ein tief ermüdeter Mann im Augenblick des Einschlafens die Gestalten der Umhersitzenden bei nächtlicher Lampe sieht und ihre Stimme hört, ohne selber noch zu ihnen sprechen zu mögen, so überläßt sich, in solchen Werken, die Kunst ganz den mit ihr spielenden Eindrücken der Außenwelt, und der Geist ruhet zuweilen willig bei einem solchen stillen Herde aus. Rembrandt malte so gern solche Gesichter, in denen sich die Liebe zum Erwerb und Besitz des glänzenden Staubes ausspricht, weil dies das Angesicht seines eignen Wesens war. Dieser Meister schämte sich seines Geizes, der die Haupttriebfeder seiner künstlerischen Wirksamkeit gewesen, selbst vor seinen Schülern nicht mehr, welche ihn

oft durch gemaltes Geld täuschten. Eine solche Art der Nachahmung der Natur erinnert zuletzt doch an das schön bemalte Papiergewand, worin Mabuse (geboren 1500, gest. 1562), vor Kaiser Karl V. erschien, als er das weiß damastene Kleid, das ihm sein Gönner, der Markgraf van Veere, zu solchem Zwecke geschenkt, im Weinhause verkauft hatte.

Der kräftige, später aufblühende Zweig der Kunst, jener der Landschaftsmalerei, gab durch Claude Lorrain oder Gelee, geboren bei Toul in Lothringen im Jahr 1600, gestorben 1682, der hiesigen Gemäldesammlung einige seiner besseren Früchte. Es wird in diesen Landschaften öfters die innre Geschichte des frühe verwaisten und vereinsamten, zum Beruf eines Pasteten-Bäckers bestimmten Meisters erkannt; der in der stillen Natur und in seinem Lieblingsdichter, dem Tasso, sich selber und seine Bestimmung finden und verstehen lernte. — Auch von Salvator Rosa, geb. 1615 zu Renellat, gest. 1673, sind einige treffliche Werke hier.

In den Sälen der Statuen begegnet man zuerst vielen Bildnissen der alten Kaiser und Kaiserinnen. Man gehet weiter und gelangt in jenen Saal, welcher einige der herrlichsten Meisterwerke der alten Kunst in sich faßt: die weltberühmte mediceische Venus, einen Apoll, die Statue des Schleifers, die beiden Ringer und den tanzenden Faun. Da schläft Ariadne, und dort, aus schwarzem Marmor gebildet, ein Morpheus. Hercules bekämpft den Centaur Nessus. Ueber das Angesicht des großen Alexanders ergießt sich der Schmerz des nahenden Todes. In einem andern Saale erblickt man Niobe unter den sterbenden oder von der Angst des unvermeidlichen Todes ergriffenen Kindern. Noch sieht man in

diesen Sälen den Bacchus mit dem Faun, Endymion, Pomona, Amor und Psyche, und sonst noch viel des oft Beschriebnen und von den kunstliebenden Reisenden Erwähnten. Unter den Werken der neueren Bildhauerkunst zeigt sich ein Bacchus von Michel Angelo's Meisterhand, und die berühmte Copie des Laocoon von Bandinelli. — Auch eine sehenswerthe Sammlung alter Münzen ist im Local der Gallerie enthalten.

Nach so langem Stehen und Sehen, Bewundern und Staunen, thun die Ruhe und die Erquickung des Mittagsmahles ganz besonders wohl, und die Speisen und der Wein stärken und erfreuen mit doppelter Kraft, wenn man dabei das Glück hat, sie in solcher guter Gesellschaft wackrer Landsleute aus allen Gegenden von Deutschland zu genießen, wie es uns hier begegnete. Da waren Künstler und Gelehrte, unter andern auch ein wohlunterrichteter, wackrer Offizier aus Oesterreich mit seiner Gemahlin, welche eben aus Neapel zurückkehrten nach Deutschland.

Am Nachmittag besahen wir die St. Marcuskirche und das Kloster der Dominicaner, und in beiden die Gemälde des Fra Bartolomeo della Porta, so wie in der Kapelle des h. Antonius die Statue dieses Heiligen von Giacomo da Bologna. In dieser Kirche sieht man das Begräbniß des berühmten Picus della Mirandola, so wie jenes des Poliziano; in dem Kloster hat Savanarola gelebt. — Außen an der Kirche dell Annunziata erfreut man sich an dem herrlichen Frescogemälde des Andrea dell Sarto, welches, wie schon oben erwähnt, eine heilige Familie darstellt, und, weil Joseph sich an einen Sack lehnt, unter dem Namen der Madonna del Sacco bekannt ist. — In die Kirche des heiligen Lau-

rentius, welche auch von dem S. 217 genannten Brunelleschi erbaut ist, führte uns ein junger Künstler und verschaffte uns dadurch einen sehr großen Genuß. Denn nicht der kostbare Hochaltar von Marmor, auch nicht die Arbeiten in Bronze von Donatello, oder die alte kunstreiche Sakristei von Brunelleschi, sind es, welche der Kirche die Macht geben, sich auf eine so unvertilgbare Art der Erinnerung zu bemeistern, sondern vorzüglich in dem Werk des großen Michel Angelo, das hier sich zeigt, ist diese Macht begründet. Die sogenannte neue Sakristei bezeuget, nicht blos was die edle Form und die architectonischen Verzierungen betrifft, die gedankenvolle Tiefe jenes gewaltigen Geistes, sondern mehr noch und tiefer thun es die beiden Gräber: darstellend den Morgen und den Abend, den Tag und die Nacht. Michel Angelo hat diese Bildwerke, wie er dies auch bei manchen andern gethan, nicht ganz vollendet; als hätte er hiermit bekannt, daß es der höher strebenden, ernsteren Kunst mehr anläge, vor allem nur mit Geistesgewalt den Gedanken an ein Ewiges zu erzeugen, als das nach sinnlicher Vollendung fragende Auge zu vergnügen. In einigen, Großes schaffenden Seelen ist jene männliche Kraft, welche das Leben weckt, so vorwaltend, daß sie jene andre, weibliche, die das Geweckte mit der äußren Form bekleidet, wenigstens auf einzelne Momente ganz verschlingt und zurückedrängt. Die (noch immer unvollendete) Kapelle dieser Kirche, mit sechs großen Särgen von Sienit und Granit und den bronzenen Statuen der Mediceer (zum Theil aus Giovanni di Bologna Hand) ist auch nach Zeichnungen von Michel Angelo erbaut. Sie ist ein Achteck, vielfach verziert mit architectonischen Edelgesteinen, wie Jaspis, Lapis Lazuli, Chalcedon, u. s. w. —

Eben bei dieser Kirche ist denn auch jene berühmte Bibliothek, deren Bücher und kostbare Manuscripte mit Ketten an den Tisch geschlossen sind. In ihr wird ein Exemplar der Pandecten, aus der Zeit des Kaisers Justinian, ein Virgil aus dem fünften, eine lateinische Bibel aus dem sechsten Jahrhundert, aufbewahrt.

Die heilige Geist-Kirche, mit ihren korinthischen Säulen und dem von Michelozzi erbauten Hochaltar, enthält mehrere Gemälde aus der älteren Zeit der italienischen Kunst. Das Gebäude selber ist Brunelleschi's Werk. — In der großen Kirche zum heiligen Kreuz sieht man die Grabmahle mehrerer Bürger dieser Stadt, die in ihrer Kunst oder Wissenschaft Könige und Herrscher waren. So jenes des Michel Angelo, des Galileo, des Macchiavell, des Leonardo Bruni Aretino, das des Vittorio Alfieri, und des naturkundigen Micheli. Ausser den Grabmählern findet man hier auch Kunstwerke von Giotto, Vasari, Donatello u. A. Bei dem Betrachten des Crucifixes des zuletzt erwähnten trefflichen Meisters, des Donatello (geb. 1381, gest. 1466), eines Zeitgenossen und Freundes des oben erwähnten Brunelleschi, fiel mir oft die Anecdote ein, welche Vasari bei Gelegenheit dieses Kunstwerkes von beiden erzählt. Brunelleschi hatte an diesem Crucifix seines Freundes getadelt: daß der Körper des Christus etwas zu „bäuerisch" ausgefallen sey. Dieser Tadel verdroß den guten Donatello nicht wenig. „Brunelleschi möge sich über Werke der Baukunst ein Urtheil anmaßen, denn da gebühre es ihm als Meister der Kunst ohne Widerrede; was aber die Werke der Bildhauerei beträfe, da möge er sich des Urtheilens und Tadelns enthalten, bis er selber versucht habe, einen Christus am Kreuz darzustellen." Brunelleschi schwieg, denn

er erkannte die Wahrheit der Worte an. Die Freunde sahen sich jetzt eine Zeit lang nur selten und wenig. Nicht weil der eine den andern um des etwa noch schmerzenden Wortes willen vermieden hätte, sondern weil dem Brunelleschi ein andres, dringenderes Bedürfniß anlag als jenes, den Freund zu sehen und zu sprechen. Denn in den Feierstunden, die er sonst dem geselligen Vergnügen gegönnt, arbeitete er jetzt selber an dem Bild eines Christus am Kreuz, und versteckte jedesmal, wenn er aufhörte zu arbeiten, das Werk unter dem Ausraum der Werkstätte. Endlich ist die Arbeit fertig; der Meister stellt das Crucifix im Vorplatz vor dem Zimmer auf. Er geht jetzt und sucht den Freund Donatello. Wir waren so lange, sagt er, nicht mehr fröhlich zusammen, so kommt denn heute einmal zu mir, mit mir das Frühbrod zu essen und ein Glas guten Weines zu trinken. Donatello ist bereit, und die beiden gehen zusammen. Unterwegs kauft noch Brunelleschi einiges des Gebackenen, frische Trauben und Käse zum Mahle, und faßt dies alles in den ledernen Schurz. Vor dem Hause jedoch bittet er den Freund: er möge die Sachen ein wenig in seine Schürze nehmen und indeß vorausgehen, während er selber noch einigen Wein besorgen wolle. Donatello gehet also mit dem belasteten Schurze voraus. Da er aber nun das neue Werk des Freundes, diesen Christus am Kreuz, erblickt, ergreift ihn solche Verwunderung, daß ihm die Hände sinken und die Last der Eßwaaren zum Boden fällt. Da kommt Brunelleschi und findet den Freund noch staunend vor der Arbeit stehen; zu seinen Füssen das Gebackene, die Trümmer des Käses und die Trauben. Ei mein Freund, ruft er aus, was wollen wir nun essen? — „Ich, meines Theiles, sagt Do-

natello, bin schon satt. — Euch ist es gegeben, einen wahren Christus am Kreuz darzustellen; uns ist es gegeben, Leiber der Bauern ans Kreuz zu heften."

Die Kirche St. Maria Novella, mit ihren vielen Glasmalereien, wird für eine der schönsten in Italien gehalten. Michel Angelo nannte sie „die Braut." Jede Capelle derselben enthält Gemälde von guter Hand.

Aber jetzt war es auch Zeit, aus den Gebäuden, von denen wir ja mehrere an den späteren Tagen noch wieder sahen, hinauszutreten ins Freie. Wie war heute ein so munteres Leben am Domplatz, da die Handelsleute vom sechsten Range ihre Kattun- und Leinwandstücke, so lang sie waren, auf dem Boden ausbreiteten, als wollten sie die Käufer durch die Länge anlocken! Wie war auf den schön gepflasterten Kai's am Arno hinauf und auf den vier Brücken, welche über den Fluß führen, ein so buntes Gedränge! Wenn man solche Volkshaufen betrachtet, die sich freilich um diese Zeit nach einzelnen Punkten hin concentriren, da erkennt man wohl, daß man sich in einer Stadt befinde, welche noch immer gegen 80000 Einwohner in sich fasset (einst war sie eine der bevölkertsten im damaligen Europa); und wenn man das Oval, das die Stadt bildet, so der Länge und der Quere nach, wie wir es thaten, durchzieht, da wird man wohl inne, daß der Umfang sechs italienische Meilen betragen müsse, obgleich es sich auf diesem bequemen, breiten Steinpflaster so leicht einhergeht. Ueberaus lieblich klang unsrem Ohre das Italienische, das hier selbst das Volk spricht und singt; unsrem Auge gefiel der Anstand und die Bescheidenheit der Sitten, welche eben dieses Volk mit seiner großen Munterkeit so gut zu verbinden weiß. Da ist nichts Verziertes und Verdrucktes

zu bemerken; es ist eine schöne, reiche Natur, die sich so geben darf wie sie ist, weil sie sich ihres Wesens nicht zu schämen hat. — Die Hausfrau kaufte heute Abends dem muntern Volke zwei Strohhüte ab, einen kleinen und einen großen.

Am dritten Vormittag besahen wir das hiesige, reiche und vortrefflich angeordnete naturhistorische Museum, mit den berühmten anatomischen Wachspräparaten. Die Sammlung der Fische interessirte mich für jetzt am meisten: sie umfaßt sowohl getrocknete und ausgestopfte als in Weingeist verwahrte; und sehr häufig ist eine und dieselbe Art in beiden Formen der Aufbewahrung zu sehen. Man darf nicht versäumen, sich das große Zimmer im untern Stockwerk, das vorzüglich mehrere ausgestopfte Fische von größerem Umfang enthält, zeigen zu lassen.— Ein Seitenzimmer, oben bei den Sälen des zoologischen Museums und der Wachspräparate, bildet die Schauder der Gruft und die Gräuel der Verwesung mit einer furchtbaren Treue nach. Man sieht die der Pest Erlegenen: hier die vor Kurzem Gestorbenen; dort die Leichname, auf deren Leib die angehende Verwesung sich schon niedergelassen, dann aber andere, an denen sie schon im Gefolge der Würmer naget und frißt, oder die sie bereits bis zum Knochen hinab verzehrte. — Die Mineralien-Sammlung enthält viele sehr kostbare Stücke.

Der Anblick des Marienhospitals und seiner innern Einrichtung, eben so wie jener der Versorgungsanstalt für arme verlassene Kinder, erregt hier, wie in vielen Städten Italiens, ein wohlthätiges Heimathsgefühl der höheren Art. Ja, man fühlt es, daß da noch jene Gotteskraft des Christenthums wohne, welche die Brüder sich unter einander lieben lehret, und des Verlaßnen sich er-

barmen. Noch besteht jene wohlthätige Gesellschaft (società della misericordia), von welcher der edle Graf Stolberg in seiner Reise erzählet; jene Gesellschaft, welche Mitglieder aus allen Ständen umfaßt, die sichs zur Pflicht machen, jeder verborgnen Noth, jedem plötzlichen Unglück nachzuforschen und ihm mit aller Kraft abzuhelfen. Wo es nöthig ist, werden die Kranken auch in den Häusern aufgesucht und verpflegt. Das Unglück und die Noth gibt Jedem, sey er wer er wolle, ein sicheres Recht auf die Hülfe dieser Gesellschaft. Oefters verbergen die Freunde in der Noth nicht bloß ihre Wohlthaten, sondern, wo sie selber, auch zum niedrigsten Dienste, Hand anlegen, ihr Angesicht und die äußern Abzeichen des Standes unter einer Maske, damit der Arme von der Anwesenheit des Hochansehnlichen nicht beschämt werde, und damit die Wohlthat ihren Lohn, durch Menschenlob, nicht vor der Zeit dahin nehme. Der ausländische Geist der Flachheit, der in Italien auf so Manches mit hochmüthiger Verachtung herabsieht, gehe doch zuvor hin und bringe dieselben Früchte des guten Baumes: „er gehe hin und thue desgleichen."

Der botanische Garten ist, unter diesem ohnehin so günstigen Himmel, noch überdieß sehr günstig an einem Abhang angelegt, und das kräftige Gedeihen so vieler Pflanzen der heißen Länder im Freien zeigt, mit welcher Macht auf einige Theile dieses Abhanges die Sonne wirke. Einen so großen **Cyperus Papyrus** als hier, hatte ich noch nie gesehen.

Ein öffentlicher Garten, genannt **di Boboli**, hat herrliche, dichtschattige Gänge, und behält sein üppiges Grün das ganze Jahr hindurch, da es ihm die immer grünenden Eichen, der Lorbeer- und Erdbeerbaum, der

Bastard-

Bastard-Lorbeerbaum (Viburnum Tinus) und die Cypresse gewähren. Statuen und Springbrunnen, so wie ein Muscheltrog von ägyptischem Syenit, welcher 36 Fuß im Umfang hat, dienen ihm zur Zierde.

Der nahe bei diesem Garten gelegene Pallast Pitti, oder der neue, großherzogliche Pallast, ist nach einer Zeichnung von Brunelleschi gebaut. Im Vorhof steht ein Herkules, den man für das Werk des Lysippos hält. Unter den herrlichen Gemälden, welche dieser Pallast enthält, sind ausser der vielgepriesenen Madonna della sedia noch mehrere andre Werke von Raphael zu sehen. So einige heilige Familien und Porträts, unter den erstern eine in der frühesten Manier des Meisters; eine andre in der späteren, vollendetsten. Ein heiliger Sebastian von Andrea del Sarto, dann ein Christus und eine Madonna von Carlo Dolce, so wie mehrere treffliche Gemälde von Rubens, erfreuen das Auge und erheben den innren Sinn. — Die Palläste Riccardi, Strozzi, Corsini, Capponi, Orlandini, und noch eine Menge anderer, enthalten ebenfalls viel Sehenswerthes. Ein Theil dieser Palläste zeugt für die Meisterschaft des großen Mannes, nach dessen Zeichnung und unter dessen Leitung sie erbaut wurden: des Michel Angelo. Gleich alten Burgen, erinnernd an die Zeiten der Kriege und Kämpfe, selbst in den Mauern der Stadt, haben viele dieser Palläste Zinnen und Thürme. Sehenswerth ist auch noch der Centaur von Giovanni Bologna am Fuße vom Ponte vecchio, und vielleicht so manches andere von uns zu wenig beachtete Werk der Kunst in den geschmackvollen Gebäuden und auf den freien Plätzen. Zählt man doch hier 150 öffentliche Bild- und Denksäulen, zwei Obelisken (auf dem Platze St. Maria), bekannt durch die jähr-

lichen Wettrennen, welche hier gehalten werden. Wem dann eine längere Zeit des Verweilens in Florenz gestattet ist, als uns, der wird sich auch noch mehr an dem Anblick der schönen Umgegend, an der Betrachtung der Villen ergötzen können als wir, namentlich der Villa del Poggio Imperiale, welche unter andern alten Statuen ein Meisterwerk des Michel Angelo: den Adonis, enthält. Diese Villa liegt nahe am römischen Thor, wurde aber von uns nur im Vorübergehen gesehen.

Es war mir sehr wohl geworden in dieser Vaterstadt eines Dante und Amerigo Vespucci, eines Bocaccio und Macchiavelli, Michel Angelo und Brunelleschi. Noch einmal saß ich am letzten Morgen auf der steinernen Bank des Dante. Ich dachte der ernsten Zeit der Kämpfe und der Todesgefahren, in welchen Dante und die gleichzeitigen Genossen der Gesinnung, so wie der innern Kraft, ihre Aussaat gestreut für die Ernte der Zukunft. Die Tage jener kämpfenden und im Schweiß des Angesichts arbeitenden Männer sind schneller gewesen denn ein Läufer; sie sind geflohen und haben nichts Gutes erlebt. Sie sind vergangen wie die starken Schiffe, wie ein Adler flieget zur Speise. Dagegen ist das Gewächs, das aus der Aussaat ihrer Mühe entstanden, gleich dem Baume des Lorbeers, ein ewig grünendes; seine Früchte sind ohne Aufhören in den Zweigen. Denn diese Männer haben aus der Tiefe eines Bornes geschöpft, dessen Wasser voll lebendiger Kraft ist; sie haben aus ihm geschöpft, weil in ihrem Geist jene Kraft war, die allein in die Tiefe dringt: Demuth, welche von einem Göttlichen weiß, das in armer Gestalt dem Menschlichen sich genaht.

10.

Reise von Florenz nach Rom.

Freitags, den 16ten Juni, am Mittag, saßen wir im Wagen unsers von hier aus bis Rom gedingten Vetturino's, eines, in seiner Art und seinem Stande, stolzen Römers der heutigen Zeit. Wir hatten einen schriftlichen Contract aufsetzen lassen, welchen ich und der Vetturino unterzeichneten. Er sagte großmüthig: „Bei einem römischen Vetturino ist solche Vorsicht nicht nöthig;" und wenn alle so sind, wie er gegen uns war, dann hatte er allerdings recht.

Der Weg von Florenz gegen Siena hinaus, gehet zuerst über die von Oelbäumen und dann mit dem uralt einheimischen Gebüsch des Südens überwachsenen Hügel und Höhen des grauen Kalkgebirges, das nach andern Richtungen hin an Glimmerschiefer sich anlehnt. In Casciano wollte durchaus unser Vetturino (was ihm nicht gebührte, da wir bloß Abendessen und Nachtlager frei von ihm ausbedungen hatten) auch den Wein und das Brod für uns bezahlen, „denn es sey die Weise der Römer, für ihre Gäste zu sorgen." An beiden Ufern des Greveflusses zeigt sich Thonschiefer. Auch auf ihm gedeiht die Fülle der Oelbäume und des Weines. Dann folgt der Sandstein dieser Gegenden, reich an Versteinerungen, vornehmlich aus der Familie der austernartigen Muscheln, und Mergellager über und unter Kalk.

Wir kamen bei anbrechendem Abend nach Poggibonzi, einem sehr gewerblustigen, gutbevölkerten Städtlein, das am Abhange eines fruchtbaren Hügels liegt. Der helle Mondschein hatte die arbeitsmüden und doch noch muntern Bewohner des Städtleins heraus ins Freie, unter andern auch auf die Straße vor unserm Wirthshause (der Post) gelockt. Wir hörten und sahen, bis wir uns schlafen legten, Gesänge und das Auf- und Niederschreiten der Menge. Unser Vetturino war unerschöpflich in den Regungen seiner großmüthigen Gastfreundschaft. So gut und reichlich sind wir von keinem andern Vetturino in Italien bewirthet worden, als, großentheils auf der Fahrt von Florenz nach Rom, von diesem römischen Fuhrmann.

Sonnabends, den 17ten Juni, kamen wir zuerst durch die reich bewachsenen Hügel des merglichen, zum Theil an Versteinerungen sehr reichhaltigen Sandsteines dieser Gegend. Auch hier gleicht die Umgebung des Weges einem immer grünenden Garten; denn die größte Zahl der Bäume und Gebüsche, welche zu beiden Seiten der Straße stehen, verliert die Bekleidung des Laubes auch im Winter nicht. Zur Linken siehet man das hügliche Land von Chianti, welches durch seine trefflichen Weine berühmt ist. Der Weg ziehet sich nun weiter hinan, durch die fast säulenartigen Hügel des Sandsteines, welche (man glaubt Menschengebäude vor sich zu sehen) dem Vorgefühle gleichen, das die Seele im Traume der Morgenstunden von den Arbeiten des Tages hat. Da ist denn das schöne hochgelegne Siena, mit der weiten Aussicht nach den Höhen und Tiefen des umgebenden Landes. Michel Angelo hat die Kirche Maria Novella in Florenz die Braut unter den italienischen Kirchen genannt; dürfte

ich durchreisender Fremdling über die Städte Italiens urtheilen, so möchte ich Siena die lieblich träumende Braut unter allen diesen Städten nennen. Da ist das wahrhaft hehre, marmorne Gebäu des alten Doms (vollendet 1333). In ihm will selbst der Fußboden das Wort nachsprechen, das nie vergehet; seine Mosaik-Gebilde stellen Scenen aus der Geschichte der heiligen Bücher dar. Die achteckige Kanzel von weißem Marmor haben die Meister Nicola und Giovanni von Pisa mit Werken der künstl.chen Hand geziert. In der einen Kapelle sieht man Bildnisse von weißem Marmor, gefertigt von Bernini, welche die Maria Magdalena und den heiligen Hieronymus darstellen. In einem Nebengebäu der Kirche werden mehrere mit Bildern ausgeschmückte Folianten verwahrt, welche in alter Notenschrift (vielleicht sehr bedeutungsvolle) Kirchengesänge enthalten. Vor allem aber sieht man hier die Frescogemälde des Pinturicchio, denen Raphael „die jugendlichen Träume der Braut" mit damals schon kräftigem Pinsel eingehaucht. — Ein Werk der alten Bildhauerkunst, die Grazien vorstellend, aus weißem Marmor, wird auch in diesem Seitengebäude des Doms gefunden. Ueberdieß enthält der alte herrliche Dom noch Werke von Michel Angelo, Donatello, und Gemälde von Perugino. — Das schöne Siena war einst von 100,000, nun kaum von 20,000 Menschen bewohnt. Der Thurm del Mangia steigt schlank und hoch empor. Dem großen Marktplatz hat die Kunst die Gestalt einer Muschel (nach unten tiefer, nach oben höher) gegeben, um das anscheinende Mißverhältniß, welches die Unebenheit des Bodens begründete, in ein harmonisch schönes Ebenmaß aufzulösen. Auch die Kirche der Augustiner ist sehr beachtenswerth, sowohl wegen der Bauar-

des Ganzen, als wegen der Gemälde von Perugino und Carlo Maratti, welche sie enthält.

Hehr und mächtig ist die Aussicht, welche man aussen vor der Stadt, auf dem Sandsteinhügel hat. Unübersehbar weit breitet sich die grünende Ebene, mit ihrem Wiesengrunde nach dem Meere hin aus, dazwischen aber erheben sich wie Wogen eines großen Meeres, die reichbewachsenen Hügel und Berge. Die Straße gehet, so wie sie am Abhang bei Siena hinabgekommen, durch eine fruchtbare Ebene, welche sich sanft gegen den Ombronefluß neiget. St. Quirico, welches der Vetturino zum Nachtlager erwählt hatte, liegt auf einer Anhöhe, welche wir zu Fuß hinangiengen. Die Sonne neigte sich zum Untergange, als wir zum Thor des Städtleins eintraten. Unser Römer erschien auch hier im Wirthshaus, wie Oberherr und Besitzer. Er herrschte und bestellte zum Abendessen für sich und seine Gäste, was seinem Herzen wohlgefiel und gebot Eile. Das scheint aber bei dem eilenden Volk der italienischen Köche fast ein überflüssiges Gebot, denn solche Fertigkeit im schnellen Zubereiten der Speisen wird wohl in wenig andern Gegenden gesehen. Die armen Hühner schliefen noch eben so ruhig auf ihrer Stange und in nicht viel länger als einer halben Stunde war schon das erste (gekochte) Gericht aus ihnen bereitet und vor die Gäste hingestellt, bald hernach dann auch das zweite (gebratene). In St. Quirico kosteten wir denn auch den hier in der Nachbarschaft wachsenden berühmten Monte Pulciano Wein.

Sonntags den 18ten Juni gieng ich, in Begleitung unsrer beiden fleißigen Pflanzensammler zu Fuße dem Wagen voraus, der heute etwas später ausfuhr als gestern. Die Sonne war eben im Aufgehen über dem grü-

nenden Lande und ein erfrischender Wind wehete vom Gebirge. Der Boden, auf dem man hinter St. Quirico gehet, ist ein weicher, merglicher Kalkstein mit sehr vielen Seethier-Ueberresten, unter denen sich namentlich häufige Echiniten zeigen. Etwas weiter hin wird die Gegend für die Gebirgskunde noch interessanter, denn hier sind die Berge zu sehen, aus denen die warmen, schwefelhaltigen Quellen von St. Filippo und jene von Vignone entspringen. Uns brachte dieser Morgen namentlich eine große Ausbeute für unsre Insecten-Sammlung, und auf den öden Hügeln des bläulichen und grünlichen Mergels, zu deren Höhe die Straße hinansteigt, fanden wir, unter den Käfern des wärmeren Landstriches, unsren abentheuerlich gebildeten Scarabaeus typhoeus (Fabr.) so häufig, als in den Küstengegenden der Ostsee. Radicofani, das wir vor Mittag erreichten, liegt auf einem ziemlich hohen Berge, dessen Gipfel ein alter, erloschner Vulcan ist. Aussen vor dem Städtlein gehet die Straße ganz nahe bei einer kesselartigen Eintiefung vorbei, um welche mächtige Steine zu einem ringförmigen Walle aufgehäuft liegen. Dies scheinen Auswürfe eines vulcanischen Kraters, welcher einst in jener Kesseltiefe sich öffnete. Das alte Schloß und ein Theil des Städtleins sind auf Lava erbaut, welche zum Theil porös und schaumartig, zum Theil dicht ist; dazwischen siehet man säulenförmigen Basalt. Nicht selten zeigt sich in der dichten Lava, wie in dem Basalte ein hyalithartiges Gestein. In einem Gewölbe des Schlosses ist ein reicher Quell von reinem, frischen Wasser, welches aus einer der obersten Oeffnungen der alten vulcanischen Tiefe hervordringt. Sie mag aus denselben, emporsteigenden Dämpfen gebildet seyn, welche

die benachbarten heißen Quellen von St. Filippo erzeugen.

Wir hatten nur einen Führer nach dem alten Schlosse begehrt, es schloß sich aber gleich Anfangs diesem einen Führer ein zweiter an und die Menge der andren kam noch nach und „wollte eine kleine Vergütung für die Mühe dieses Nachkommens" haben. Das Städtlein selber sieht aber auch wirklich so aus, als wenn in ihm viele arme Leute wohnten. Desto stattlicher ist der ausser der Stadt, an der Straße gelegene Gasthof und herrlich die Aussicht, von dem Abhang des Berges hinabwärts.

Bei Pontecentino ist die römische Gränze und das dortige Zollamt erreicht, welches die Reisenden durch seine Untersuchungen nicht lange aufhält. Hier zeigte sich in Menge die herrliche Orchis anthropophora am Wege. Die Straße begiebt sich vor Acquapendente in den kühlenden Schatten der dichten Eichen und Kastanienwälder. Näher der Stadt erscheinen Lavafelsen, deren graues Gestein ganz erfüllt ist von Leuzitkrystallen. Wasserfälle rauschen vom Abhang herunter, welche dem Städtlein seinen Namen gegeben. Es war noch in einer ziemlich zeitigen Nachmittagsstunde, als wir nach Acquapendente kamen, wo sich ein Theil der Bewohner, auf dem Marktplatz am Steigen eines Luftballons vergnügte. Unser Vetturin sorgte bald dafür, daß wir aus der Unterstube des Wirthshauses, die uns zuerst aufnahm, und welche zugleich, wie öfters in Italien, die Küche war, in ein recht anständiges, oberes Zimmer gebracht wurden. Für diese und manche ähnliche Gefälligkeiten mußten wir uns aber auch gefallen lassen, daß er hier in Acquapendente, was eigentlich gegen unsren Contract war, noch zwei Römer in den ohnehin schon schwer belasteten Wagen nahm.

Denn obgleich unsre jungen Botaniker es vorgezogen hatten, den Weg von Florenz bis Rom meist zu Fuß zu machen und nur zuweilen ein leichtes Fuhrwerk zu nehmen, waren wir doch noch unsrer vier im Wagen.

In einer solchen Gegend, wie die war, durch welche wir am 19ten Juni des Morgens kamen, war freilich der Sitz vornen im Kabriolet, welchen ich für mich und die Hausfrau gewählt hatte, doppelt so viel werth als der Sitz im Innren des Wagens und wir bedauerten nur, daß wir ihn nicht früher eingenommen hatten. Zuerst eine grünende Wildniß der alten Lavafelsen und vulcanischen Tuffe, in denen sich überall Hölungen und Klüfte zeigten; dazwischen Aecker und Weinpflanzungen. Die Straße kommt an den Ruinen der alten verlaßnen Stadt St. Lorenzo vorüber. Die ungesunde Lage, in der Mitte des Aushauches der Sümpfe und erloschnen Vulcane, hatte die Bewohner genöthigt, ihren alten Wohnort zu räumen und hinauf auf den Hügel in das neue Städtlein gleiches Namens zu ziehen. Allmälig zeigt sich nun von der Höhe herab der tief, im Kessel des Gebirges gelegene See von Bolsena, mit seinen Inseln, auf deren Lavafelsen hohe Bäume stehen. Der Grund des Sees, dessen Umfang 30 italienische Meilen beträgt, scheint durch vulcanische Kräfte hineingesenkt zu seyn in den Boden. Die Landschaft wird immer reizender, je mehr man sich dem klaren, blauen See nahet. Da, wo nun das Städtlein Bolsena stehet, war einst das alte Vulsinium. Nur wenige Reste, unter andrem der wohlerhaltne Sarcophag, der auf dem Kirchhof stehet, erinnern noch an jene vormalige Hauptstadt der Volsker. Es bekleidet sich, wie öfters in den Darstellungen des Alterthumes, auf den halberhobenen Bildern des Sarcophages, der

Gedanke des Todes mit den Gestaltungen und Bewegungen einer wilden, bachischen Naturkraft und aus der Ferne dämmert die wohlbegründete Ansicht hervor: daß derselbe natürliche Grund, der dem leiblichen Leben sein erstes Entstehen gab, den Kreis desselben auch wieder auflöse (m. v. meine Geschichte der Seele S. 271 und 847).

Die herrliche Gruppe der Basaltsäulen, welche jenseits des Städtleins, nahe bei der Straße sich zeigt, hat schon Athanasius Kircher beschrieben. Der Boden bestehet aus einer wenig festen Masse von (aufgelöster) Leuzitlava und vulcanischer Asche, dazwischen einzelne Stücken von Bimsstein. Darüber erhebt sich, bis zu einer Höhe von mehr als dreißig Fuß, der Basalt, welcher fast durchaus in Säulen von meist 6, zuweilen auch von 5 und 3 Seitenflächen getheilt ist. Die Säulen haben eine schiefe Stellung, indem sich die äusseren Enden unter einem Winkel von etwa 22° über die Ebene des Bodens erheben. Auf der Straße von Bolsena hinaufwärts fanden wir häufig den Ateuchus sacer und fiengen die große Dolch-Wespe (Scolia flavifrons) in Ueberfluß. Sehr einladend zeigt sich von einigen Punkten des Weges, oben auf der Höhe gelegen, das schöne Orvieto mit seinem ehrwürdigen alten Dom. Uns aber führte unser Weg nach dem, durch seinen trefflichen Wein berühmten Monte-Fiascone. Das schöne alte Schloß, hoch auf dem Gipfel des Berges gelegen und selbst das alte Städtlein zog uns mehr an, als der aussen vor der Stadt gelegene Gasthof, der ja ohnehin, wie uns die vornehmen, vor ihm haltenden Reisewägen es sagten, mit Gästen hinreichend versorgt war; wir machten uns auf und bestiegen den Berg. Hier am Gemäuer des alten Schlosses überschaut das Auge ein weites Land. Die

gegen Westen gelegne Ebene, aus welcher nur einzelne Hügel emporsteigen, ist von dem fernen, blauen Saum des Meeres umgürtet, gegen Süden hat man den waldbewachsnen Mons Ciminus und zu seinen Füßen das stattlich aussehende Viterbo; gegen Ost und Nordost erhebt sich das bergige Land. Ueber der Gegend nach dem Meere hin ruheten schwere Gewitterwolken und die hindurchbrechenden Sonnenstrahlen gaben dem kleinen Streifen, der sich hier noch von dem mächtigen Element der Tiefe zeigt, eine ganz besondre Beleuchtung. Das Gewitter ließ es aber nicht bloß bei dieser malerischen Beleuchtung bewenden, sondern es kam auch über uns, vom Mons Ciminus herüber Blitz, Donner und Regen, so daß wir mit zwar heiler, aber nasser Haut aus dem Gemäuer der alten Burg entwichen. Im Städtlein fand sich aber bald, in einem bürgerlichen Weinhaus ein gutes Unterkommen, und, zu der Speise der Eier und des Brodes ein ganz ausgezeichneter Wein. Ist doch dies derselbe Wein, welcher einem alten deutschen Prälaten, aus dem edlen Hause der Fugger, so gut geschienen, daß er bei ihm — — sich begraben lassen, wie die altberühmte Grabschrift bezeugt: est, est, est, et propter nimium est, dominus meus mortuus est. Man erzählt nämlich, daß der vorausreisende Diener an der Thüre jedes Wirthshauses, dessen Wein ihm geschienen, das Wort est, bei Monte-Fiascone aber dasselbe Wörtlein doppelt und dreifach wiederholt hingeschrieben habe. Wir suchten das Grabmahl zuerst im oberen Theil der Kirche St. Flaviano vergeblich, fanden es aber dann in dem unteren Theil der an den Hügel hinangebauten Kirche wirklich. Eben bei der Thüre dieser untern Kirche geht auch die Landstraße nach Viterbo vorbei, wir erwarteten

deshalb hier unsern Vetturino, der heute nicht lang auf sich warten ließ.

Der Weg von Monte-Fiascone gen Viterbo führt durch eine Ebene, deren Boden ein uraltes Werk der Vulcane ist. Denn das Erdreich bestehet hier ganz aus gelblicher, zusammengebackner Asche und Peperino; rechts am Wege bemerkt man, etwa in der Hälfte des Weges zwischen Viterbo und Monte-Fiascone eine kalte, nach Schwefelleber schmeckende Wasserlache, aus welcher beständig Luftblasen emporsteigen und an einem andren Punkte zeigt sich eine heiße Quelle derselben Art (beide heißen die Pantanelli di Viterbo). Viterbo, zwischen schönen, großen Gärten gelegen, in denen sich öfters Springbrunnen zeigen, nimmt sich mit seinen ansehnlichen, von Thürmen und Zinnen geschmückten Mauern ziemlich mächtig aus. Ein heftiger Gewitterregen hielt uns eine Stunde lang in dem hoch gelegnen Zimmer unsres Gasthauses zurück, dann aber benutzten wir die letzte Abendstunde noch zum Besehen der wohlgebauten Stadt, auf deren breitem Quadersteinpflaster aus Lava es sich sehr bequem hinan gehen lässet. Wir sahen den regelmäßigen Marktplatz mit seinen Säulenhallen und eleganten Gebäuden und mehrere Kirchen, wenigstens von aussen. Viterbo hat 12,000 Einwohner. Ich erkundigte mich sehr angelegentlich, ob hier jemand sey, der eine Sammlung der am Mons Ciminus vorkommenden Gesteine habe? konnte aber niemand erfragen.

Dienstags am 20sten Juni, bald nach Sonnenaufgang giengen wir zu Fuß voraus und, anfangs zwischen wohlangebauten Gärten am Abhange des Mons Ciminus hinauf. Mir war der Anblick dieses mächtigen, erloschenen Vulcanes von hohem Werthe. Mitten in dem

Walde der Eichen und Kastanien, und zum Theil noch weiter herabwärts, bis in die Nähe der Gärten, zeigen sich mehrere alte Lavaströme, von dichter, schwarzer Masse, auf dem Boden der thonigten, mit vulcanischer Asche vermischten Erde. Noch in bedeutender Höhe über der Straße erhebt sich der Gipfel des ehemaligen Vulcanes. Hie und da zeigt sich an dem vulcanisch-thonigten Erdreich eine säulenförmige Zerklüftung.

Wir frühstückten unter der Vorhalle einer kleinen Capelle, beim Wirthshause von Imposta und erwarteten hier den Wagen. Bald zeigte sich dann, vom jenseitigen Abhange der See von Vico, mit seinem, an mehreren Stellen zackig hervortretenden, schwarzen Lavafelsen. Der ganze See ist in einen ehemaligen, nun zusammengestürzten Krater: Wasser über dem jetzt in weiter Tiefe fortglimmenden Feuer gebettet. Ronciglione, mit seinem Triumphbogen und mit der tief in das vulcanische Land eingeschnittenen, merkwürdigen Thalkluft, durch welche ein munters Wasser läuft, war für uns ein wohl gelegener Ort des Verweilens. Wir stiegen in die Höhlen des Tuffsteines und in das Thal hinab. Im Wirthshaus trafen wir einen deutschen Landsmann, der schon seit längerer Zeit in Rom lebt und dessen Bekanntschaft uns deshalb sehr nützlich und angenehm war. — Vor Monterosi (Roxolum) zeigt sich wieder ein alter Lavastrom; es ist hier, so weit das Auge blickt, überall nur vulcanischer Grund zu sehen. Unweit dem ringförmigen Hügelwalle, welcher die Gegend von Baccano umschließt, trifft die jetzige Straße mit einem Striche der alten, festgegründeten Via Cassia zusammen. Baccano, das unser Vetturino für sich und uns zum Nachtlager ersehen, besteht nur aus einigen wenigen Häusern und ist in einem

alten vulcanischen Kessel gelegen, dessen Boden und Hügelrand zwar überall herrlich grünt, dennoch aber, besonders in der heißen Jahreszeit eine so ungesunde Luft aushaucht, daß die Bewohner fast immer kränkeln. Die meisten von ihnen ziehen dann in eine gesündere Gegend und auch die Zurückbleibenden werden zum Theil von Andern abgelöst. Die Leute die wir hier sahen, hatten meist eine bleichgelbe, ungesunde Gesichtsfarbe, wie die in den pontinischen Sümpfen. Ein kleiner See in der Nähe von Baccano, scheint zum Verderben der hiesigen Luft nicht wenig mitzuwirken.

Endlich, da wir am andern Morgen jenseits Baccano die Anhöhe und den Saum der römischen Campagna erreichten; siehe da zeigte sich, begrüßt von dem freudigen Zurufe des Vetturino und der beiden uns begleitenden Römer, die glänzende Kugel mit dem Kreuz auf der Kuppel der Peterskirche. Wir waren ausgestiegen und suchten nach einer Erhöhung bei der Straße, von welcher wir etwa die mächtige Stadt früher erblicken könnten. Der Weg durch die öde Campagna vergieng indeß bald, und immer besser, immer näher zeigte sich uns das gewaltige Rom. Bei Pontemolle begrüßt man dann den gelblichen Tiberstrom. Zur Linken zeigt sich das Grabmahl des Nero. Die Brücke bei Pontemolle, ist der alte Pons Milvius. Zwischen den grünenden Hügeln Pincianus und Marius, und an der Rotonda des heiligen Andreas vorüber, kamen wir, bald nach 9 Uhr Vormittags zur Porta del Popolo, welche bei den Alten Porta Flaminia hieß.

Mit tiefer Bewegung des Gemüthes, denn in mir wachte, mit voller Frische, eine schöne, reiche Zeit der Jugend: die begeisterte Freude an Rom auf, sahe ich

mich nun innerhalb der „großen Stadt.“ Da vor uns in der Mitte des schönen, freien Platzes der große Obelisk, welchen Augustus aus seinem heimathlichen Standpunkt in Aegypten, nach Rom geführt. Jenseits des Platzes öffnen sich, neben den beiden prächtigen Kirchen, drei Straßen.

Schon am Thore hatte uns ein lieber, junger Freund, der seit etlichen Jahren in Rom lebt, empfangen und in seinem Geleit waren bald die Angelegenheiten bei der Polizei und an der Mauth geordnet und wir sahen uns in unsrem schönen, bequemen Logis, oberhalb des spanischen Platzes und der spanischen Treppe, auf der Via Felice, wohl und glücklich versorgt. Der Mittag wurde sehr vergnügt, bei dem Speisewirth LePrè zugebracht. Hier speisen täglich so viele Deutsche, besonders Künstler, daß man im deutschen Vaterland selber zu seyn glaubt.

Am Nachmittage dann giengen wir aus, die alte Hauptstadt der Welt in den Trümmern ihrer vormaligen Herrlichkeit zu sehen. Ein Brief, den ich damals an einen lieben Freund geschrieben, mag so gut als möglich den ersten Eindruck beschreiben, den das Sehen des alten Roms auf mich gemacht.

11.

Ein Brief aus Rom *).

Mein theurer, brüderlicher Freund!

Ich kann es nicht unterlassen dir aus dem alten, mächtigen Rom zu schreiben, so müde und fast krank auch der Mensch ist, der die Feder führt. Denn in der That, ich werde hier wie von einer fremden Gewalt, zwar mit meinem Willen, aber fast über das Maas der Leibeskräfte vom Morgen bis zum Abend durch die Ruinen der alten Weltherrscherin, und durch die Herrlichkeiten des neuen Roms geführt. Wie die schwerfällige Wachtel, wenn im Herbste, zur Zeit der Wanderung, der Geist des Auffliegens vom Boden in sie fährt, muß ich dem Zuge folgen, der mich nach dieser niegesehenen Welt führt, muß auf seine Stimme hören, wenn sie mir ertönt aus den Ruinen. Eine Begeisterung der frühen Zeit der Jugend ist über mich gerathen, von welcher ich mich im Drange der späteren Jahre fast geschieden wähnte; mit einem Entzücken, wie ich es als Jüngling empfunden, da mir die Schule zu Weimar den Zugang zum klassischen Alterthum eröffnet, mit einer Unersättlichkeit wie damals, lese ich die Dichter des alten Romes.

Jener Constantius, welcher nicht die Milch der kriegerischen Wölfin getrunken, sondern an der Brust der

Aeffin

*) An Professor Dr. J. W. Pfaff in Erlangen.

Aeffin Roms: Constantinopels gesogen und von dieser zum Weltenherrscher erzogen worden, pflegte öfters in flachem Hochmuth der Neuerungssucht über die Herrlichkeit des alten, von ihm noch nie gesehenen Roms zu spotten. „Was sey, so meinte er etwa, das Hausgewand oder das rostige Panzerhemd, jener alten Mutter und Herrscherin, die auf den Brunnen der sieben Hügel sitzet, gegen das in voller Frischheit strahlende Purpurgewand der jungen Weltenkönigin, welche über den Meeren thronet und deren Fuß auf zweien Welttheilen stehet. Wo sollte man in den altstaubigen Gassen Roms einen solchen Glanz der neuen Marmorpalläste und Tempel, der Säulen und Bilder, wo sollte man solches Gebäu und Geräthe des Cedernholzes und Elfenbeines, des Silbers und des Goldes, solches Geschmuck der Perlen und der Edelsteine beisammen finden, als in der neuen, reichen Kaiserstadt des Morgenlandes? — „Wo vor allem so viel Kraft der Weisheit und der Künste?" — Als aber nun der Herrscher des neuen, auf das Wasser gestellten Thrones zum ersten Male, er selber, dem mächtigen Rom nahete, als er (noch eben war der Spott auf seinen Lippen), an den Wasserleitungen vorüber und durch das Völker abwehrende Thor die „alten Gassen" betreten, als sich ihm dort die Gebäude des Domitian, hier die Bäder des Titus gezeigt, als er die Ehrensäule des Trajans unter dem Wald der andren Säulen, dann das alte Kapitol gesehen, daneben die Tempel, deren Säulengebäu dastehet, gleich den Armen, welche das übermächtige Staunen über all solche Herrlichkeit emporbreitet zum Himmel, als er dann das Colosseum erblicket, da entwich der Spott der Lippen und ein ernstes Staunen sprach aus den Mienen des schweigenden Herrschers.

Dieser Ehrenbogen dort scheint auf einen Titus zu warten: auf dem neuen Thron der Gewässer ist aber kein Titus; — das Pantheon, in hehrer Einfalt und Würde, scheint zu fragen: weiß auch das neue Rom des Ostens, was die rechte Kraft der Kunst sey?

Mein lieber alter Freund, ich bin manchmal aus Partheilichkeit für die Griechen ungerecht gegen das alte, aus andrer Partheilichkeit ungerecht gegen das neue Rom gewesen — ich will es nun nicht mehr seyn.

Als ich zur Porta del Popolo hereintrat, da fiel mein erster Blick auf den alten Obelisken, von welchem schon Plinius erzählt. Es war, als wollte mich diese Denksäule lebendiger als jemals Feder, Tinte und Papier an die Zeiten des Pythagoras erinnern, denn dieser kam, nach Plinius Zeugniß, zur Zeit des Königes Semneserteus, dessen der Obelisk war, nach Aegypten.

Gleich am ersten Nachmittag unsres Hierseyns (wir hatten erst in der zehnten Stunde des Vormittags die Stadt erreicht) giengen wir hinaus nach den Herrlichkeiten des alten Romes. In unsrer Via Felice hinauf durch die Via delle Quattro: von fern zeigte sich die schöne Kirche von Maria Maggiore; da war mir es noch wohlbekannt zu Muthe, wie in jeder andren Stadt. Als wir aber nun, am Gartengemäuer des Quirinals vorüber, zum Monte Cavallo gekommen, als uns hier die Meisterwerke des Phidias und Praxiteles, die Gestalten der beiden Götterjünglinge, Castor und Pollux, und die Gewalt der beiden Rosse begrüßt, da erschien mir das, was ich sahe, nicht mehr als etwas Bekanntes: es war ein Neues, das ich noch nie gesehen. Bald nun erhebt sich, schon von ferne her sichtbar, die mächtige Ehrensäule des Trajans, wurzelnd unter dem zerbrochnen Walde der

andren, kleineren Säulen. Siehe da! was doch der Sturm von noch nicht zweien Jahrtausenden für Staub macht. Stufen führen hinab von dem Boden der jetzigen Gassen der Stadt zu dem alten Pflaster des trajanischen Forums. So hoch liegt nun das Kehricht des Schuttes über dem Grunde der alten Zeit; Ströme von Menschenblut und manche Thräne gaben dem Staube die Festigkeit, mit welcher er über den Ruinen lastet. — Wir heben die Füße weiter. — Da hat einst, in den Flammen der Brandpfähle, welche Nero entzündet, der Christenglaube bezeugt, daß ein ewiges Erbarmen selber in Menschengestalt dem Elend des Menschen sich genaht; und siehe, hier, in diesem Gewölbe, so erzählt ein altes Wort, hat Paulus der Apostel, in den Ketten des Gefängnisses dasselbe Zeugniß bezeuget. Dort aber, zu den Füßen des alten Kapitols, dessen Gemäuer ernst auf den Gräuel der Verwüstung herabblicket, bezeugen noch jetzt mit aufgereckten Armen die Säulen des Tempels, den Augustus dem Erhalter in Lebensgefahr: dem Jupiter tonans erbaute, daß auch die alte Welt an eine Gottheit geglaubt, welche dem Menschen in allem Anliegen seines Lebens zu helfen geneigt sey, welche das Wort auch der einzelnen Noth höret und ihrer sich erbarmet; sie bezeugen das Daseyn einer dem Menschen nahe befreundeten Gottheit, von welcher der flache Unglaube, in den Tagen, nicht mehr der Tempel, nicht der Palläste oder der festen Häuser, sondern nur noch der Kammern, nichts weiß.

Vor der Treppe jenes Capitols neiget sich auch der Triumphbogen des edlen Severus, und neben dem Tempel des Jupiter tonans, erscheinet, wie ein sichtbar gewordner, harmonischer Einklang und Wohllaut, der kleine

Tempel der Concordia. Im Schatten der ferneren Trümmer wird die mehr prunkende Kunst am Tempel des M. Aurelius Antoninus und der Faustina bemerkt. Aber hier auf diesem Platze selber, um welchen, wie in ehrfurchtsvoller Entfernung die Trümmer der Tempel und Ehrengebäude den weiten Kreis schließen, und auf welchem nun, im Schatten der Bäume, wiederkäuende Rinder liegen, suchet das Auge vergebens nach andren Denkzeichen einer mächtigen Vorzeit. Hier, dieses jetzige Campo Vaccino, war das Forum des alten Roms. Da wurde einst die Stimme der höchsten menschlichen Beredsamkeit, das entflammende Wort der Begeistrung gehört, nun aber die Stimme der Stiere. Wen sollte da, mein theurer Bruder! nicht die schöne Stelle bei Virgil (Aen. VIII, 359—61) und das gastliche Dach des armen Evanders einfallen, und der beständig sich wiederholende Kreis der Dinge. Am meisten in solchen Tagen, in denen man auch da, wo noch vor etlichen Altern, die hehre Stimme der Weisheit und einer göttlichen Begeistrung ertönte, nur den Ton des wiederkäuenden und immer wiederkäuenden Rindviehes hört. O du laut tönende Zeit des Campo Vaccino, wenn unter deinem Gange nun bald wieder Alles, das hehr war, zu Trümmern gesunken seyn wird, möge dir Gott wenigstens noch solche zum Zeugniß emporgehobene Arme, wie die Tempelsäulen des Jupiter tonans, und ein gastliches Dach des armen Evanders übrig lassen, in welchem der Pilgrim und Fremdling, der durch deine Gefilde gehet, einige Erquickung finde und Ruhe.

Hier das weite Gebäu vom Tempel des Friedens. Seine Herrlichkeit ist längst dahin und entflohen. Doch beweiset das alte, mächtige Gemäuer, daß, was der

Frieden baue und die Eintracht begründe, fest sey. Nachbarlich neben dem Tempel des Friedens, stehet jener des Romulus und Remus, wie Hadrian ihn erneut und da jenseits begräbet ein mächtiger Schutt die Stätte und Trümmer des Tempels der Venus. Doch schon lange, so wie ein Felsengebirg das schwebende Bleiloth, ziehet das Riesengebäu des Colosseums die Blicke an sich und leitet die Schritte hinein in seine Mauren. Ein Gewitterschauer ergoß sich, Regen strömend über das Land; die Bogengänge des Colosseums gaben uns Schutz. Anderes sinnend, Vergangenes wie Gegenwärtiges, blickten wir hinein in den Raum der Arena, welchen nun ein christlicher Altar schmücket. Wie riesenhaft hat diese alte Stadt der Welt gespielt; gespielt mit dem Blut und den Leichnamen der Menschen und der Thiere! Grausam, wie auch das Spiel gewesen, es war doch, dies bezeuget schon die Kraft und der Ernst des Gebäudes, im Anfang ein Gedanke darin, seiner selber mächtig. Diese alte, bauende Welt, hatte ausser in dem Tod, auch im Leben noch Etwas, das sicher und gewiß war. Um das Aas, hier im Kreise der Sitze, hatten sich wirklich Adler versammlet.

In einem späteren Jahrtausend, ist ein Zeitalter der Empörung gegen Alles gekommen, das fest ist und hehr und sicher. Die Tage der Revolution kannten nichts mehr, das ihnen gewiß war, als den Tod; in ihren Spielen mit dem Blut und den Leichnamen der Menschen war kein, seiner selber mächtiger Gedanke; das waren keine Adler, die sich um das Aas versammleten. —

Die tiefer gesunkene Sonne schien wieder herein in das Gemäuer der Riesenspiele; noch ein Blick von einem der höher gelegnen Sitze hinüber nach den Kaiserpallä-

sten, dann wieder hinaus ins Freie: zuerst zu dem Ehrenbogen des Constantin, dann zu dem Triumphbogen des Titus. Der Abendwind rauschet durch das alte Gemäuer; bei dem Anblick der Nachbildungen des siebenarmigen Leuchters, so wie des Tisches der Schaubrode, glaubt die Seele, neben dem Rauschen des Sturmwindes, die dräuende Stimme der Propheten zu vernehmen, welche auf die Tage des Triumphes der Adler geweissagt. Ja, Jerusalems Tempel war gefallen und die Kraft seiner Gefangenen bauete dort, blutend unter der Geissel der Dränger, statt des Tempels, dessen Opfer sie zum Gräuel der Verwüstung gemacht, ein Haus der Spiele, darinnen man diese Bauleute selber und ihre Kinder öfters zu Opfern gemacht.

Wir sahen uns von neuem bei den Stufen des alten Capitols und bald auch auf seiner Höhe, welche nun leichter zu ersteigen ist als vormals, da die Füße der jetzigen Zeit, unten im Forum, zwar nicht „auf den Schultern," wohl aber auf dem Schutte der alten Zeit stehen, welcher hier gegen vierzig Fuß hoch aufgethürmt ist. In der That, wenn man die wenigen Stufen gestiegen, da fragt man sich, ob man schon oben sey auf dem bedeutungsvollesten Felsengrund der alten Völkerkönigin, oder ob man nicht vielmehr ihren fast verloschenen Spuren noch viel höher und immer höher nachsteigen müsse? — Und dennoch, auf dem nämlichen Boden, da, wo nun der Pallast des Senators stehet, ragte die alte Curia empor; siehe daneben, im Hofe der jetzigen Gebäude und unter ihren Hallen, hier noch die (angebliche) Columna rostrata des alten Forums, dort die Bildsäulen Cäsars und Augusts. Einst, als die Erbauer dem noch künftigen capitolinischen Gemäuer den Grund

suchten, fand man, so wird erzählt, ein Menschenhaupt und es ward hieraus geweissagt: Rom werde einst das Haupt der Welt seyn. Nun liegen zwei Riesenhäupter von Stein am Boden, aber sie sind abgeschlagen vom Rumpfe und unfern von ihnen werden zwei herabgeschmetterte Füße bemerkt; dabei kein Leib, kein mächtiger Arm. Auf den Lippen der beiden Götterjünglinge, deren Gestalten man hier von neuem begegnet, scheinet die Frage zu schweben: wo denn das alte Rom sey? das eherne Roß, das den Weltenherrscher Marcus Aurelius trägt, scheinet sehnend auf eine mächtigere Stimme zu warten, als jene des Michel Angelo war, um von neuem den siegenden Lauf durch das Schlachtfeld der Erde zu beginnen *). Der tarpejische Felsen aber, seine Stirn hinüberkehrend, nach den Tempelsäulen des donnernden Jupiter fraget und antwortet zugleich: „was hat hier den Marcus Mannlius zum Helden seines Volkes erhoben, und was hat denselben, bald nach der nächtlichen Stunde der Heldenthat, hier am hellen Tage hinabgestürzt vom Steingewänd, daß des Zerschmetterten Blut am Felsen rauchte? War es nicht der Geist jenes Hochmuthes, der zu seinem eignen Herzen saget: siehe, ich bin es allein?“ —

Wir schritten schweigend hinab, über die Stiege der nördlichen Seite, nach den Gassen der Stadt. — Da wird die Bewundrung noch einmal laut und beredt, beim Anblick des herrlichsten Gebäudes des alten Roms: des

---

*) Dieses Roßgebilde ist von solcher meisterhafter Arbeit, daß es sich, je länger man es betrachtet, desto mehr zu beleben scheint. Daher rief ihm Michel Angelo zu: „Denke daran, daß du lebst und laufe.“

Pantheons. Im Innren des Tempels selber, welcher sein Licht von oben empfängt, herrschte schon bei unsrem Eintreten ein abendlicher Dämmerschein; zwischen den Säulen des Porticus verweilten wir, bis auch aussen, auf die Gassen, der Abend herabsank. — —

Dies, mein brüderlicher Freund, waren meine ersten Stunden in dem alten Rom. — Auch am neuen Rom habe ich mich schon viel erfreut, vor allem an den Menschenseelen, die ich hier finde. Noch am ersten Abend begrüßte ich den theuren Rothe, den Prediger bei der preußischen Gesandtschaft. Bald lernte ich auch den edlen Bunsen kennen, den Nachfolger Niebuhrs in Rom — er selber in Niebuhrs Art und Geist — und erfreute mich an dem lieblichen Anblick seines Glückes, als Vater und Gatte. Bei ihm fand ich Schnorr, mit welchem bald eine innre Verwandtschaft anerkannt war, viel näher als die äußere, die zwischen uns beiden besteht, auch fand ich hier meinen vormaligen freundlichen Wegweiser und Geleitsmann durch Verona, den Doctor Erhard; Overbeck ist leider eben abwesend von Rom, dagegen finde ich meinen lieben Philipp Veit, der mir schon als Knabe so theuer und werth war, zu einem kräftigen Manne der Kunst gereift. Unsrem gemeinschaftlichen jungen Freund und ehemaligen Schüler in Nürnberg, dem wackren Bildhauer Bandel werde ich nie die aufopfernde Freundlichkeit vergelten können, mit welcher er uns gleich bei der Porta del Popolo entgegen kam, uns einbürgerte, und, ich möchte sagen, wie auf Fittichen der Liebe bisher durch die große, unbekannte Stadt trug und geleitete. Seine fleißige Hand arbeitet nun mit derselben Fertigkeit in Marmor und allerlei Stein, als wir sie sonst in Wachs und Gyps thätig gesehen. Mit ihm zusammen essen wir

zu Mittag und Abend fast unter lauter jungen Künstlern. Die italienischen Jünglinge die da sind, scheinen den Deutschen zu lieben und sey er auch nur ein armer Held des hölzernen Kastens. — Bandel läßt dich herzlich grüßen. Eben so meine liebe Hausehre, welche, nach langem Herumlaufen in der großen Stadt, der Ruhe gedenkt. Auch ich gedenke ein Gleiches, und gebe euch Gott auch, ihr meine Lieben Alle! in dem jetzt so fernen Vaterlande eine so gute, gesunde Ruhe, als ich sie heut zu finden hoffe. —

12.

Die zwei ersten Tage in Rom.

Wir erwachten fröhlich, zum ersten Male in Rom aus dem Schlafe und freuten uns aus den Fenstern unseres hoch gelegenen Zimmers der herrlichen Aussicht über die Stadt hin, nach der mächtigen Kirche des St. Peter, und von dem frei gelegenen Gange der Aussicht nach den Gärten voll dunkelgrünender Cypressen. Bald waren wir wieder auf dem Wege, zuerst für heute, nach den riesenhaften Trümmern des von Vespasian erbauten Colosseums; denn so ward dieses Amphitheatrum Flavium nach der kolossalen Bildsäule des Sonnengottes benannt, welche vorhin Neros Pallast zierte, später aber bei dem Amphitheater aufgestellt war. Der Umriß des Gebäues ist eiförmig, die Länge der Arena, in welcher, seitdem Titus (im Jahr 81) das Amphitheater zu dieser

Bestimmung geweiht, die Kämpfer gegen Menschen und Thiere der Wildniß auftraten, misset 566, die Breite 472 Fuß. Darum konnte Domitian bequem, auf diesem weiten Raume, die Schlacht der fünftausend wilden Thiere anordnen, deren Schauspiel er hier dem staunenden Rom gewährte. Noch stehet der ganze Umkreis, und, in ihrer ganzen, hundert und sechszig Fuß hinaufragenden Höhe, die nördliche Aussenseite. Die Sitze der Zuschauer faßten sechs und achtzig tausend Menschen und es blieb noch, ausser diesem, Raum für zwanzig tausend Stehende. Für die Vestalinnen und Senatoren (in deren Mitte der Kaiser auf hoher Tribune saß) war die unterste Reihe der Sitze, die nächsten Reihen für die römischen Ritter bestimmt, hierauf folgten die Sitze der Bürger, dann jene der Frauen; auf den höchsten Reihen saßen die vornehmen Matronen und am Saume des Gebäudes stunden jene Männer, deren Geschäft es war, das bunte, beschattende Tuch über die Sitze und den Schauplatz zu spannen. Oefters wurde, während der Spiele, durch eigenthümliche Maschinen ein Gemisch von Wasser und Wein mit Safran emporgespritzt, welches wie feiner, kühlender Nebel auf die Zuschauer herabsank. Die drei Stockwerke des Umfanges, davon jedes achtzig Bögen enthält, sind, zu unterst von Säulen von dorischer, das mittlere von jonischer, das oberste von korinthischer Ordnung getragen, selbst die Steinmasse des Gemäuers ist verschieden; zu unterst ein festerer, dichter Kalkstein, dann Ziegelsteine, endlich zu oberst eine immer leichtere Art des Tuffsteines. Als Vespasianus nach dem Sieg über das Volk der Juden, das Amphitheater erbaute, da legten zu diesem zehntausend gefangene Juden die Hand an; später hat hier mancher Christ die Freudigkeit des Glau-

bens im Tode unter den Klauen und Zähnen der wilden Thiere bezeugt.

Nahe beim Colosseum zeigt sich Constantins Triumphbogen; an ihm neben den mittelmäßigen Kunstwerken des Constantinischen Zeitalters, mehrere treffliche aus besserer Zeit, welche von einem Triumphbogen des Trajans genommen und zur Ausschmückung dieses späteren Bauwerkes benutzt wurden. Es gehören hierzu die zehn Basso rilievi, welche (geradlinigt) dem Atticus eingefügt sind und die meisten Statüen des Triumphbogens. Vor dem Bogen des Constantin sieht man die Trümmer des alten, kegelförmigen Springbrunnens, welcher den Namen Meta sudans geführt.

Der Triumphbogen des Titus ziehet das betrachtende Auge freilich noch mächtiger an, als jener des Constantin und weckt in der Seele gar mannichfache Gedanken. Er ist unter Pius dem siebenden restaurirt worden. Hier zeigt sich die Abbildung eines siebenarmigen Leuchters aus dem einst so hehren Tempel zu Jerusalem und die des Tisches der Schaubrode; ein andres Bildwerk stellet den Jordan dar. In der Wölbung des Bogens wird die Gestalt des Titus gesehen, welchen Jupiters Adler emporträgt zum Himmel.

Unweit dem Triumphbogen des Titus, etwas mehr hinabwärts gegen das Colosseum, zeigen sich noch die Ruinen des Tempels der Venus und Roma's. Hier wurden damals eben, als wir sie sahen, mehrere schöne Säulen, für den neuen Ausbau der St. Paulskirche ausgegraben. Mächtig dehnet sich noch jetzt der Umfang des zertrümmerten Gemäuers vom Tempel des Friedens aus. In diesem Gemäuer, und mitten in der Gedankenwelt des alten Roms, ergriff mich dennoch, mir selber lächer-

lich, die Lust am Geschäfte des Handwerks; ich sammlete hier, wie später im Gemäuer des Colosseums, in Menge den Sattel- und Lautenkäfer des südlichen Europas (Akis reflexa und A. spinosa) ein, davon jener bei den Bewohnern von Rom unter dem Namen Pagarozzo bekannt ist und zu gewissen Zeiten des Jahres von den Kindern, welche kleine, brennende Wachslichtchen an seinen Rücken befestigen, zu einer seltsamen wandelnden Illumination benutzt wird. Auch vor unsern Händen hatte das arme Thier, mitten im Tempel des Friedens, keinen Frieden.

Es folgt hier, wie man sich nun weiter herein zur Stadt und gegen das Capitol wendet, ein bedeutungsvoller Rest der alten Größe nach dem andern. Hier der Tempel des Romulus und Remus in seinen Trümmern; dann noch augenfällige Säulen vom Tempel, welcher dem M. Aurelius Antoninus und der Faustina erbaut worden; auf der andern, gegenübergelegnen Seite des Platzes die herrlichen Reste des Tempels der Concordia, welchen Camillus, und dann die Säulen des Tempels des Jupiter Stator, welchen Romulus zur Erinnerung an die Versöhnung der erbitterten Kämpfer, (jener der römischen Bürger gegeneinander selber, dieser der Römer und der Sabiner) erbauen lassen. Nahe bei der Treppe, welche vom alten Forum her nach dem Capitol hinanführt: an der alten Via triumphalis stehet der Triumphbogen des Septimius Severus.

Wir ließen jetzt das nähere Betrachten der in dieser Gegend der Stadt zusammengedrängten Herrlichkeiten des alten Roms für einen künftigen Tag und begaben uns, nach mannichfachem Herumirren auf den Plätzen und Gassen, nach einem andern Gebiet der Stadt, zu der Betrachtung der schönen, großen Kirche von Maria mag-

giore, welche schon im vierten Jahrhundert auf dem alten Grundgemäuer eines Tempels der Juno Lucina erbaut worden. Das ziemlich erhöht gelegene Gebäude fällt, von mehreren Seiten her, dem Auge schon aus weiter Entfernung auf. Vor ihr stehet, gegen Südosten hin eine hohe Säule, welche Paul der Fünfte aus den Ruinen des Friedenstempels hieher versetzen lassen; auf ihrem Gipfel das Bild der h. Jungfrau mit dem Kinde. Im Schiffe der Kirche sieht man vierzig antike, jonische Säulen, aus griechischem Marmor gebildet, welche einst dem Tempel der Juno Lucina angehörten. Zu der Vergoldung der Decke wurde auf Alexander des 6ten Befehl das Gold verwendet, welches der spanische König Ferdinand und Isabella von der ersten Ausbeute, welche America ihnen gab, nach Rom sendeten. Zu dem Hochaltar ist eine antike Urne von ägyptischen Porphyr benutzt worden, die Kapelle Pauls des fünften ist reich, mit kostbarem, architektonischem Gestein verziert; an der Kapelle der Familie Sforza erkennt ein geübtes Auge bald die Baukunst des Michel Angelo. Man sieht auch sonst noch in dieser Kirche, welche jedoch zu sehr nur den Eindruck des menschlich Prächtigen und Großen macht, manche treffliche Arbeiten aus älterer und neuer Zeit.

Gleich in den ersten Stunden des Nachmittags machten wir uns auf, um nun auch die Herrlichkeiten des neuen Roms: die Peterskirche und das Gebäu des Vaticans mit seinen Kunstschätzen zu sehen. Auf dem schönen Platz Navona, an dessen Stelle einst der Circus des Alexander Severus war, erfreute uns heute zum erstenmale die Betrachtung der klaren Ströme des Quellwassers, die sich hier in das große Becken ergießen, welches einen Theil der Stadt mit frischem Wasser versorgt.

Ueberhaupt ist Rom noch immer eine Stadt der Brunnen und des frischen Wassers und in keiner andern Stadt der Welt hat wohl auch die Kunst diesem nöthigen Element des Lebens und der bürgerlichen Geschäftigkeit größere Ehre angelegt als hier. Am Platze Navona verweilt man in der Jahreszeit, in welcher wir Rom besuchten, schon wegen des erfrischenden Aushauches des Wassers gern; aber es fände auch ohnedieß das Auge Grund genug zu einem längeren Stillstehen. Oben auf dem Felsen stehet der ägyptische Obelisk, den Caracalla nach Rom führte und dessen Hieroglyphenschrift noch mit deutlichem Umriß ins Auge fällt. Die Haupt-Ausgüsse des Quellwassers aus den nach vier Richtungen hin durchbrochenen Felsen, geschehen aus Urnen, welche die vier Gestalten der mächtigen Flußgötter des Donaustromes und des Ganges, des Nils (mit verhülltem Haupt) und des Rio de la Plata, in ihren Händen halten; in den Hölen der Felsen sind Gestalten der Thiere, welche sich wohl auf die eigenthümlich gestaltenden Kräfte der vier Welttheile beziehen sollen. Diese ganze Gruppe, welche das Auge kräftig anspricht, ist von Bernini. Von dem kühlenden Ruheplatz bei den Wassergüssen des Navona-Platzes wendeten wir uns nach dem Pallast Farnese, den wir diesmal nur von aussen betrachteten; dann jenseits der Brücke an dem alten Grabmahl des Hadrian, oder der Engelsburg vorüber, nach dem Platz der Peterskirche. Schon dieser bereitet den Eindruck vor, welcher den Sinnen im Innern des hehren Gebäudes selber aufbewahrt ist. Die Länge des Platzes misset zweihundert und sechszehn Fuße und in seiner Mitte stehet ein ägyptischer Obelisk, welcher an Höhe manchem unsrer Thürme gleich kommt, denn er raget mit der Basis von Granit, auf welcher er

ruhet, gegen hundert und vierzig Fuß empor. Aber was ist diese Höhe, neben dem Riesenwerke der Kunst, welches, wie ein Gebirg, hinter dem Obelisken sich erhebt. Neben dem letzteren steigen zu beiden Seiten die mächtigen Wasserpyramiden der Springbrunnen empor, mit deren rauschenden Wellen eine kühlende Luft spielt. Zwei bogenförmige Hallen, von vier Reihen von Säulen getragen, umgeben zu beiden Seiten den Platz und gewähren dem Gehenden, in den verschiedenen Zeiten des Tages, erquickenden Schatten.

Es ist schon oft bemerkt worden, daß die Peterskirche zwar gleich beim ersten Sehen den Eindruck des Erhabenen mache und die Seele mit Staunen erfülle, daß aber bei diesem bedeutungsvollen Gebäu der erstmalige Anblick niemals mit solcher Kraft auf den innern Sinn wirke als das nachmalige, öfter wiederholte Besehen. Mit jedem Male, da man diesen Tempel von neuem siehet, erscheinet er mächtiger und erhabener, es ist als wüchse mit jedem neuen Betrachten das große Werk selber an innerer Größe und Bedeutenheit, während es nur das Auffassungsvermögen der Seele ist, welches sich erweitert und erhöhet. Ich muß gestehen, daß es mir, in jüngern Jahren, ganz besonders mit den Meisterwerken von Raphael auf gleiche Weise ergangen, die mir erst bei öfterem und längeren Sehen so zugänglich geworden, wie mir es manche andre, ebenfalls treffliche Werke, von einer andern Richtung der Kunst, gleich beim erstmaligen Sehen waren. Mir scheint es nämlich immer, als wenn jene eigentliche Kunst, welche der Geist im Menschen schaffet, zwar in allen ihrem Thun und Wirken den Menschen zu einem Göttlichen hinführen und an dieses erinnern wolle, aber dieses Hinführen zu dem das ewig ist

und allein beseeligend, geschieht in zweifacher Richtung und Weise. Nach der einen (gleichsam weiblichen) bemühet sich der schaffende Geist der Kunst die Flamme der Andacht und des innigen Sehnens nach dem Leben das von oben ist in seinen Gebilden darzustellen, und sucht durch jene Flamme in der Seele des Betrachtenden die gleiche Gluth der Andacht zu entzünden; nach einer anderen, allerdings durch steilere Höhen gehenden Richtung, will die mächtige Kunst das Leben, das von oben ist, das Anbetungswürdige und Göttliche, unmittelbar, in der ganzen Fülle der unvergänglichen Kraft und Schönheit vor das betrachtende Auge stellen und durch dieses unmittelbare Annahen des Hehren die Seele beugen und erheben. Es war dies die Richtung der bildenden Kunst, aus welcher im Alterthume das Bild des olympischen Jupiter, von Phidias, hervorgegangen, jenes Bild, welches darstellte das Erbarmen eines Gottes, der die Stimme des menschlichen Flehens hört und der zugleich die Macht hat zu helfen. Diese gestaltende Weise denn, welche das unsichtbare Obere selber sichtbar machen will, wird namentlich auch an den Werken des großen Raphael bewundert. Die obere Welt, des Himmlischen und Göttlichen ist dem Geist des Menschen überall nahe, es ist nur ein dünner Vorhang, welcher beide scheidet; aber diesen Vorhang vermag nur die mächtige Hand einer Begeisterung emporzuziehen, welche selber aus Gott ist.

Eine solche allein lebenskräftige Begeisterung war übrigens nicht allein ein Eigenthum jener Seelen, deren Entzücken das Göttliche pries und sichtbar darstellen wollte, welches es, in den Stunden seines Aufflammens von Angesicht zu Angesicht gesehen, sondern eben so sehr jener, welche in den Gestaltungen ihrer Kunst das verkünden

und

und bezeugen wollten, was die schauende Menschenseele in den Stunden eines solchen Entzückens erfahren. Darum führt uns die Betrachtung der Werke eines Albrecht Dürer und mancher andrer ehrwürdigen Meister der alten deutschen Kunst, so tief in die innerste Stätte der Seele, da der Heerd der Andacht flammet; wir steigen mit diesen Kräften eines Sehnens, das so ewig ist und so seelig als das Göttliche selber, zu welchem es gerichtet ist, unaufhaltsam zu dem Anfang und Ausgang alles Lebens empor, wir beten mit den Betenden, wir lieben mit der liebenden Seele, obgleich das, was angebetet wird, öfters hier unter der unscheinbaren Hülle verborgen, gleichsam ein Unsichtbares geblieben ist. So erscheinet dann, in der einen Richtung der hehren Kunst, das Göttliche selber, an welches sie erinnern will, als ein von oben zum Menschen Herabsteigendes, ihm selber Nahendes; in der andern Richtung erscheinet das im Menschen selber (aus Gott) geborne Sehnen, in seiner ganzen, nach oben steigenden Kraft, in welcher es auch andre Seelen mit sich emporzeucht.

Auch in der Baukunst scheint mir diese doppelte Richtung offenbar. Schon in den ältesten, gothischen Tempelgebäuen erinnren die Zierden der Thürmlein und Bögen, an die Freude jener Vögel, welche nach einem uralten Lobgesange (Ps. 84) „einen Ort funden haben da sie ihr Nest bauen können, nämlich die Vorhöfe und die Nähe der Altäre des Herrn.“ Die ältesten Kirchen von solcher Art, waren in ihrer ganzen Anlage darauf berechnet, daß der Betende hier in der Stille und ungestört sein Gemüth sammlen, das Herz zu Gott erheben könne. Diese alten Tempel mit ihren innern Zierrathen und selbst mit der sinnvollen Eintheilung und Anordnung ihrer

Räume, scheinen die Einkehr der Andacht selber und das Annahen, den Weg der Menschenseele zu jenem Unsichtbaren und Göttlichen darstellen zu wollen, welches überall, in der Mitte derer ist, welche zu ihm beten. Dagegen ein solches Gebäu, wie das der Peterskirche scheinet der Seele selber einen Vorgeschmack, ein abspieglendes Vorbild von jener Herrlichkeit geben zu wollen, nach welcher die Andacht, als nach einer noch unsichtbaren und künftigen sich sehnet, und welche schon hienieden zuweilen dem entzückten Geiste als ein offenbar Gewordenes, Gegenwärtiges sich zeiget. In der That, wenn ich in der Folge zuweilen aus diesen Hallen die Gesänge aus einem Werk von Palästrina oder von einem andern, diesem verwandten Geiste hörte, da war es mir, als sängen aus dem hehren Gewölbe hernieder, andre, reinere und seeligere Stimmen mit, als die der Menschen sind.

Ich will mich bemühen, wenigstens einige der Elemente zu nennen und zu beschreiben, welche den Eindruck des Ganzen erzeugen und gestalten.

Schon der erste Plan, den Bramante unter Julius dem Zweite nentwarf und auch auszuführen anfieng, erschien großartig genug; es war jedoch erst der Geist des großen Michel Angelo Buonarotti, welcher dem Gebäu seine ganze hehre Gestaltung gab, und welcher in diese Ueberfülle des Prächtigen den Geist der Würde und des Ernstes ergoß, der hier überall der aufmerkenden Seele begegnet. Michel Angelo war es auch, welcher kühn in den anfänglichen Plan des Bramante, die Form des Tempels nach einem lateinischen Kreuz zu bilden, eingriff, und vielmehr der Form eines griechischen Kreuzes nachstrebte; er aber vor allen war es, welcher auch das hehre Gewölbe der Kuppel erschuf, das mit dem auf ihr

ruhenden Kreuze bis zur Höhe von 418 Füßen emporsteigt. Die Façade ward erst in späterer Zeit (1612) von Maderni vollendet, welcher an Michel Angelo's Plane manches zu verändern, unter andern auch die Form des anfänglichen Grundrisses (die des lateinischen Kreuzes) durch seinen Anbau wieder hervorzuheben suchte.

In dem Porticus wird das Basrelief von Bernini gesehen, welches jenen Moment der heiligen Geschichte darstellt, da Christus dem Petrus die Obhut seiner Heerde anbefiehlt. Die Seitenstatuen zu beiden Seiten des Porticus, stellen, die eine, von Bernini gefertigte, Constantin, die andre, von Cornacchini, Carl den Großen dar. Die Mosaikarbeit beim Eingang ist Giotto's Werk.

Beim Eintritt in die Kirche selber wird das Auge anfänglich eben so getäuscht, wie bei einer erstmaligen Reise in die Hochalpen. Man sieht zwar die Gipfel von diesen bis zur Region des ewigen Schnees emporsteigen, aber man kann es zuerst nicht glauben, daß z. B. die grünen Sträuchlein, welche man vom Zuger-See aus auf dem „Hügel" des Rigiberges stehen siehet, Tannen seyn sollten, von mehr als hundert Fuß Höhe, und daß vom See an bis zu diesem Gipfel hinauf der Weg so viele Stunden sich dehnen sollte; man kann überhaupt anfangs nicht an diese weite Ausdehnung rnd Abgelegenheit der Räume und Höhen glauben, denn diese stehen in solcher Proportion und anscheinend ähnlichem Maaße der Größen da, wie die waldbewachsnen Hügel der schönen Ostseeküste bei Dobberan, oder wenigstens wie die Gebirgshöhen und niedern Vorberge des Fichtelgebirges. Bis zuletzt der Fuß, nicht ohne große Ermüdung, die Räume vom Thal bis zur Höhe der Alpe durchmessen und nun das Auge das richtige Beurtheilen solcher Maasstäbe gelernt

hat. So ergeht es denn einem anfänglich auch bei dem Hineinblicken in das Tempelgebäu St. Peters. Dieser Riese stellt sich so gegen das betrachtende Auge, als wenn sein mächtiges Walten mit dem Maasstab von mehreren hundert Fußen das ganz Gewöhnliche wäre, was man in allen Kirchen siehet und darum glaubt man auch, es sey nur das Gewöhnliche. Es stehen alle Theile unter einander und zu dem Ganzen in so vollkommnen Einklang; der Hochaltar ist so ganz nach der Höhe des Tempels abgemessen, daß sich alsbald nach dem Hereintreten das innre, abmessende Auge eben so erweitert, wie es der Pupille des äußerlichen geschiehet, wenn wir aus einem wenig beleuchteten Zimmer, in welchem wir bei Kerzenlicht lasen, auf einmal heraus in das helle Tageslicht treten. Wir können bei diesem Lichte lesen und schreiben; wir konnten es aber bei dem Kerzenlichte, ja bei dem Scheine des Vollmondes auch und kaum mögen wir den Rechnungen der Physiker trauen, welche beweisen, daß das Tageslicht hundert tausende von Malen stärker und mächtiger sey als das Mondlicht.

Die vier spiralförmig gewundenen Säulen da, von vergoldeter Bronze, welche den mächtigen Baldachin des Hochaltars tragen, sollen eine Höhe haben von 48½ Fuß, die Engel, welche hoch über ihnen den Baldachin zieren, sollen die Höhe eines Fürstensaales haben, überhaupt das Ganze, mit seinem obersten Saume der Zierrathen, bis zum Maaße des Gebäus mancher unsrer Palläste, vom Boden bis zum Dache (122 Fuß) emporragen? — Das will der messende Sinn anfangs nicht zugestehen. Als wir jedoch am Vorabend vor dem Peter- und Pauls-Feste, den Arbeitern zusahen, welche auf der Höhe des Altar-Baldachins die Reinigung vom Staube besorgten und nun

bemerkten, wie klein ein wohlgewachsner Mann neben dem Fuße des Engels aussahe, über dessen Knie er kaum ragte, da wurde uns das eigentliche Maaß dieser Höhe recht anschaulich. Eben so ergieng es uns, als wir unser Auge aufhuben vom Boden der Kirche zu dem Gewölbe der hehren Kuppel, durch welche Michel Angelo das Bauwerk krönte und die Bilder der vier Evangelisten von Giovanni de Vecchi und Cesar Nebbia betrachteten. Der schreibende Engel bei dem Evangelisten Matthäus erscheint in dieser Höhe nur von der Größe eines dreijährigen Kindes, die Feder in seiner Hand als eine gewöhnliche Feder; als wir aber, eben am Vorabend vor Peter und Paul bis zur Laterne der Kuppel emporstiegen und nun unmittelbar neben und unter jenen Bildern stunden, wie klein kam mir da nicht etwa blos meine so viel zur Feder gewöhnte Hand, sondern der ganze Leib, dem diese Hand gehört, neben der Feder des Engels vor!

Aber freilich, wie schon erwähnt, hat die Daumenbreiten und Handbreiten, und auch die Füße, nach denen Alles in dieser Kirche abgemessen ist, ein Riese von seinem eignen Leibe abgenommen, welcher mehr als doppelt so groß war, denn der eines gewöhnlichen Mannes. Die Länge des ganzen Gebäudes misset 640, die Breite, im Kreuze 470, im Mittelschiffe 90 Fuße; die Höhe der Kuppel, vom Fußboden des Tempels bis zur Laterne misset 333 Fuß, von hier bis zur oberen Fläche der Kugel sind 66 Fuß, und das Kreuz, das auf dieser stehet, ist 20 Fuß hoch. Die Kuppel wird von vier, 90 Fuß starken Pfeilern getragen. Man zählt in der Peterskirche 29 Altäre; die Altargemälde, nach Gemälden von Raphael und andern großen Meistern, sind größtentheils keine Gemälde in gewöhnlichem Sinne zu nennen, sondern es sind Mosaik-

arbeiten, welche mit bewundernswürdiger Treue die Werke der Malerkunst nachbilden. Unter den Meistern der Bildhauerkunst, welche diesem hehren Gebäu die Werke ihrer Hand geweiht, nennen wir nur Michel Angelo und Canova. Von jenem ist die herrliche Gestalt, welche das Erbarmen darstellt: in der That, hier wehet der Geist eines ewigen Erbarmens, dessen Lust es ist, auch der treulich strebenden Menschenhand ihre Himmelskräfte mitzutheilen. Von Canova unter anderm ist das Grabmahl von Pius VI. Die vier mächtigen Statüen an den Pfeilern des Kuppelgewölbes sind von Bernini (so der heilige Longinus) und andern Meistern; die Mosaikbilder der bei ihnen stehenden Altäre fertigte Fabio Christophori nach Gemälden von Andrea Sacchi. Die Begräbnißgruft der Apostel Petrus und Paulus, unter dem Hochaltar ist mit dem kostbarsten architektonisch edlen Gestein ausgeziert; 112 silberne Lampen beleuchten sie. Bei der Betrachtung der einzelnen Seitenkapellen, von denen die sogenannte Gregorianische nach einem Entwurf von Michel Angelo erbaut ist, glaubt man anfangs überall Stunden lang verweilen zu müssen; man bemerkt jedoch bei mehreren bald, daß es nur das große, schöne Ganze sey, zu welchem auch sie als lebendig verbundene Theile gehören, was ihnen zunächst diese anziehende Gewalt gibt, und man lernt überhaupt in diesem Tempel jene Kunst des Auges und des erwägenden Geistes, vor allem von dem enger begränzten Einzelnen, das, wie die Gesteine der Pfeiler die hohe Kuppel, den hehren Gedanken des Ganzen trägt, hinwegzugehen und wie ein leichtschwebender Vogel sich zu dem höher gelegnen Orte zu erheben, von welchem der mächtige Geist, welcher das Werk gestaltete, gewohnt war, dasselbe zu erblicken. Uebrigens ist auch im Ein-

zelnen dieser Tempel das Vorbild eines Baues, zu welchem die Fürsten und Mächtigen aller Reiche der Kunst ihre besten Gaben gebracht haben, und die Tiefe der Erde die Fülle des edlen Gesteines und Metalles gespendet hat. Obgleich ein großer Theil des kostbarsten Baumateriales der Herrlichkeit des alten Roms entnommen, und namentlich der Hochaltar mit seinen Säulen und Baldachin-Dache aus den ehernen Balken des alten Pantheons bereitet wurde, hat dennoch der Bau und die Ausschmückung der Peterskirche fünfzig Millionen römische Scudi, das sind nahe hundert und zwanzig Millionen Gulden, gekostet.

Aus der Peterskirche begaben wir uns zu den Sammlungen des Vaticans. Schon das Gebäude des Vaticans, dessen Länge 500, die Breite 350 Ellen misset, und welches 22 Höfe einschließt, der Zimmer aber mehr als sechs tausend (nach einigen Angaben gar eilftausend) enthält, ist merkwürdig genug, auch wenn man an ihm bloß das beachtet, was frei über dem Boden gelegen ist, nicht den 1500 Schritte langen, bedeckten Gang, welcher dasselbe mit der Engelsburg verbindet. Die im Vatican aufbewahrte Bibliothek hat vorzüglich durch die kostbaren, alten Manuscripte, welche sie enthält, schon manchen Forscher der Geschichte und der alten Litteratur aus weiter Ferne hieher gezogen; es ist schon der Mühe werth — auch wenn der Zweck der Reise nicht auf eine nähere Benutzung derselben hingehet, — diese ungeheure Masse des in der Welt Geschriebenen und Gedruckten, nur anzusehen.

Auch das Museum Pio-Clementinum, die kostbarste Sammlung in ihrer Art, welche auf Erden ist, kann mehr nur erwähnt als beschrieben werden. In diese Sammlung wurde besonders unter Clemens XVI, Pius VI

und Pius VII eine Fülle von Werken der alten Kunst, an Statüen, Büsten, Basreliefs, Sarcophagen, Altären und Vasen zusammengetragen. Nach dem gewöhnlichen Werthe, in welchem man solche Werke hält, möchte wohl der gesammte Privatschatz aller jetzt lebenden Fürsten in Europa kaum hinreichen nur diese Bildhauerarbeiten, so wie die nachher zu erwähnenden Gemälde des Vaticans zu bezahlen. Hier ist der berühmte Torso (das Werk des Atheners Apollonius), dessen große Kunst das Kennerauge eines Winkelmann in so hohe Begeistrung versetzte; es wird nahe beim Eingang eine Stimme aus den Gräbern des alten Roms vernommen: denn da steht der Sarcophag des Scipio Barbatus, der im fünften Jahrhundert nach der Erbauung Roms lebte und das war und that, was die einfache Inschrift, im Namen der Seinen erzählt *). Da steht dann der berühmte Apoll von Belvedere und die Gruppe des Laocoon, das Meisterwerk des Agesanders von Rhodos und seiner Söhne Polydoros und Athenadoros. Es erinnert anderwärts das kunstreiche Bild einer Kuh an den Vorgänger für viele solche Gestaltungen: an Myron; oder es staunt das Auge über das kühne Spiel der Kunst mit den großen Massen der Gestalt des Nils und des Tiberstromes. Bald hernach Apollon, als Musaget und um ihn die Neun der Musen. Hecate, welche mit geisterhaft fliegender Eil der Schuld folgt; mächtig schön ein indischer Bachus, als ob er mit des Thiasos Zuge ein Heer der Seelen führe, da wo der Strom der bauenden und wieder zerstörenden Lebenskräfte sich ergeußt durch das waldige Gebirg und das grünende

---

*) Gnaivod patre prognatus, fortis vir sapiensque, quojus forma virtutei parisuma fuit, u. s. w.

Thal; Menandros und der Fischer aus Kyrene; ein sitzender Paris. Hier erschreckt die Seele der Anblick des Zornes, welcher in sich die Gedanken des Todes trägt, an der Büste des Ajas; das Bild der stehenden Amazone scheint zur blutigen Schlacht zu eilen; der Sieger mit der Palme in der Hand, welcher den zweispännigen Wagen lenkt, feiert den Triumph des empfangenen Kampfpreises. Der Liebreiz auf Aspasia's Angesicht ist von einer Seelenkraft bewegt, welche mächtiger ist, als die bloße Frische des Fleisches; neben der jugendlich kräftigen Schönheit der Melpomene ist es auch noch der tiefer dringende Ernst der Mienen, welcher dem Auge gefällt. Bilder der Juno und der Mutter des Nestor, der geretteten Tochter der Niobe: Chloris, wie sie als Jungfrau den Preis des Wettlaufs im Spiele zu Elis gewonnen; Mercur und das berühmte Bildniß des sogenannten Antinous. Nachdenken erweckend erscheinen viele der Gebilde auf den hin und wieder stehenden Sarcophagen.

Aus dem Museum der Antiken giengen wir zum erstmaligen Besehen in die Raphaelischen Stanzen.

Es war schon früher in diesem Theil der Vaticanischen Sammlung die Fülle der Kunst zusammen gehäuft, deren Geist nie stirbt, nie veraltet. Raphael lebte hier. Nun aber siehet der Freund und Genosse einer solchen Bewegung des innren Lebens, noch über das früher Vorhandne, die Meisterwerke hier vereint, welche vormals an einzelne Kirchen vertheilt waren: die Transfiguration von Raphael und das Abendmahl des heiligen Hieronymus, von Dominichino. Diese beiden Bilder stunden, als ich die Vaticanische Sammlung sahe, beisammen in einem Zimmer. Raphael hatte ich schon näher gekannt, Dominichino noch nicht so, wie ich ihn nun seit diesem

Bilde kenne. Möge der Geist, der Solches an der Kunst des Menschen gethan, mich geleiten und niemals verlassen, wo mich mein Weg an das Sterbebette der Freunde und zuletzt an das eigne führt. Als ich diesen Weinenden da, bei dem sterbenden Greise gesehen, da habe ich, so schien es mir, mehr als jemals verstanden, um was die Thräne der Treue weint, wenn der Geist des Vaters und Freundes zu Gott gehet. Du Blick nach oben, da der sterbende Mund noch das Panier des Glaubens erfasset, sey du einst mein, wenn das schwache, so vielfach irrende Herz bricht.

Ueber die Transfiguration des Raphaels mit so roh geschnittner Feder reden, wie diese hier ist, das hieße einige Tröpflein Wassers ins Meer tragen. Außer den eben erwähnten Gemälden von Raphael und Dominichino, siehet man hier vereint: den Carton des Gemäldes der Stephanskirche zu Genua, von Giulio Romano; eine Madonna von Titian; die Thaten des heiligen Nicolaus von dem Bruder der Engel, Fiesole; die Auferstehung, von P. Perugino; die Kreuzigung des h. Petrus, von Guido Reni; eine Madonna von Perugino; die Krönung der Maria von Raphael; St. Helena von P. Veronese; St. Helena von Guercino; die Fortuna, von Guido Reni; St. Gregor von Andr. Sacchi; die Madonna di Foligno von Raphael; die drei geistlichen Tugenden und die Mysterien, von demselben wahrhaft mystischen Meister; die Madonna und St. Thomas von Guido Reni; die Himmelfahrt der Maria von Giulio Romano und noch manches andre gute Gemälde.

Gleich beim Eintreten in diese Stätten, da ein schaffender Geist des Paradieses waltet, da der Geist jener Weisheit, deren bildender Finger einst vor Seinem An-

gesicht spielete auf der Fläche des Erdbodens, auch zur Menschenhand sich gesellte; siehet man die wieder lebend gewordnen Frescogemälde des Perugino, Pinturicchio und einiger andern gleichzeitigen Meister.

Die Logen des Raphael (Frescogemälde der offnen, dreifach über einander gelegnen Säulengänge) und die größeren Gemälde der Zimmer (Stanzen), so wie die in Tapeten gewirkten Bilder desselben Meisters, sind von jedem Reisenden der neuern Zeit, nach Rom, beschrieben und genannt, und in jeder Stadt, da nur Einer lebt, welcher der Kunst sich freut, sieht man die Nachbildungen des Kupferstiches, von der Schule von Athen, und der andren Gemälde der Stanzen. Aber — dies kann nur ein Auge wissen, das beide selber sahe — wie sind doch die Gemälde von Raphael selber, in ihrer Lebensfrische, etwas so ganz Andres, als alle Nachbildungen, auf Stein und auf Metall. Kommet und sehet diese Blüthen des immergrünenden Lorbeers, ehe das Feuer, das schon am Dornbusch zu flammen beginnt, sie verzehrt.

Von einem erhabenen Punkte auf dem Dache des Vaticans besahen wir zuletzt noch die umliegenden Gärten, deren hohe Cypressen mit ihren Gipfeln noch tief unter unsren Füßen stunden; das Auge ruhete aus auf den grünen Wogen des reichbewachsnen Vaticanischen Berges, und bald nachher auch die Glieder in Gesellschaft lieber Freunde, sitzend beim einfachen Abendessen einer kleinen Osteria, die sich in einem Garten unweit der Peterskirche befindet.

Freitags am 23sten Juni zog uns, am frühen Morgen die frische Erinnerung des gestern Gesehenen, abermals zur Peterskirche. Der Pallast Borghese, von Mar=

tino Longhi erbaut, gewährte uns heute den Ueberblick über die herrlichen, in ihm enthaltenen Bilder. Es haben unter ihnen einen besonders tiefen Eindruck auf mich gemacht: eine Grablegung Christi, von Raphaël, welche in der sogenanten zweiten Manier dieses Meisters gemahlt ist. Es webet über diesem Bilde ein heiliges Schweigen des Schmerzens, eine Stille des Vor-Sabbathes. Da ruhet, der Todesmartern müde, der heilige Leib in den Armen der Freunde; in Ohnmacht versunken fühlet die Mutter nicht mehr den Schmerz des Schwertes, das durch ihre Seele drang; es ergießt sich, wie die Kühlung vom nahen Quelle, in heißer Mittagsstunde, von dem Angesicht des am Kreuz Erblasseten über das Angesicht der Jünger und der heiligen Frauen ein Mitgefühl der seligen Ruhe, welche nun das frühe gejagte Reh gefunden.

Von Raphael sind noch hier mehrere herrliche Werke zu sehen: eine Maria mit dem Kinde, eine heilige Catharina, in der sogenannten ersten Weise des Meisters; von Dominichino wie von Guido Reni ist derselbe Gegenstand: die heilige Cäcilia, ergriffen von den Wogen der Himmelstöne dargestellt; von Perugino sieht man eine Maria mit dem Kinde, daneben die Heiligen: Hieronymus und Franziscus; Palma Vecchio, hat die Maria in den Wolken mit der betend aus dem Staube emporblickenden, sterblichen Frau gemalt; die Anbetung der Hirten ist von Angelo Bronzino, eine Madonna mit einem Heiligen von Albrecht Dürer. Auch der hohe, edle Geist des Francesco Raibolino, genannt Francia, wird hier an dem Gemälde einer Maria mit dem Kinde bewundert. — Eine andre Abtheilung der Gemäldesammlung dieses Pallastes wird durch das Bild des Christus unter

den Pharisäern, von Leonardo da Vinci verherrlicht, des Künstlers, welcher in dem schönen Gefäß eines wohlgestalteten, vielkräftigen Leibes, dessen Glieder zu jedem edlen Gebrauch geübt waren, eine Seele trug, die nicht minder begabt, zu allen Künsten und Wissenschaften geschickt und in ihnen allen geübt war. Es ist der Christuskopf jenes Bildes einer der würdigsten unter allen die ich gesehen; aus seinen Zügen blicket ein heitrer, reiner Himmel auf das niedre Gewölk der Pharisäerseelen herab. — Aus einer Maria mit dem Jesuskind und Johannes dem Täufer als Knaben, strahlet Raphaëls seliger Geist hervor.

Heute betrachteten wir denn auch das Pantheon genauer, den einzigen noch fast ganz erhaltenen Tempel des Alterthumes, welchen Agrippa nach der Schlacht von Actium dem rächenden Jupiter erbaute. Zwar die Knäufe von syracusischem Erze an den sechszehn großen Säulen von gelben africanischen Marmor, auf denen der Architrav ruhet, sind nicht mehr vorhanden; es fehlen die Statüen über der Kornische, welche Plinius als hohe Meisterwerke des Atheniensers Diogenes preiset; die große, eherne Pforte ist der sie einst zierenden Basreliefs beraubt; das vergüldete Erz, das die mächtige Kuppel bedeckte, wie die ehernen Stufen des Porticus hat schon Constans der zweite hinweggenommen um mit ihnen die hoch prangende Aeffin des großen Roms: Constantinopel zu schmücken; zerstört und von barbarischen Händen schon längst hinweggerissen ist das halberhabene, eherne Bildwerk des Frontispiz, welches den Jupiter vorstellte, wie er die Titanen besiegt; hinweg sind die ehernen Statüen, welche auf der Spitze und an den beiden Ecken des Frontispiz gestanden. Dennoch bleibt auch noch so

das herrliche Gebäu des Pantheons oder der Rotonda, obgleich ihm Gürtel und Kleidung, so wie der Schmuck der edlen Metalle geraubt sind, tadellos, schön und erhaben. Als ich diesen Tempel voll innerer Hoheit und einfältigen Ernstes betrachtete, da konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren: o daß doch Michel Angelo's Geist allein, mit Geistern, welche den seinen verstanden, beim Bau der Peterskirche gewaltet hätte, sie wäre dann, in ihrem erhabenen Maaße so ganz wie aus einem Stücke, so durchaus vollendet worden wie das Pantheon. — Dieses herrliche Gebäu denn wölbt sich zu einer vollkommen hemisphärischen Kuppel, welche oben eine runde Oeffnung (im Durchmesser von 25 Fuß) lässet, durch welche das Licht des Himmels herabfällt in das Innre. Der Porticus vor dem Tempel wird von sechszehn Säulen von rothem Granit getragen, davon jede im Durchmesser fünf Fuß misset. Es haben diese Säulen bei mancher der Feuersbrünste, welche Rom in alter und neuer Zeit getroffen, zum Theil sehr gelitten; einige unter ihnen, von frischerem Aussehen, wurden aus den Thermen des Nero hieher gebracht, um die durchs Feuer ganz unbrauchbar gewordnen zu ersetzen. In den kleinen Nischen, im Innern der Rotonda siehet man neben Metastasios und Nicolas Poussins Büste, auch die von Winkelmann und Mengs. Hier ruhen die Gebeine von Raphael und die des Annibal Caracci.

Unweit dem Pantheon und mit diesem in Zusammenhang, stunden einst die Thermen des Agrippa.

Doch die Glieder und alle Sinnen waren nun müde und matt von dem beständigen Bewegen, in welchem sie die Seele erhalten hatte, die des Sehens und Neues-Vernehmens niemals satt wird; wir gönnten jenen denn die

Ruhe, im kühlen Speisezimmer des Herrn Le Pre, so wie die alte, gute Gewohnheit der Speisen und Getränke. Bei solcher Hitze, das erfuhren wir öfters, ist der Genuß der Mehlspeisen für den Leib viel zuträglicher, als jener des Fleisches. Nachdem wir, nach der Mittagszeit auch noch in Gesellschaft lieber deutscher Freunde im griechischen Kaffeehaus ein Weilchen geruht, machten wir uns abermals auf, zu besehen die große Stadt.

Wir zogen zuerst langsam, im erquicklichen Schatten der Häuser, durch die mächtig lange Straße des Corso, welche von ihrem Anfange am freien Platz bei der Porta del Popolo an, zweitausend und siebenhundert Schritte misset, und so in schnurgerader Richtung die Hälfte der Stadt durchschneidet. Ein junger, schon länger hier lebender Freund beschrieb uns im Gehen das Leben und Getümmel der Menge, das sich in der Carnevalszeit durch diese Gasse bewegt.

Wir besahen an diesem Nachmittag genauer die Säule des Antonin, welche der Senat der alten Stadt dem Kaiser M. A. Antoninus erbauete. In halberhabner Arbeit verkündet die Kunst des damaligen Roms, an der Außenfläche der Säule, die Thaten des Kaisers. Die Höhe misset 117 Fuß, im Innern windet sich eine Treppe empor.

Schöner als auf der Säule des Antonin, sind die Bildwerke in halberhabner Arbeit auf der 141 Fuß hohen und 12 Fuß dicken Säule des Trajan, welche aus 34 Marmorstücken zusammengesetzt erscheint und in deren Innern eine Treppe von 185 hohen Stufen emporsteigt, zum Gipfel, von welchem aus man die ganze Stadt überblickt. Vormals stund auf dem kegelförmig zulaufenden Knauf der Säule das kolossale Bild des Kaisers, aus vergol-

detem Erze bereitet; jetzt nimmt diese Stelle die Statue des Apostel Petrus ein. Die halberhabnen Bildwerke der Aussenfläche stellen Trajans Sieg über die Dacier vor. Die menschlichen Gestalten, deren man dritthalb tausend zählt, sind von Fußes Höhe, neben ihnen erblickt man Elephanten und Rosse, Kriegsgeräthe und Trophäen.

Von den mächtigen Gebäuden, welche Diocletian der leiblichen wie der geistigen Bildung der Jugend bestimmte, und welche, nach dem Zwecke, welchen nur ein Theil des Ganzen hatte: Bäder des Diocletian genannt sind, sieht man nur noch wenige Reste. Hier waren einst die Versammlungssäle der geistig gebildeten Männer des Volkes: zwei für Philosophen, einer für Dichter und für die Redner der vierte. Ach es hatte diese Versammlungen, mit so reicher Vorsorge, ein wohlmeinender Fürst bedacht; der Geist der Geschichte unsers Geschlechts aber gedachte damals anders: das goldne Haus wurde zu spät dem Vogel erbaut, welcher längst entflogen und dahin war. Bei den Versammlungssälen waren die Gebäude einer griechischen und lateinischen Bibliothek, das Gebäu für die jugendliche Uebung des Ballspieles und ein andres für die warmen Bäder; ein Teich zu den Uebungen des Schwimmens; drei freie Plätze für das Ringen, das Werfen der Scheibe und der Lanze, an den beiden Seiten die Tempel der Minerva und des Mercur. Der Platz der Schwimmer ist jetzt ein Garten, auf jenem der Ringer stehet eine Kirche der Karthäuser, der eine der Tempel ist in eine Kirche der Bernhardiner verwandelt, den übrigen Raum der alten Gebäude nimmt ein Magazin ein.

Hier in der Nähe ist das schöne, laufende Wasser der **Fontana dell' Acqua Felice**, so genannt nach Felix

(Sir-

(Papst Sixtus V.), welcher den alten Springbrunnen des Agrippa: die Aqua Julia wieder hergestellt. Drei Nischen sind in Kalkstein gehauen, neben ihnen stehen vier jonische Säulen. In der mittelsten Nische zeigt sich das Bildniß des Moses, dessen aufgehobner Stab dem Felsen gebeut Wasser zu geben; in den andern beiden stellen Bildwerke in halberhabner Arbeit Gideon vor, wie er am Bache die Mitstreiter sich erliest, und Aaron, der das Volk zum Quell geleitet. Die zwei Löwen sind aus ägyptischem Basalt gebildet.

Wir sahen heute noch eine schöne, reiche Quelle oder vielmehr einen reichen Wassererguß: die sogenannte Fontana di Trevi am Fusse des Monte Cavallo. Hier rauscht noch das Wasser wirklich aus einer von jenen neun Wasserleitungen hervor, welchen unter den bürgerlichen Bauwerken des alten Roms mit Recht, der allgemeinen Nützlichkeit wegen, jener Vorrang gebührt, den ihnen Plinius einzuräumen scheint, wenn er vor allen sie zuerst nennet. Diese Wasserleitung, welche, wie man sagt, auch dem heutigen Rom noch das wohlschmeckendste, frischeste Wasser zuführt, das in der ganzen Stadt gefunden wird, war von M. Agrippa erbaut und von ihm, dem Augustus zu Ehren, Augusta genannt. Sie bringt das Wasser acht italienische Meilen weit vom Sabiner Gebirge herein, nach ihrer anfänglichen Bestimmung, um es dem Campus Martius zuzuführen. Obgleich ihr Lauf großentheils unter der Erde verborgen war, hatten sie dennoch öfters feindliche Heere zerstört und das herrliche Wasser der Stadt entzogen, einmal schon in alter Zeit Julius Cäsar. Claudius hatte sie wieder hergestellt. Als aber in den Kriegen der spätern Zeiten von neuem das gute Werk vernichtet worden, blieb dieser Theil der Stadt Jahr-

hunderte lang ohne das ihm zukommende frische Wasser, bis Nicolaus V. und Pius IV. im Jahr 1560 der „Quelle der Jungfrau" (denn so heißt sie auch) wieder den Weg nach Rom bahnten. Ein Neptun im Muschelwagen mit Tritonen, zieret das große, wasserreiche Becken. Umher stehen korinthische Säulen; Werke der Bildhauerkunst, in halberhabner Arbeit — nach Francesco Salvi's Zeichnungen, schmücken die Wände. Sitze sind angebracht, damit der Beschauende zugleich, in der heißen Zeit des Jahres, am schäumenden Wasser sich abzukühlen vermöge.

Ehe wir zum Quell von Trevi kamen, hatten wir auch heute, nur im Vorübergehen den päpstlichen Pallast des Monte Cavallo (das Quirinal) gesehen. Ich erwähne dennoch sogleich heute, der örtlichen Aufeinanderfolge wegen, das, was wir erst später ein wenig genauer beschauten. Das Quirinal eignete sich schon durch seine Lage, an den herrlichen, weithin laufenden, schattigen, wasserreichen Gärten und durch die entzückende Aussicht über die Stadt und ihre nähere und weitere Umgegend zu einer Sommerwohnung der Päpste. Ueberdieß gewährt auch der Anblick des Innern selber reichen Genuß, denn es wird da die prachtvoll verzierte Paulinische Kapelle gesehen, deren Gemälde von guten Künstlern zeugen; ein Zimmer, von Hannibal Caracci gemalt, dann eine Sammlung von Gemälden, unter deren Meistern wir des Francesco Bolognese (von ihm Moses, vor dem brennenden Dornbusch, dann Isaaks Opferung) Salvator Rosa (Gideon mit dem Ziegenfell), Carlo Maratti (die Geburt Christi) gedenken. — Sehr sehenswerth ist in diesem Pallast die kleine, in Form eines griechischen Kreuzes gebaute Capelle, welche Guido Reni malte und ihr das herrliche Altarblatt (die Verkündigung) gab. Auch von dem trefflichen Meister Thor-

waldsen wird in diesem Pallast der Einzug Alexanders in Babylon gesehen.

Nur mit einem flüchtigen Blicke sahen wir noch im Vorbeigehen den prächtigen Pallast Colonna. Wie kühl muß es sich da, selbst im Sommer, unter den Massen des africanischen Marmors wohnen, aus welchem ein großer Theil des Gebäues und seine Säulenhallen bestehet. War uns doch schon die Kühlung so erfrischend, welche die kleine, nach dem Garten gelegene Säulenhalle eines Kaffeehauses uns bald nachher gewährte. — Die Ruhe that heute wohl, nach einem solchen Wettkampfe der wißbegierigen Augen und der zum Gehen wohlgerüsteten Glieder, mit der Kürze der Zeit, die uns für Rom vergönnt war.

13.

Das Johannisfest und der erste Sonntag in Rom.

Nicht wenig hatten wir uns darauf gefreut, daß unsre Anwesenheit in Rom gerade auf zwei der bedeutendsten Jahresfeste der großen Stadt: das Fest Johannis und Peter und Paul fallen sollte. Das Besehen des Laterans hatten wir uns absichtlich bis auf den eigentlichen Festtag dieser hochgepriesensten Kirche der Welt, bis auf den Johannistag verspart.

Es muß in Rom in der Luft und in der Ruhe der Nacht noch etwas Erquickenderes liegen als anderswo, oder es zeigt sich auch in solchem Falle, was schon die

nach einem menschlich Hohem suchende Seele (wie viel mehr noch der nach einem göttlich Höheren suchende Geist) über den ermüdeten Leib vermöge; wir fühlten beim Erwachen am Morgen des Johannistages nichts mehr von der gestrigen Ermüdung und Abspannung. Unser lieber, junger Freund war frühe schon bei uns und erbot sich uns auch heute zum gütigen Begleiter. Bald waren wir wieder auf den noch stillen Gassen der großen Stadt, dann, am Colosseum vorüber, bei den riesenhaften Trümmern alter Wasserleitungen, endlich in den mächtigen Ruinen der Bäder des Caracalla (Terme Antoniane), welche einen Raum im Quadrat einnahmen, dessen Durchmesser 950 Fuß maß. Noch werden unter den mächtigen Ruinen die beiden Ringplätze erkannt, deren Boden mit Mosaikgetäfel belegt war, dann der Platz der Pinakothek und einige andere Gemächer. Hierauf sahen wir den nicht ferne von da gelegenen, sogenannten Triumphbogen des Drusus und das Grabmahl der Scipionen. Vor dem St. Sebastiansthore (die alte Porta Capena) stehet die Sebastianskirche. Das in ihr enthaltene Grabmahl des Heiligen zieret eine herrliche Statue von Gorgetti, einem Schüler Bernini's, welche den Heiligen in einer liegenden Stellung darstellt. — Hier zum Appischen (oder Sebastians-) Thore hinaus siehet man, denn es ist die Straße der Gräber, überall, zur Rechten und Linken, die Grabmähler des alten Roms. Rührend sprach uns in der kleinen Capelle: Domine quo vadis, der Inhalt der alten, frommen Erzählung an. Der alte Apostel, den der Herr selber einen Felsen genannt, noch einmal und zum letzten Mal durch Freunde aus dem Gefängniß befreit, das ihn für den Martertod des andern Tages bewahrt, eilt bei nächtlicher Weile hinaus aus der

großen Stadt, da, siehe, begegnet ihm der Herr, so wie er einst in der letzten Nacht dem Todesschmerz des andern Tages entgegengegangen. Auf das „Herr wohin gehest du", antwortet der Erscheinende: „ich gehe in die Stadt, damit ich da von neuem gekreuziget werde" und der alte Apostel wendet freudig wieder um zu dem Gefängniß: in ihm ist mächtig der Geist dessen, welcher in und mit den Gliedern seines Leibes, selbst in den Tod gehet.

Hier das Grabmahl der Cecilia Metella, der Tochter des Quintus Creticus, welches der Gemahl, Crassus der Triumvir *), der geliebten Hingeschiedenen aus so mächtig dicken Gesteinmassen erbaute, daß es, obgleich in der Herrscherzeit der Gaëtanis zum Ziel der Kämpfe und zur kleinen Vestung geworden, dennoch die alte Wahrheit bezeugen mußte: daß die Liebe mächtiger sey als alle Waffen des Todes, denn es stehet noch jetzt unverletzt, in seiner alten, einfachen Schönheit da.

Auch der benachbarte Circus des Caracalla läßet noch, in ziemlicher Deutlichkeit die Einrichtung solcher alter Rennbahnen erkennen. Die Länge betrug 1480 Fuß. Der Obelisk, welchen man hier fand, stehet nun auf dem Felsen, über dem Wasserguß und Platze Navona.

Nicht weit hiervon wird das sogenannte Grabmahl der Servilier, dann, nach dem Wäldlein hin, ein kleiner alter Tempel der Minerva gesehen. Erquickend war, in der Felsengrotte der Egeria, nicht allein die Kühle und das erquickende Getränk des Quelles, sondern auch die Erinnerung an Numa, welcher hier, in geheiligter

---

*) Die Inschrift heißt:
Caeciliae
Q. Cretici F.
Metellae Crassi.

Stille, die Nähe des Göttlichen empfunden. Wir giengen nun weiter, über das Feld, da einst Hannibal vergeblich der durch ihre innre Kraft unüberwindlichen Stadt gedroht und an dem kleinen Tempelchen des Ridiculus, hin über das Flüßlein Almo (Acquataccio), in dessen Wasser alljährlich die Priester der Cybele das Bild der Göttin gebadet. Doch uns rief jetzt die höher steigende Sonne hinüber zu dem Tempelgebäu, das heute sein Jahresfest feierte: zum Lateran.

Zum Johannisthor nahend, sieht man da noch die mächtigen Mauern der alten Stadt. Vor der Kirche St. Johannis im Lateran, der Pfarrkirche des Papstes, stehet der höchste der Obelisken, mit denen Rom aus der Beute der fernen Länder sich geziert. Er raget, ohne das Fußgestell, zur Höhe von 112 Fuß. Germanicus führte ihn nach Rom; man hält ihn für das Ehrendenkmahl des kriegslustigen Königes von Aegypten: des Rhamses. Daneben die Capelle mit der heiligen Treppe aus dem Hause des merkwürdigen Zeitgenossen Petrarks, des einstmals mächtigen Tribuns von Rom: des Nicola Gabrino di Lorenzo (Cola di Rienzo). Sie darf nur auf den Knieen erstiegen werden, denn man hält sie für die Treppe an Pilatus Hause. Die Kirche war noch so voll gedrängt, daß wir zuerst bei dem Baptisterium des Konstantin verweilten, einem Gebäude der Pracht jener früheren Jahrhunderte. Auch die Kirche des Laterans ward von diesem ersten der christlichen Herrscher begründet, darum ist sie wohl das älteste noch vorhandne Tempelgebäu der europäischen Christenheit; merkwürdig auch durch eilf Concilien der Kirche, welche in ihr gehalten worden. Aus der Zeit der alten Kunst stammet die eherne Thüre her. Mächtig ist der nach aussen von Pfeilern getragne Por-

ticus; schön der Eingang, mit seinen vier Säulen von weißem Marmor. Im Innern des Tempelgebäus wird freilich nicht selten der einfach ernste Gedanke, welcher, wie es scheint, dem Werke bei seinem Entstehen zu Grunde lag, durch wohlmeinende Einfälle der späteren Zeiten etwas unkenntlich gemacht; doch liegt schon in der Gestaltung und Anordnung dieser Säulen von Granit, von Verde antico und von vergoldeter Bronze, so wie in den Statüen der Apostel und Propheten (gefertigt von Rusconi und Le Gros) eine Kraft, welche ihres gewaltigen Eindruckes aufs Auge des Eintretenden nicht verfehlt. Es wird dann dieser erste Eindruck durch das genauere Betrachten einiger einzelnen Theile noch sehr verstärkt und er wird zur freudigen Bewundrung vor dem Gemälde des großen Michel Angelo, das die Verkündigung darstellt, so wie bei der Kapelle Corsini, deren Architectur, von Alessandro Corsini, von hoher Schönheit ist. Aus dem Altargemälde dieser Kapelle spricht Guido Reni's Geist, auch nach der meisterhaften Uebertragung in die Sprache der Mosaik durch Cristoforo, mächtig an. Der Sarcophag von Porphyr, auf welchem die Statue Clemens XII. ruht, war im Pantheon gefunden und hatte einst, wie man sagt, die Asche des M. Agrippa enthalten. Vier Säulen von vergoldeter Bronze, stehen vor dem einen Altar, welche einst Titus, nach der Zerstörung Jerusalems, dem Tempel des Capitolinischen Jupiters geweiht hatte; wie man glaubt waren es Säulen des Jerusalemischen Tempels selber.

Wir sahen heute zuerst den Papst, wie er, nach vollendetem Hochamt, dem Volk den Seegen ertheilte. Ein freundlicher, mildblickender Mann, voll Würde und kräftigen Ausdrucks der Mienen.

Am Nachmittag war mir noch ein neuer Festgenuß bereitet, im alten, mächtigen Capitol, unter Menschen, deren Macht eine andre ist als die der Steine und der marmornen Bilder. Wie hätte ich es denn jemals vermuthen können, daß mir es auf diesem alten Capitol so wohl ergehen sollte, wie es mir hier ergieng. Niebuhrs Freund und nächster Geistesgenosse wohnet in dem Gebäu des Capitols. Er geleitete mich bei dem Ueberblick über die neue und in ihr noch über die alte Stadt der sieben Hügel; bei dem Ueberblick, der sich in dem obersten Theil des Gebäudes dem Auge darbeut. Wie groß ist diese alte Stadt der Könige noch jetzt, obgleich in dem Umfang ihrer Mauren, welcher acht italienische Miglien misset, nur noch etwa der fünfzigste Theil jener Zahl der Bewohner gefunden wird, welche das alte Rom, zu den Zeiten des Kaiser Claudius in sich faßte; denn nun ist die Zahl der Einwohner gegen 140000, damals war sie fast sieben Millionen. Hehr ist die Aussicht vom Capitol, weit über die Campagna hinüber, in die Gebirge von Albano und Frascati, so wie in die Höhen von Tivoli.

Von der mächtig hohen Mauer, welche das Capitol zu den Zeiten des alten Roms umschlossen, zeigen sich nur noch wenige Reste. Eine alte Kirche, deren Bogengewölbe von Säulen gestützt sind (vielleicht zum Theil noch dieselben, welche Sylla zum Wiederaufbau des Capitols aus Athen brachte) stehet jetzt auf der obersten Höhe des Berges, an derselben Stätte, da einst der Tempel des capitolinischen Jupiters war: getheilt, durch zwei Reihen von Säulen in drei Räume, deren mittlerer dem Jupiter, die andern der Juno und der Minerva geweiht waren. Der Altar, geziert von acht Säulen, welcher

in einem Seitenschiffe des jetzigen Kirchleins stehet, wird für denselben gehalten, den Augustus, zur Zeit von Christi Geburt, dem erstgebornen der Götter errichtete. In dem Hauptgebäude des jetzigen Capitols sieht man schon an der Treppe, welche hinaufführt, beim Springbrunnen, das Bildniß der triumphirenden Roma, aus parischem Marmor, mit Porphyr bekleidet. Unter die bemerkenswerthen Alterthümer der Kunst und zugleich der Stadt gehöret die eherne Wölfin (im Tempel des Romulus gefunden) an deren Füßen noch jetzt die Wirkung des Blitzes erkannt wird, welcher das Bild unter dem Consulat des Cäsars traf. Aus alter Zeit ist der Hirte von Erz, mit dem Dorn im Fuße; an den Wänden des einen Zimmers wird das Auge des Forschers der Geschichte durch die hier eingemauerten Fragmente der römischen Fasten erfreut. — Das eigentlich sogenannte Museum des Capitols enthält viele Werke der alten ägyptischen Kunst, welche einst Hadrian in seiner Villa versammlet hatte. Bei den Gebilden der griechischen und römischen Kunst verweilt man jedoch lieber. Voll tiefen Sinnes erscheinen die Gebilde auf den Sarcophagen, Diana vorstellend, welche dem Schläfer Endymion nahet, oder ein Ehepaar, das sich zärtlich umfasset (das Sinnbild der Treue: der Hund sitzet zu seinen Füßen) und daneben Mercur, der Führer zum Schattenreich, welcher den zärtlich Liebenden Trennung gebeut. Unter den Statuen des Museums zeigt sich jene des sterbenden Fechters; Psyche, fliehend den Zorn der Venus, und eine liebliche Gruppe, in welcher Amor und Psyche sich umfassen, dann die sogenannte capitolinische Venus. — Anderwärts die Büste des Junius Lucius Brutus, voll Ernst und Würde — Trajans Kopf; Köpfe und Statuen berühmter Dichter und Philosophen des Alterthums; Sta-

tuen des Trajanus und Antoninus Pius; die schöne Büste des älteren P. Cornelius Scipio Africanus. Noch in andern Zimmern ein Bachuskopf, von hoher Schönheit; ein Haupt der Ariadne; Alexander, als Halbgott, mit dem flammenähnlichen Haar des Scheitels; ein liebliches Kind, mit dem Vogel in der Hand. Das herrliche Mosaik-Gebilde der vier Tauben ist dasselbe, das schon Plinius beschreibt.

Sonntags am 25sten Juni erfreute uns schon in der Frühe ein Spaziergang hinab an der Tiber, (am Pontefrotto vorüber) dann zwischen den Weingärten und Feldern hin nach der Pyramide des Cästius, welche über hundert Fuß emporraget, und, wie eine Inschrift saget, in 330 Tagen erbaut ward. Sie war einst das Grabmahl des Cästius, welcher zur Zeit des August lebte; die Thür, welche in das Innre führet, dessen Wände mit Arabesken bemahlt sind, ist später hineingebrochen worden. Bei dieser alten Pyramide ist die Begräbnißstätte der protestantischen Christen.

Unweit der Pyramide des Cästius zeigt sich der Berg der Scherben (monte testaceo), so genannt, weil er zu diesem Umfang von fast 500, und zur Höhe von mehr als anderthalb hundert Fuß bloß durch die Scherben und Gefäßtrümmer angewachsen, welche man, in den Zeiten des alten Romes, auf Befehl des Senats hieher zusammenhäufte.

Die Ruhe in der kleinen, deutschen Kirche der Protestanten, an deren Gottesdienst wir diesen Vormittag Theil nahmen, war nicht nur eine Ruhe des Leibes, es war eine tiefe, erquickende Ruhe des Geistes. Die Liturgie, welche die kleine Gemeinde angenommen, hat mich innig ergriffen. Diese Liturgie giebt den Seelen der Versammleten vor allem das Höchste, was der äußre Gottesdienst

geben kann: die Gedanken und Worte des gemeinsamen Gebetes ein. Ausgehend von dem Blick auf das, was der Mensch vor Gottes Angesicht sey, erhebt sie den Geist zur Anbetung Dessen, der den Menschen wieder zu Gott geführt und vermischet zuletzt die Stimmen der Lobgesänge und des Gebetes, wie mit den Stimmen Derer, welche Ihm danken und Ihn preisen ohne Aufhören. Wie ein hehres Tempelgewölbe, das nach oben in der hohen Kuppel sich schließet, endet der Gang jener Liturgie in triumphirenden Hallelujah-Gesängen. Und dabei vernahmen wir auch hier eine Predigt, deren Kraft und Sieg aus dem Worte Gottes kam und aus dem Geist des Gebetes. —

Am Nachmittag besuchten wir, im Geleite lieber Freunde, die Villa Albani. Der Cardinal, dessen Namen sie führt, war Winkelmanns Freund und dieser hat einen großen Theil der hier verwahrten Schätze der Kunst zusammengebracht. — Schon auf der Treppe, in halberhabner Arbeit, ein Philoktet, auf einem Felsen sitzend, unter ihm eine Schlange. Das Plafondgemälde des (obern) großen Saales: der Parnaß, ist von Raphael Mengs. — Alte Basreliefs stellen die Vergötterung des Hercules, ein andres Dädalos und Icaros dar. — Statuen der Minerva, Leucothoa's mit dem kleinen Bacchus und ein Apoll; Faunen und die Büste des Dichters Persius. — Das Basrelief des Antinous, das in Hadrians Villa gefunden worden. — Dann die Büsten von Helden und Dichtern der Vorzeit; die Statue eines gefangenen phrygischen Anführers: Gram in dem, aus weißem Marmor gebildeten Angesicht. Im schönen Garten die kolossalen Köpfe des Titus und des Trajan, und weibliche Karyatiden voll Ausdruck und Anmuth, auf deren Blumenkörben der Architrav des kleinen Porticus aufruhet.

14.

Reise nach Tivoli.

Montags am 26sten Juni fuhren wir in aller Frühe an den Bädern des Titus vorüber, hinaus, des Weges durch die öde Campagna, nach dem unbeschreiblich schönen Tivoli. Selbst der Weg durch die Campagna an den uralten Steinbrüchen und kesselartigen Eintiefungen des Landes vorüber, war für uns nicht ohne besondres Interesse. Es ruhet die Umgegend von Rom großentheils auf altem vulcanischen Grunde, noch zum Theil mit der Asche der vormaligen Ausbrüche bedeckt; dazwischen zeigen sich jedoch nicht selten Hügel von merglichtem Kalk, erfüllt von den Resten der Seeschnecken und Muscheln, und das Auge siehet öfters, über den Aschenboden hin, deutlich die Spuren eines in alter Zeit hier fluthenden Meeres. — Die vielen kleinen Thürmchen, welche man hin und wieder auf der Campagna bemerkt, erinnern an die Zeiten der Heerlager fremder, feindlicher Völker, im Mittelalter, um die große Stadt her. — Einzelne Hirten mit ihren Ziegen und Ochsen werden zerstreut über das grüne hügliche Land gesehen, ihre ärmlichen Nomadenhütten am Wege. Bei den kleinen Lachen dieser Gegend lebt schon nicht selten die europäische Landschildkröte (Testudo graeca), die man in Menge auf dem Markte zu Rom verkauft: das Auge, selbst des schnell Hindurchreisenden, bemerkt eine Mannichfaltigkeit der Arten von Schnirkelschnecken (Helix).

Der Schwefelbach der Ebene vor Tivoli: die Albula („albulae aquae“), verdient eine etwas genauere Betrachtung, so lästig der Aushauch des Schwefels in dieser heißen Jahreszeit der Brust fällt. Am Ursprung des Baches ist ein kleiner See, daneben zwei noch kleinere (Lachen) der Boden umher ist Kalktuff.

Da war denn schon die alte Lucanobrücke über den Arno oder Teverone-Strom und das schöne alte Grabmahl des Plautius erreicht. An dem Abhange des Berges, auf welchem das alte Städtlein liegt, stiegen wir aus dem Wagen und giengen zu Fuß hinauf, im Schatten der Olivenbäume. Bald waren wir bei dem alten Tempel der Sybille und sahen dann hinab in das herrliche, vom Dampfe der Wasserfälle gebadete Thal. Ich weiß nicht, ob die alten Pelasger, welche der Sage nach 300 Jahre vor der Zerstörung Trojas, Tibur gründeten, in ganz Italien eine mächtig schönere Wohnstätte finden konnten, als diese ist: dies ist nicht die Schönheit des kindlich zarten Bacchus, wie ihn Leucothoa auf den Armen trägt, oder des lieblichen Knaben, wie ihn Silenus an der Hand leitet, auch nicht die des erst aufwachsenden Jünglinges, sondern es ist die Schönheit und Macht jenes männlichen, indischen Dionysos, welcher mit der Alles bändigenden Gewalt von der wolkenbedeckten Höhe des Gebirges herabsteigt zum bewohnten Lande und alles was lebt und was die Stimme des Rufenden hört, mit sich hinreißet zum Zuge. Hier ward einst, bald am Aushauch des schweflichten Quelles, bald beim lauten Donner des herabstürzenden Wassers, oder da, wo am Saum des Olivenwaldes der Anieno plötzlich sein Brausen stillet und beruhiget geht, das Lied der ferne blickenden Begeisterung und die Rede der Weissagung vernommen, die

das Künftige kennet. Hier ward das Orakel des Faunus und der Mund der wahrsagenden Albunea befragt (Virg. Aen. VII. v. 81 — 84). Und in der That, jenes wunderbare Stimmorgan der Seele, welches, wie die Saiten der Aeolsharfe vom Lebenshauch der Lüfte, so von dem Walten eines höheren Lebensgeistes bewegt wird, und welches alsdann bald in dem Lied des begeisterten Sängers, dem die Muse Vergangenes wie Künftiges lehrt, bald im Spruche der Weissagung seine innre Kraft zeigt; jenes wunderbare Stimmorgan, welches im Menschen zugleich zum Gewissen wird, entfaltet sich am mächtigsten da, wo plötzlich zu der lieblichen Stille der Natur der Schrecken hintritt; wo über den hellen Glanz der Mittagssonne unversehens der Schauer der Verfinsterung gehet.

Tibur hat mitten in seiner unvergleichlich herrlichen Natur seine Schrecknisse, welche freilich hier so erscheinen wie das Erschrecken der zärtlich liebenden Braut, die den Bräutigam noch weit und lang von sich geschieden wähnte, wenn nun plötzlich, im blühenden Garten, der Geliebte hinter dem Gebüsch der Rosen hervortritt und mit ausgebreitetem Arm der Braut entgegeneilt.

Von dem Tempel der Vesta, mit dem herrlichen Umgang der korinthischen Säulen, welcher neben den Trümmern des Sybillentempels stehet, giengen wir jetzt über die Brücke hinüber, nach der andern, den Wasserfällen entgegenstehenden Seite des Gebirges. An meiner Seele schwebten, wie Bienen, welche reich beladen vom Felde der blühenden Bohnen nach Haus kehren, einige Stellen und ganze Oden des treuen Gefährten meiner Jugend, des Horaz vorüber. Hier soll des Horaz Wohnung in dem geliebten Tibur gewesen seyn; dort gegenüber, aus den noch immer prächtigen Ruinen der Villa des Mä-

cenas, aus deren Hallen einst der Gesang der Dichter und ein Strom des geistigen Bewegens sich ergossen, stürzt sich jetzt mit klarem Gewässer ein Theil des Teverone herunter. Aus den Fenstern und Oeffnungen des Gemäuers quillt die klare Fluth neben dem immergrünenden Epheu herunter, und das Lorbeergebüsch im Thale pflückt sich mit eigner Hand der singende Hirt.

Der Einsiedler neben der kleinen Kapelle, bei deren Gemäuer, wie man glaubt, des Horaz Landhaus gewesen, war nicht zu Haus, wir hätten jedoch auch im Innern des kleinen Gebäudes nichts anders gesehen als was wir von aussen bemerkten.

Mich zog indeß der Anblick des großen, über die Hölen des Felsens hinabstürzenden Wasserfalles in gerader Richtung, durch Wald und Gebüsch, hinunter ans Ufer des Flusses. Der Weg, zum Theil über rolliges Gestein und durch verwachsenes Dickicht, war beschwerlicher als ich es gemeint und dazu machte der Sommermittag heiß. Desto erquickender war die Kühle am Staubregen des donnernden Wasserfalles und im Schatten des grünbewachsnen Felsen. Oben der Tempel der Sybilla, dort die Grotten, in deren Wogen-umrauschtem Dunkel die Ahndung des Künftigen ruhete.

Ich hätte den mühsamen Weg ersparen können, denn weiter am Fluß hinabwärts, nach jener Gegend hin, da sonst Faunus im Dunkel des Hayns sich verbarg, steiget ein Weg allmälig zum Fluß herunter. Hier begegnete ich den Freunden.

Am Mittag saßen wir in dem kühlen, oberen Zimmer eines kleinen Wirthshauses. Denn in einem andren, größeren, hatte man die Forderung höher gestellt als gewöhnlich, „weil, so sagte die Wirthin, wir Deutsche

seyen und die Deutschen etwas mehr tränken als Andre.“ Dieses Wort hatte die jungen Freunde, welche die Mahlzeit bestellten, verdrossen, „denn sie waren keine Solchen, die mehr trinken als Andre“ darum der Tausch. Die gute Hausfrau, ermüdet vom Gehen und von der Wärme, hatte sich auf ein Ruhebette gelehnt um zu ruhen, aber hierzu ließen es die Schaaren jener Lebendigen nicht kommen, welche nicht der fröliche Gesang oder das laute Sprechen, sondern schon die Nähe des Menschen zur hüpfenden Bewegung weckt.

Bald nach Mittag waren wir wieder bei den kühlen Wasserfällen. Wir hatten uns ihnen jetzt unmittelbarer, vom diesseitigen Ufer und gleich von der Stadt her genaht. Durch Gärten stiegen wir hinab neben und unter den Wasserfällen, in die Grotte des Neptuns und in das wiederhallende Haus der Albunea.

Gekühlt und an allen Gliedern erfrischt, giengen wir nun hinüber zu dem Gemäuer der Villa des Mäcenas. Seelenvergnügt wandelten wir auf dem Fußboden der Säle, da einst, in der Gestalt und dem Gewand auch der andren sterblichen Römer, Geister bewirthet worden, deren Geschäft es war, ein andres Capitol zu gründen, ein andres Rom zu bauen, als jenes von Stein und von Balken war, das die Flammen verzehrten und Barbaren zerstörten. Auf den hochgelegenen Grund ihrer unsterblichen Werke hat sich das große Rom in verklärter, vergeistigter Gestalt gerettet und bestehet hier unbesiegbar durch Flammen und durch die Hand der Barbaren. Nicht ohne ein besondres Walten der ewigen Weisheit. Denn wie die eherne Kraft des leiblichen Roms die Völker geweckt und über die niedergestürzten Scheidewände, die zwischen ihnen waren, sie zusammengeführt zum Anhören

des

des Wortes, so hat, wie der Festruf der Glocken, das geistige Rom, die Zeiten und Zungen versammlet zu einem gemeinsamen Bauwerk des Vorhofes eines Tempels, dessen Herrlichkeit nicht aufhören wird. — Fröhlich gesegneten wir vom Dach des Gemäuers das reiche Paradies der Gegend und das gastliche Haus des großen Mäcenas.

Die Trümmer der großen, prächtigen Villa des Hadrians machen in dieser stillen, und doch so rauschend bewegten Natur; machen neben der Villa des Mäcenas den sehr unangenehmen, störenden Eindruck, den plötzlich in der Gesellschaft freudig bewegter, nahe befreundeter Geister, das Erscheinen eines hoch-vornehmen Mannes macht, der sich des äußern Vorrechts des Standes nicht zu begeben vermag, sondern welcher der Freude zu schweigen gebeut und den Augen und Ohren: auf ihn allein zu merken. Mich hat diese Pracht in Trümmern nicht angesprochen, ihr Untergang mich nicht gerührt, nach wenig Wochen war der Eindruck des Anblickes ganz verwischt.

Im Gasthaus zur Sonne erquickten wir uns jetzt noch an Tivolis trefflichem Wein und kühlendem Wasser. Erst bei ziemlich später Nacht kamen wir wieder bei den Mauern von Rom an. Noch ein Blick auf das von Nacht umschattete, mächtige Gemäuer des Colosseums und die Trümmer der Tempel und bald dann waren die Wohnung und das Lager der Ruhe erreicht.

15.

Das Peter- und Paulsfest in Rom.

Die noch übrigen Tage unsres (kurzen) Aufenthaltes in Rom vergiengen als seyen es einzelne Augenblicke. Sie wurden zum Betrachten der Stadt und ihrer Herrlichkeiten verwendet, so gut wirs vermochten und zur Erhöhung des Genusses, den sie uns gewährten, trug es nicht wenig bei, daß gerade um jene Zeit das herrlichste Fest der Stadt: Peter und Paul fiel.

Von nun an war der edle Bunsen öfters unser Führer, ihm allein verdanken wir es, daß wir in so wenig Tagen noch so Vieles und Bedeutendes, und dies auf die rechte Weise sahen. Ich erwähne von dem Gesehenen Einiges und fasse zum Theil hierbei zusammen, das was uns noch der diesmalige, und, bei der Rückreise aus Neapel, der spätere kurze Aufenthalt in Rom gewährte.

Unvergeßlich wird mir der Morgen bleiben, den ich mit dem Führer, dessen Geist im alten, wie im neuen Rom das Bürgerrecht gewonnen, mitten unter den Denksteinen der ältesten Zeit der Stadt zugebracht. Hat doch sogar die Ueberlieferung, in der Sitte des Volkes den Grundriß der alten, zerstörten Formen so unzerstörbar fest aufbehalten! Wie einst hier am Ufer der Tiber, unter dem romulischen Feigenbaume, den noch Livius sahe, und in dessen Schatten, der Sage nach, Romulus und Remus ausgesetzt worden, die Mütter des heidnischen Romes ihre kranken oder schwächlichen Kinder zum

Tempel des Romulus trugen, damit sie Genesung empfiengen; so tragen noch jetzt in gleicher Absicht die Mütter die krankenden Kinder in dasselbe Gemäuer, das nun eine Kirche der heiligen Theodora geworden ist.

Hier, beim kleineren Ehrenbogen des Severus, welchen die alte Kunst mit mehrern (zum Theil wohlerhaltnen) Bildwerken geziert, fließt noch jetzt, mit klarer Woge die Quelle Juturna, der eigentlich einheimische Brunnen des alten Romes, bei dessen Rande, nach alter Sage, am Abend nach der Schlacht am Regillus, welche die Befreiung Roms von Tyrannengewalt entschied, zwei junge Kämpfer (es waren Castor und Pollux) den Leib erfrischten und die Rosse tränkten, indem sie zugleich dem Volk den errungenen Sieg verkündeten. Die beiden Zwillingsgewölbe der Tempel, deren halbe Rotonden nach Süden und nach Norden gekehrt sind, waren, wie man glaubt, jene der Sonne, diese der Mondgöttin geweiht.

Der sogenannte Ehrenbogen des Janus, ist ein Bauwerk aus der späteren: aus Theodorichs Zeit. Unfern von hier die Kirche, welche einst zur Schule der Beredsamkeit gedient und in welcher noch der heilige Augustin gelehrt. Dabei jene große, steinerne Maske des Jupiter Pluvius, in deren geöffneten Mund, nach einer seltsamen Dichtung des Volkes, die Schwörenden ihre Hand gelegt. Wie ein Bauwerk alter, cyklopischer Macht und Gewalt erscheinen, am Ufer der Tiber die Ausgänge der alten Kloaken.

Nach einer andern Seite stehet der kleine, von Numa begründete Tempel der Vesta, in dessen Säulengang von korinthischer Ordnung sich die Mauer des jetzigen Kirchleins hineingelegt und so noch die runde Form des Tempels bewahrt hat. Hier war das Haus des Numa, des-

sen Stätte jetzt kein Trümmer mehr mit Sicherheit bezeuget. In dieser Gegend der Stadt zeigen sich, im Tiberstrom, drei merkwürdige Bauwerke der Vorzeit. Dort fernab gelegen erhebt sich aus dem Wasser noch das Gemäuer von der Brücke des Ancus Martius, dem alten pons suplicius, auf welcher einst Horatius Cocles den Andrang der Feinde gebrochen. Weiter stromanwärts die mächtigen Ruinen des alten pons Palatinus (jetzt ponte rotto) von dem Ueberwinder Carthago's, P. Scipio erbaut. Was diesen beiden alten Brücken widerfahren, das konnte nicht einem der merkwürdigsten und festesten Bauwerke des alten Romes geschehen: der von hier, noch weiter stromanwärts gelegnen Tiberinsel. Diese, auf welcher jetzt die St. Bartolomäuskirche mit einem Gemälde von Ant. Caracci und ein Hospital, nebst noch mehrern andern Gebäuden gefunden wird, hat zu ihrer Grundlage ein Gemäuer, das in Form eines steinernen Schiffes tief in das Bette des Stromes hinab- und bedeutend hoch über seine Wasserfläche hervorsteigt. Es war dieses seltsame Gebäu jenem Schiffe nachgebildet, welches die geheiligte Schlange des Aesculap von Epidaurus gen Rom führte. Auf diesem steinernen Inselschiffe stund vormals der Tempel des Aesculap, nach welchem, Genesung hoffend, die Kranken sich bringen ließen: man sieht von seinen Mauern noch Ueberreste. Ihren ersten Boden sollte diese Insel, noch ehe sie das Steinschiff umschloß, durch die Getreidegarben empfangen haben, welche das Volk nach der Verjagung der Tarquinier vom Felde derselben genommen und aus Haß ins Wasser geworfen hatte. Es stauchte sich, sagt man, an der Masse der Garben das Wasser und häufte hier Sand und Schlamm zur Insel an.

Der Tempel, welchen Servius Tullius der Fortuna virilis erbaute, ist ein Kirchlein der ägyptischen Maria geworden; gegenüber erblickt man die Trümmer des Hauses Rienzo.

Wir sahen auch am ersten Tage nach der Rückkehr aus Tivoli, die Bäder des Titus, deren mächtige Ausdehnung von der Nachbarschaft des Colosseums weit hin über den Mons Esquilinus gieng. Der unterirdische Theil dieser mächtigen Gebäude hat sich ziemlich wohl erhalten. Dieser enthielt nach den vier Seiten des Umfanges hin die eigentlichen Badestuben, neben denen Reihen von Hallen und Gewölben sich hinziehen, die in ihrer Mitte prachtvolle Säle und Zimmer umfassen. Diese unterirdischen Gewölbe, deren Wiederentdeckung über die Geschichte der alten Malerei so wichtige Aufschlüsse gegeben, waren durch die Besitzer der Weingärten, denen diese prachtvolle Ruine zum Boden dient, allmälig verschüttet und so dem Auge entzogen worden. Den Schutt und Abwurf der Feld- und Gartenarbeiten, welchen viele Menschenalter hier aufgehäuft hatten, ließ Napoleon hinwegräumen und so noch einen ansehnlichen Theil der herrlichen Frescogemälde dem Untergang entreissen.

Das Auge eines Mannes aus unsrer jetzigen Zeit der Kämmerlein findet hier Anlaß genug zum Staunen, denn hier hat nicht jene höchste Gewalt des Geistes gewirkt, welche zu allen Zeiten Außerordentliches (in der christlichen Zeit die herrlichen Tempel) hervorrief, sondern diese Thermen hat nur der eigentlich bürgerliche Gemeingeist gebaut, auf welchen auch unsre Zeit so viel sich zu gut thut. Die Gänge, wie die Zimmer, waren mit Marmor getäfelt; die Malereien in den Hallenumgängen und Sälen: Landschaften und Gebäude, auch historische Gegen-

stände darstellend, sind so meisterhaft, daß Mehrere behaupten wollten, Raphael habe hier die Grundgedanken zu den Gemälden der Logen und Stanzen des Vaticans gefunden, und habe aus diesen, zu seiner Zeit noch nicht verschütteten Gewölben, manche Compositionen und sogar Umrisse einzelner Gestalten entlehnt. Vielleicht lehrt jedoch diese Uebereinstimmung nur die allbekannte Wahrheit: daß auch der alten Kunst dieselbe Welt der innren Anfänge, welche das leiblich Schöne gestaltet und bewegt, zugänglich gewesen, der sich die neuere genaht. Denn zu dieser Welt findet Jeder den Zutritt, der sich von dem Aeußren und Vergänglichen, nach einem Innren und Ewigen hin zu wenden verstehet. Mächtig, bis zur Höhe mehrerer unsrer Stockwerke, wölben sich die Bögen der Hallen hinan. Tageslicht konnte die Meisterwerke der Malerei, welche die Wände, auch bis zu dieser Höhe hinauf schmücken, nicht beleuchten: dies that das Licht der Lampen, bei welchem hier unten das Auge von der Ueberreizung vom Tagesglanz ausruhete. Von jenem untren Geschoß führten, dies zeigen noch Spuren, Treppen hinauf ins obere, oder vielmehr Treppen von diesem zu jenem herunter. Von dem oberen Theil des Gebäudes, den Leibesübungen und nicht minder auch den geistigen Beschäftigungen gewidmet (denn hier fanden sich Bücher zum öffentlichen Gebrauch bestimmt), zeigen sich nur noch undeutliche Spuren. Die Pracht des unteren läßt auf jene des zerstörten oberen, in der Mitte seiner Gärten und Uebungsplätze schließen. Die Bäder des Titus, wie jene des Diocletian und Caracalla sind für die späteren Menschenalter die Fundorte der herrlichsten Bildsäulen gewesen und hunderte der prächtigsten Marmorsäulen sind aus ihnen entnommen worden, mit denen man schon seit Con-

stantins Zeit die christlichen Kirchen und die Palläste geschmückt hat.

Die sogenannten 7 (eigentlich 8) Säle, in der Nähe der Bäder des Titus werden für die Wasserbehältnisse gehalten, aus denen die Bäder ihren Zufluß bekamen. Diese Behältnisse selber empfiengen das Wasser aus dem Aquaeduct des Claudius.

Zu andrer Zeit wurde von uns die Villa Ludovisi am Monte Pincio besucht, da wo sonst (wie man meint) die Gärten des Sallust gewesen. Zwei Gebäude, zwischen denen ein Garten. Das eine, welches Dominichino erbaut, enthält noch immer mehrere treffliche Antiken; im andern ward ein Plafond-Gemälde von Guercino (Aurora und Tithon) und mehrere Landschaftsgemälde von Dominichino gefunden. Auch der Garten enthält unter den Gruppen der immergrünenden Gewächse, manche treffliche Alterthümer. Ein schlafender Silen, die süße Ruhe darstellend, welche der Ermüdung des Tages folgt, liegt auf dem Denkzeichen jener tieferen Ruhe, welche der Mühe des Lebens folgt: auf einem Sarcophag. Ein andrer Sarcophag, der einst die Reste zweier im Leben liebend verbundnen Eheleute umfieng, scheint aus späterer Zeit. Außerdem viele Urnen, halberhabne Arbeiten und Bildsäulen. Der Umfang der ganzen Anlage der Gärten misset eine italienische Meile.

Die Villa Borghese vor der Porta del Popolo, auf dem alten Marsfelde, gewährt besonders in dieser Jahreszeit, in ihren weiten, reichen Anlagen sehr erwünschten Schatten und Kühlung des Wassers. Die Villa selber enthält eine Fülle von Werken der alten Bildhauerkunst, dann Gemälde von Paul Veronese, Tizian und Mengs.

Vom Theater des Marcellus, welches Augustus erbaute und nach dem frühe verstorbenen Sohne der Schwester: Marcellus benannte, stehet nur noch die untere Hälfte: zwei Reihen von Bögen, deren oberste von jonischen, die untere von dorischen Säulen getragen wird. Unweit dieser Ruinen zeigen noch einzelne Trümmer die Stätte an, wo einst der große Porticus stund, womit August das Andenken der Mutter des Marcellus: der geliebten Schwester Octavia ehrte, und die Stätte eines benachbarten Tempels der Juno.

Vor der Porta maggiore (ehemals Praenestina) sieht man noch jetzt, zum Theil hoch in der Luft schwebend, von weiten Bögen getragen, die Reste jener Wasserleitungen, deren hier sechs zusammenkamen. Die höchste von ihnen, nach ihrem Begründer, Claudius genannt, empfieng das Wasser, das sie der Stadt zuführte, noch weit hinter Tivoli. Ein alter Pfeiler, welchen die jüngere von Aurelian gebaute Stadtmauer einschließet, gewährte zu unterst der Marcischen Wasserleitung den Eingang, nach ihrem Erbauer, dem Aedilis Marcius genannt. Ueber dieser war die Tepula, zu oberst die Julia, (die Wasserleitung des Agrippa) gelegt. Ein vierter Aquaeduct führte durch unterirdischen Canal das Gewässer des Teverone herein; an einer andern Stelle kamen die schon erwähnte Wasserleitung des Claudius und Anio novus zur Stadt. Alle diese Ströme des Wassers sammleten sich, jeder besonders, in den Abtheilungen des Trajanischen Wasserbehälters (Castellum), dessen Reste am Thor sind, und jeder Strom wurde zu besonderem Gebrauch, der eine in die Brunnen, der andre in die Bäder geführt.

Weiter hinaus nach dieser Richtung erblickt man,

bis zu der schönen Rotunda, welche den Namen des Torre degli Schiavi führet, mehrere Grabmäler und andere bemerkenswerthe Ruinen.

Vor der Porta pia (die alte Nomentana) stehet das Grabmahl der heiligen Constantia (der Tochter des großen Constantins). Es ist ein rundes Kirchengebäu, dessen Kuppel viele Säulen tragen. Vor der Kirche sind Spuren, wie es scheint, eines alten Uebungs- oder Spielplatzes.

Einen Nachmittag des Aufenthaltes in Rom verbrachten wir auf dem Palatinusberge, unter den Trümmern der alten Kaiserpalläste. Es ist hier die ganze Höhe, nach allen Richtungen hin von Bögen und Säulentrümmern bedeckt, dazwischen sind Oeffnungen zu tief gelegnen, unterirdischen Gewölben. Auf den alten Kaiserhöfen gedeihen Kohlpflanzen und andre Gartengewächse; wir pflückten uns hier die ersten reifen Feigen und nahmen vom Gemäuer zum Andenken einige schönfarbige Blüthen des Kappernstrauches. In jenem Theile der alten Palläste, der sich in der Villa Farnesiana findet, werden die Bäder der Livia gezeigt: zwei unter dem Boden gelegene Zimmer, mit vergoldetem Täfelwerk und Gemälden geziert. Ein andrer Theil, in dem Umkreis der Villa Magnani gelegen, wird durch die schöne achteckige Rotonda merkwürdig, zu deren kühlen, tief unter dem Boden gelegnen Räumen das Licht von oben, wie im Pantheon, hinabfiel. Noch jetzt möchte es sich hier, nach des Tages Last und Mühen lieblich ruhen und es ist als zögen dem Träumenden da noch die großen Gedanken und Sorgen mancher der edleren Herrscher, welche hier verweilten, an der Seele vorüber. Nero's goldnes Haus setzt noch jetzt, im Staube seiner Trümmer in Erstaunen. Einst erschien, nach Tacitus Ausdruck, das große

Rom nur wie ein Anbau an die Wohnstätte des Weltenherrschers, nun ist diese zur großen, unverständlichen Ruine unter den andern Ruinen geworden, welche in und bei der großen Stadt liegen. Der Stamm des Epheus mit dem Kappergesträuch haben sich dahin gebettet, wo bei Nacht der Herrscher auf goldnem Bette ruhete; aus den Ritzen des Gemäuers blicket die grüne Eidechse hervor, und wie sie, im Sonnenglanze den Leib wendet, will sie dem beschauenden Auge es glauben machen, sie selber trüge das mit Gold und mit dem Grün der Smaragden verzierte Gewand der Kaiser.

Hier, auf des Evanders altem Grund und Boden hatte Romulus schon die Wohnung der Herrscher begründet, Augustus war daselbst geboren (noch will man des Hauses Trümmer kennen) und bauete hier zuerst einen Pallast der Cäsaren. Sein Hippodrom ist nun ein Fruchtgarten; in der aula palatina (dem Audienzsaale) des Domitian sahen wir Gartengeräth; an der Stelle des Tempels des palatinischen Apolls, von August mit der Fülle aller Künste geschmückt, stehet jetzt ein Kloster der Franziscaner.

Herrlich und Gedanken-weckend ist die Aussicht vom Berge der Kaiserpalläste. Hieneben lieget das alte Forum mit seinen Pallästen und Tempeln in Graus und Trümmern; an den mächtigen Circus, zwischen dem Palatinusberg und dem westlichen Aventinus gelegen, dessen Marmorsitze und gewölbte Hallen, von Cäsar erbaut, 300000 Zuschauer umfaßten, erinnert nur noch vereinzeltes Gemäuer, das unter den Weinreben hervorragt: es ist der größte Theil der alten Stadt, wie zur unbedeutenden Vorstadt und zur Wohnung der Gärtner geworden; dagegen die jenseits gelegne, verachtete Vorstadt der armen

Fischer hat die Pracht und Herrschaft der alten Stadt empfangen.

Am Nachmittag und Abend vor dem Peter= und Paulsfeste war nicht nur eine Wasserleitung, welche Erquickung und Freude mit sich führte, sondern es waren, wie im alten Rom, wenigstens neun zu unsrer Seele geleitet, denn diese Stunden sind voll äußren, wie innren Genusses der Sinnen gewesen, so wie nur wenig andre auf dieser ganzen Reise. Wir giengen über den Ponte Sisto hinüber in die Stadt, jenseits des Stromes. Im Pallazzo Farnesina sahen wir den großen Saal, den zuerst Raphael mit einigen seiner Schüler durch Gemälde geziert, dann Carlo Maratti, weil vieles schadhaft geworden, von neuem übermalt hat. Hier ist, sinnvoll dargestellt, die Geschichte von Amor und Psyche, so wie anderwärts Galatea, umringt von Tritonen zu sehen.

Noch von Augustus Vorsorge für die Stadt zeuget die wasserreiche Fontana di Paolo, welche nahe an der Kirche Pietro in Montorio, auf dem Berge Janiculus, aus drei breiten Röhren hervorströmt. Es ist dies, wenn man die Menge der hier vorquellenden Fluth beachtet, der ansehnlichste Springbrunnen der Stadt.

Auf dem Wege, den wir, die Stadtseite jenseits der Tiber durchkreuzend, nach dem Vatican nahmen, kamen wir an einem öffentlichen Begräbniß (im Vorhof einer Kirche) vorüber, welches gerade geöffnet worden, um zu dem Haufen der andern da aufgethürmten Leichen einen andern Leichnam (ohne Sarg) aufzunehmen. Uns verscheuchte alsbald der Geruch der Verwesung, der aus der geöffneten Tiefe stieg.

Der Gedanke des Todes und der Verwesung ward bald nachher, wie in einer von oben her entzündeten

Flamme verklärt und geläutert, als wir jetzt in die Sixtinische Kapelle des Vaticans traten und die Schrecknisse, so wie die Freuden des Riesengeistes Michel Angelo nachfühlten, unter denen er das Gemälde des jüngsten Gerichtes zuerst sich gedacht und nachmals ausgeführt hat. Staunend vor der Tiefe der Ewigkeit und wie anbetend, erscheinen, um das große Werk des Gerichtes, die Bilder der Propheten und der weissagenden Sybillen. Dort neben dem Eintritt ins Leben der Ewigkeit, der Eintritt in das Leben der Sichtbarkeit und der Zeit: die Schöpfung des Menschen.

In dem hehren Tempelgebäu St. Peters wurden schon Vorbereitungen zum morgenden Fest und seiner heutigen Vorfeier gemacht. Als wir hier einige Zeit geruht hatten und uns gesammlet, da ertönte, aus der einen Kapelle, ein Gesang in Palästrina's Geist und hehrer Weise. Ja, dies ist die Stimme des Siegers über Schmerzen und Lust, welche vom Geschlecht des Staubes sind. Als Papst Marcellus II. die Kirchenmusik ganz abschaffen wollte, weil dieselbe ihre alte Würde verloren hatte und in den Händen der damaligen Zeit sehr entartet war, erlangte es Pietro Aloisio da Palästrina, daß von ihm eine Messe vor Ausführung des päpstlichen Beschlusses in der Sixtinischen Kapelle gegeben wurde. Es geschah dies am Ostersonntag 1555. Marcellus gab seinen Vorsatz auf, denn eine solche Musik, das hatte er gefunden, stört nicht nur die Andacht nicht, sondern sie erhöht sie. So hatte Palästrina der Musik jenes Element gerettet und erhalten, das allein jeder Kunst die rechte innre Kraft und das Leben giebt, welches in andern Seelen Leben weckt: „den Dienst am Hause des Herrn." Der treffliche Meister schuf eine Fülle

von Gesängen, in denen jene Einfalt und ergreifende Gewalt wohnen, welche das „höhere Element" der Menschenstimme und ihren Tönen mittheilt. Von 1571 war er Capellmeister an der Peterskirche. Als er 1592 am 2ten Febr. starb, da war ganz Rom innig bewegt. Viele Tausende der Bewohner, aus allen Ständen, folgten dem Leichenbegängniß, die Gassen der mächtigen Stadt hallten wieder von den Tönen des herrlichen Gesanges des großen Meisters „Libera me Domine*):"

Der Abend kam, wir hatten uns zuerst in dem wohlbekannten Garten, in der Nachbarschaft der St. Peterskirche niedergelassen und sahen von hier aus, hoch an dem mächtigen Gebäu, die Vorbereitungen zur Illumination treffen. Als aber jetzt acht Uhr nahete (in dieser südlich gelegnen Stadt tritt dann, selbst am 29sten Juni, schon das nächtliche Dunkel ein) begaben wir uns zu einer, dem Hauptzugang der Peterskirche unmittelbar gegenüber, auf dem Petersplatze selber gelegnen Osteria, wo man für wenig Geldes Stühle haben kann. Ich erstaunte hier, so wie noch mehr eine Stunde später, beim Feuerwerk, über die Stille, die Sittlichkeit dieser eng-

---

*) Auch von Gregorio Allegri, der seit 1629 Sänger in der päpstlichen Capelle war, hörten wir zuweilen Gesänge. Von diesem Meister ist es bekannt, daß er in unwiderstehlichem Drange der Wohlthätigkeit und Liebe zu den leidenden Brüdern, das Elend und die Noth der Menschen in den Gefängnissen und Krankenhäusern aufgesucht habe, um, nach Vermögen, zu helfen und zu trösten. Allegri war geboren zu Rom 1590 und starb 1652 (nicht, wie eine andre Angabe wollte 1640). Am bekanntesten ist von diesem Meister seine herrliche Composition des „Miserere."

gedrängten Volkshaufen. Da war kein gegenseitiges Stoßen, kein sich vorwärts drängen, kein störendes Geschrei zu merken: Einer machte dem Andern bescheiden Platz, so gut dies nur möglich war; durfte aber auch nie fürchten, von seinem Ort hinweggedrängt zu werden. — Noch arbeiteten viele Männer an der Anordnung der Lampen, welche das Frontispiz zieren sollten (was oben noch geschahe konnte man nicht sehen) als nur wenige Minuten an acht fehlten. Als aber nun die Glocke schlug, da erglänzte auf einmal das ganze ungeheure Gebäu, bis hinauf zu seinem Gipfel, in dem Lichte der Tausende von Lampen. Ein unbeschreiblich schöner Anblick! Die hundertfältigen Reihen und Bögen der Lampen sind so gestellt, daß sie alle Umrisse des Gebäudes, jeden einzelnen hervortretenden Theil beleuchten: daß sie dem mächtigen Bau in alle seine Wendungen und Entfaltungen folgen. Es ist so, als sey das ganze vorhin undurchsichtige steinerne Gebäu zu durchsichtig lauterem Golde geworden: in der That, die Hausfrau hatte recht, wenn sie sagte, es sey ihr, als erinnere dieser Anblick an eine Stadt, „gebaut von lauterem Golde, gleich dem Glas, die Gründe geschmückt mit Edelsteinen." — Es schlug halb neun, da geschahe die sogenannte Wandlung: es entzündeten sich in Blitzesschnelle die Pechpfannen über den ganzen Umfang des Gebäus hin: das Auge hatte jene Empfindung, die das Ohr ergreift, wenn auf einmal der Gesang unter dem Hall der Posaunen mit dem lauten, tausendstimmigen Hallelujah endet.

Allmälig hörte man jetzt das Rasseln der Wägen, und bemerkte die Bewegung der Fußgänger hinüber nach der Tiberbrücke und zum freien Platze jenseits der Brücke (Piazza di ponte). Denn mit dem Glockenschlag Neun

beginnt das Feuerwerk (die Girandola) auf der Engelsburg. Auch wir schloßen uns an die hinübereilenden Haufen an und stunden heute (weil es uns unbekannt war, wie leicht man in den an die Tiber gränzenden Häusern einen Ort zum Zuschauen haben könne) mitten unter der Menge, auf der Piazza di ponte. Da waren Zuschauer, wie es schien, gar weit hergekommen zu dem merkwürdigen Anblick: einige so müde, daß sie mehrmalen sich auf das Steinpflaster der Straße niederlegten und ruheten, bald aber wieder zum Zuschauen und den Ausbrüchen des Entzückens sich von neuem erhuben. — Als die große Glocke an der Peterskirche das letzte Viertel der Stunde ausgeschlagen, siehe da stund, als ein Gebäude aus Feuer und Flammen gebildet, vor unsren Augen, das alte, nicht mehr ganz vorhandne Gebäu von Hadrians Mausoleum. Denn die Feuerkünstler hatten in ihrer Flammenzeichnung alle Umrisse jenes mächtigen Werkes, so wie sich dieselben aus älteren Darstellungen und aus dem noch jetzt Vorhandenen errathen lassen, mit wundervoller Treue nachgebildet. Aber das stille, schöne Gemälde der Flammen verwandelte sich nun bald in ein unruhiges, furchtbares Wogen und Toben der Feuerströme, wodurch das Auge übersättigt und geblendet, das Ohr übertäubt wurde. Die Hausfrau sagte, ihr sey es, als erinnre diese furchtbar schöne Girandola an die Schrecknisse eines Feuers, das nie verlöschet. Wir blieben jedoch bis zu dem Augenblick, da mit lautem Donner der Feuersee auf einmal seine Dämme vollends durchbrach und wie mit dem Krachen der Felsenstücke, die an einanderstoßen, sich zerstäubte und verlöschte. Führwahr, eine solche Illumination und solches Feuerwerk kann nur Rom hervorbringen, denn es gehören dazu eine St. Pe-

terskirche und ein Begräbnißgebäu des Hadrians. — Als wir über die stillen, dem geblendeten Auge so dunkel scheinenden Gassen nach Hause, in unser hochgelegnes Zimmer gekommen, freuten wir uns noch lange an dem Anblick der Peterskirche, deren Lampen erst nach Mitternacht verlöschten.

Am Peter- und Paulsfeste eilten wir ziemlich frühe zur Peterskirche, welche heute in ihrem höchsten Schmucke pranget und von den Gesängen des Festes wiederhallet. Die Tausende und Tausende, welche hier feierten, wogten still und ohne störende Unordnung in das Gebäu hinein. Erst jetzt, an der Menge des Volkes, das sich in diese Hallen verlor, konnten wir recht ermessen, wie ungeheuer groß der Umfang des Gebäues sey. Der Papst hielt heute das Hochamt am Hauptaltar und alsdann, unter dem Thronhimmel sitzend und so getragen, den feierlichen Umzug in der Kirche. Der Freundlichkeit einiger deutscher Schweizer verdankten wir es, daß wir alles so genau sahen, denn sie ließen uns bis an, ja in ihre Reihen selber treten, und es schien keinen Anstoß zu geben, als wir Protestanten, da alles Volk bei der Annäherung des Papstes knieete, dies nicht mit thaten.

Wir besahen auch an diesem und dem nächstfolgenden Tage zu wiederholten Malen jene Werke des alten und neuen Romes, und jene Sammlungen, die uns die liebsten geworden waren, besonders den Vatican, die sixtinische Kapelle und die mächtigsten, so wie die ältesten Denkstätten der alten Stadt. Am letzten Nachmittag, als wir noch einmal die Peterskirche besucht hatten, stiegen wir hinan zur Kuppel, und alsdann über diese hinauf, zur mächtigen Aussicht vom Dache, und endlich, an der Leiter in der etwas dünnen Röhre, auf welcher die

Kugel

Kugel stehet, empor, in diese hinein. Hier saßen wir Alle (wir waren unsrer acht) so bequem auf den Bänken, die im Umfang herumstehen, daß noch mehrere Andre neben uns Platz gefunden hätten. Durch die ritzenförmigen Oeffnungen des Thurmknopfes, durch welche wir weit hinausschauten über Stadt und Land, sauste die Zugluft mit dem Tone des Glockengeläutes herein und hinaus. Dieses Bauwerk der Thürme und Zinnen, unter und über welchen man sich auf der Höhe der Peterskirche befangen siehet, erscheint in der That wie eine kleine Stadt. Wie niedrig waren von hier aus die Cypressen und doch wie hehr huben sich bald nachher die grünen Pyramiden ihrer Gipfel neben uns empor, als wir in ihrer Nähe im Garten ruheten. Wie schnell weiß das messende Auge seine Kreise zu verengern oder zu erweitern: der eigne Leib ist klein neben dem Gebäu der Riesen und bleibt auch noch immer klein genug, neben dem Wuchs der hohen Cypresse.

Wir hatten in Rom in den letzten Tagen unsres Aufenthaltes mit Schuld der eignen Unvorsichtigkeit einen Verlust (durch Diebstahl) herbeigeführt, welcher in dieser Stadt, in welcher der Fremde so vielfach begünstigt und geschützt ist, etwas sehr Seltenes seyn soll. Schon erschien es zweifelhaft, ob auch jetzt die Mittel zur Reise nach Neapel noch ausreichen möchten, der gute Muth der berechnenden Hausfrau gab indeß den Ausschlag: „nach Neapel führe mich der innre Beruf der Wissenschaft" — die Reise wurde gemacht.

16.

Reise von Rom nach Neapel.

Sonnabends am 1sten Juli, am frühen Morgen, verließen wir das herrliche Rom mit der Hoffnung im Herzen, daß wir es ja bald noch einmal sehen sollten. Der Weg durch die Campagna führt bald näher, bald ferner an Grabmählern und andern Ruinen des alten Romes vorüber und begleitet eine Zeit lang den mächtigen Aquaeduct des Claudius. Endlich sieht man deutlicher das links vom Wege gelegne Castell Gandolfo und nun füllt sich alsbald der Boden mit Feldern und Weingärten.

Das Städtlein Albano, nach der Mutter- und späteren Feindesstadt des alten Roms, nach Alba longa benannt, welche weiter hinauf, an dem Abhange des Berges lag, wird mehr durch den See in seiner Nähe als durch die Trümmer der alten Zeit des Besehens werth. Wir ergiengen uns in den schattigen Gängen und Anlagen einer schönen Villa. Von den Landhäusern des Domitian, deren Umfang bis an die Nähe des Castell Gandolfo reichte, werden noch Ruinen gesehen; ungleich mehr jedoch als das Besehen dieser Ruinen, lohnt sich der Weg hinan zum See, und das Betrachten der riesenhaften Bauwerke, an denen hier, im 357sten Jahre nach Erbauung der Stadt, das noch jugendliche Rom seine eigenthümliche Kraft gezeigt. Der Umfang des klaren, stillen Sees, welcher in einem nach allen Seiten kesselförmig

geschloßnen Thale: in dem erloschenen Krater eines ehe-
hin mächtigen Vulcanes liegt, mag etliche Stunden We-
ges betragen; der See war schon seit seinem Entstehen
in einem natürlichen Zusammenhang mit dem Meere ge-
wesen, in welches, durch unterirdische Höhlen sein Ge-
wässer sich entleerte. Als aber während der zehnjährigen
Belagerung von Veji, der See plötzlich, wie durch ein
Hervorquellen aus der Tiefe (der Regen konnte es nicht
gewirkt haben) anschwoll und das blühende Land umher
verheerte, da befahl das Orakel der Fluth einen Ausfluß
nach dem Meere zu geben, und verhieß alsdann der Be-
lagerung von Veji günstigen Ausgang. Da bahnte die
vereinte Kraft des Volkes der Helden den Weg des Was-
sers, 1500 Schritt weit durch den Hügel. Den Eingang
zur mächtigen, mit Quaderstücken gemauerten Halle um-
schließt nach drei Seiten hin, viereckt ein Gemäuer. Dem
Wasser des Sees war von nun an die Gränze gezeich-
net, „bis hieher und nicht weiter"; es verheerte nun
nicht mehr, sondern tränkte und befruchtete das blühende
Land. In der Nähe der römischen Abzugsöffnung zeigt
sich das lieblich kühlende Gewölbe mehrerer Grotten. Der
See, dessen größte Tiefe 360 Fuß betragen soll, enthält
viele Aale. Die Kesselhöhen, die ihn umringen, sind
meist von dichtschattigem Walde bedeckt, durch welchen
ein anmuthiger Weg führt. Jenseit dem See erhebt sich
2920 Fuß hoch der Monte cavo: der albanische Berg, dicht mit
Wald bewachsen, Zeuge einst des Wohlstandes, wie des Fal-
les von Alba; Zeuge der Triumphfeste, welche die römischen
Sieger zuweilen hier feierten; Zeuge vieler Wunder und
Schrecknisse der Natur (der Steinregen und wunderbaren
Stimmen) die vor Alters dieses Gebirge besucht.

Im Städtlein aßen wir, in Gesellschaft mehrerer nea-

politanischer Familien (darunter einige Theatersängerinnen), welche, wie es schien, das Fest nach Rom gezogen hatte. Der vormals gepriesne Albanerwein ist jetzt noch gut. Unser Vetturin hatte uns lange Zeit gelassen zum Besehen der Gegend. Es war schon spät nach Mittag, als wir das Städtlein verließen und an dem sogenannten Denkmal der Curatier und Horatier vorüber, den Weg gegen Riccia (dem alten Aricia) und dann weiter gegen Genzano hinanzogen. Dieser Weg führt durch einen Eichenhain, so hochstämmig und dicht, als ich auf dieser ganzen Reise, seitdem ich über den Rhein gekommen, keinen gesehen hatte. Er darf mit dem mächtigsten Eichenwald unsres deutschen Vaterlandes wetteifern. Das Städtlein Riccia liegt auf einem Berge und wird nicht wenig durch seine von Bernini erbaute Rotunda geziert. Von der Höhe hinabwärts sieht man in das grünende und blühende Kesselthal von Riccia (convallis Aricina) dessen alten vulcanischen Ursprung schon Plinius erkennt. Auf der Höhe von Genzano (dem alten Forum Cynthiae) überblickt man den kleinen See von Nemi, mit seinen reich bewachsnen Ufern. Auch er gründet in einem alten vulcanischen Kessel. Auf seinen Wellen ergötzten sich die alten Römer in schwimmenden Gärten, die auf Fahrzeugen erbaut waren. Gegenüber von Genzano, an der Ostseite des Sees liegt hoch auf dem vulcanischen Felsen das Städtlein Nemi (Nemus) und an dem Fuß des Felsens entspringt die Quelle, in welche Diana die um Numa weinende Nymphe Egeria verwandelte. Denn hier, wie dies noch jetzt der kräftige Wuchs des Eichenwaldes sagt, war Diana's geheiligter Hain und der Tempel der Göttin, mit dem Bilde, das Orest und Pylades hieher gebracht. Dem See von Nemi hat schon

die Kraft der alten Römer den Ausfluß nach dem blühenden Thal von Riccia gebahnt.

Ueber ein fruchtbares, hügliches Land führte uns der Weg weiter nach Veletri (Velitrae), der vormaligen Volskerstadt. Ein heftiger Regenguß hinderte uns am Ausgehen. Der Zusammenfluß von Fremden in unsrem Gasthause war so groß, daß er uns eine sehr unruhige Nacht bereitete. Als, gegen Mitternacht, noch ein Officier vom Regiment der Schweizer in Neapel ankam, wähnten wir, beim Geräusch des Wagens, es sey schon gegen Morgen und eine der andern Chaisen wolle bereits fortfahren. Da weckten wir die Freunde und dann den Vetturino, der sich unmuthig erhub, dennoch aber zuletzt unsrem Wunsche, sich zum Fortfahren anzuschicken, nachgab.

Als wir gegen Cisterna (dem alten tres Tabernae) kamen, ward es Morgen. Bis hieher waren die Brüder dem Apostel Paulus, aus Rom entgegen gekommen und „da Paulus sie sahe, dankte er Gott und gewann eine Zuversicht.“

Jenseits Cisterna beginnt die Ebene der pontinischen Sümpfe. Zwar das Auge hatte auch hier Unterhaltung und Ergötzung die Fülle. Denn links zieht sich die Kette der Appenninen hin, deren steiler, mächtiger Abhang unmittelbar aus der sumpfigen Ebene emporsteigt; rechts hin siehet man das Vorgebirge der Circe (Monte Circello), welches Homer der zaubernden Göttin zur Wohnung gab, und nicht selten schimmert selbst ein Streifen des Meeres hervor. In dem hohen Gras der Sümpfe weiden ganze Heerden von Büffeln; auch diese waren für uns ein neuer Anblick. Aber weder alle diese Dinge am Wege, noch selbst die Gesänge des Virgil, welcher seit einiger Zeit mein beständiger Begleiter geworden, konnten die-

müden Augen offen erhalten. Denn ich hatte nun schon die zweite Nacht wenig, ja fast gar nicht geschlafen. Ich kannte die Regel wohl, welche den Reisenden verbeut, sich in dieser Wiege der Fieber dem Schlummer zu lassen, aber ich trotzte auf meine Gesundheit und — mußte wenig Tage nachher in Neapel dafür büßen. Bei einem Wirthshaus in der Mitte der Sümpfe, wo unser Vetturino hielt, ergötzte uns ein Tanz der Hirten, nach den Tönen eines Dudelsackes.

Noch vor Mittag lag das paradiesische Terracina (das Anxur der Alten), am Saume der Sümpfe auf sichren Felsen gelehnt, vor uns, und bei ihm die unermeßliche Weite des blauen Meeres. Hier sahen wir zum erstenmal wieder, seitdem wir die Bucht von Nizza verlassen, hochstämmige Orangen und Citronen im Freien stehen; die dicken Feigenbäume mit reifen Feigen bedeckt. Die alte mächtige Ruine auf der Felsenhöhe des Berges (die Burg des Theodorich) wurde von uns am Nachmittag erstiegen und besehen; ein Bad im Meer, das ich, noch zu erhitzt genommen, legte das zweite Gewicht in die Wagschaale des Erkrankens.

Fröhlich verließen wir am andern Morgen das schöne Terracina, denn der Weg gieng ja nach dem noch schöneren Neapel. Bald war, an den römischen Thürmen vorüber, welche das wegen seiner Räubereien berüchtigte Land überschauen, die neapolitanische Gränze und hierauf Fondi (das alte Fundi) erreicht, der vormalige Heimathort des gepriesenen Cäcuberweines. Wir fanden im Kaffeehaus, bei dem wir hielten, einen österreichischen Officier, welcher sehr über die ungesunde Luft dieser Gegend klagte und sich darauf freute, daß er bald den Ort verlassen dürfe. Wir benutzten den kurzen Aufenthalt,

um das cyklopische Bauwerk, das sich noch an einem Theile der Stadtmauer (rechts vom Thor, zu welchem man, von Rom her, hereinkommt) erhalten, etwas genauer zu betrachten. Wie unzerstörbar fest fügen sich diese vieleckigen Steine mit ihren Seiten und Ecken zusammen! Es scheint, als hätte die Zusammenfügung der säulenförmig in ihrem Innren zerklüfteten Basalt- oder Porphyrgebirge, ein altes Volk auf diese Art der Mauerfügung hingeführt. Um den Rest des cyklopischen Gemäuers schließt sich die spätere, aus römischen Quadern errichtete Mauer an, mit welcher die Weltenherrscher diese alte Stadt der Ausonier für sich befestigt hatten.

Das Städtlein Itri gewährt, mehr noch fast als Fondi, durch das Aussehen seiner Bewohner und ihrer ärmlichen Häuser, einen traurigen Anblick. Das edle Menschengesicht ist hier öfters, man weiß nicht ob durch ein bloß leibliches oder auch geistiges Kranksein entstellt. Doch bald ist der Boden des alten Formiä erreicht, in dessen Nähe in noch älterer Zeit Telepylos, die Stadt der Lästrygonen gewesen. An der Stätte von Formiä stehen nun die Städtlein Castellone (auf der Höhe gelegen) und an diese unmittelbar angebaut, tiefer am Meeresstrand Gaëta. Oben an der Höhe, bei Castellone, war die Villa des Cicero, welchen auch unfern des geliebten Landsitzes (bei dem noch vor der Stadt gelegnen Thurme) die Dolche der Mörder ereilten. Von der Herrlichkeit jener Villa geben noch jetzt der auf Säulen ruhende Porticus, das Bad und die Hallen, welche der Vernichtung entgangen, ein gültiges Zeugniß. Der schöne Garten, voller Citronenbäume und mit dem immer grünenden Schmuck des Lorbeers und Myrtengebüsches, zieht sich bis ans Meer hinab. Von der Höhe ist die Aussicht

zum Entzücken schön. Zur Rechten die Felsenküste, auf deren Spitze die Vestung Gaëta. Gegen Süden hin erheben sich die Gebirge der Inseln Ischia und Capri über die blaue Fläche des Meeres und es krümmt sich, jenseit der Bucht von Neapel, der Saum der gebirgigen Küste nach Sorent hin.

Wir aßen zu Mittag in dem am Meere gelegenen Gaëta, in der Gesellschaft mehrerer österreichischer Officiere, unter denen der in der Naturkunde sehr wohlerfahrne Oberst von Veldeck war, dessen mir sehr liebe nähere Bekanntschaft ich auf dem Rückwege machte. Ein Spaziergang in einem schattenreichen Citronengarten, in welchem einiges alte Gemäuer auch auf einen alten, römischen Besitzer schließen läßet, dann, ausserhalb dem Gartengemäuer, am steinigen Ufer des Meeres hin, ergözte uns sehr.

Am Nachmittag erreichten wir den sanftströmenden Liris (jetzt Garigliano genannt) und an ihm die augenfälligen Trümmer des alten Minturnä. Es stehet hier noch das weitläuftige Gemäuer eines alten Theaters und ein ansehnlicher Theil der alten römischen Wasserleitungen; jenseits des Flusses beginnen, gegen das Meer hin, die Sümpfe, da vor Sylla's Reutern Marius sich verborgen. Im weiteren Verlauf des Weges entfaltet sich nun ein Land der grünenden Hügel, welches noch jetzt an manchen Stellen eine Wildniß der Reben ernährt, die am Stamme der Bäume emporranken. Diese Rebenhügel gehören zu den glücklichsten und bedeutungsvollsten der Erde, denn ihrem Weine haben die Gesänge des Horaz eine ausdauernde Kraft verliehen, wie sie das verwahrende Faß dem Weine nicht giebt. In dieser Gegend wuchs der edle Falerner, der uns noch jetzt in Horazens

Oden erquickt, hier auch an dem Berge, an dessen linker Seite der Weg sich hinzieht (am Monte Dragone oder Massicus) gedieh der dunkelnde Massicus-Wein des Martials. Der Wein, welchen wir am Abend in St. Agatha tranken, war zwar auch roth und dunkel, aber die Lobpreisungen der Dichtkunst verdiente er nicht und es würde auch im deutschen Vaterland, in Gegenden denen kein Wein wächst, Keiner dieses Getränk einem guten Biere vorziehen. Dennoch waren wir an der mit vielen frölichen Menschen so wie mit zahlreichen Speisen besetzten Tafel des Wirthes selber frölich genug. Wir fanden unter den Fremden auch einen Herrn aus Lyon mit seiner Gemahlin, denen wir später in Bologna wieder begegneten.

Die fruchtbaren Höhen, welche wir am andern Morgen von St. Agatha aus erstiegen, sind von Kastanienwäldern begränzt, und es zeigen sich überall Felder, in der Fülle der Früchte, und ein wohlangebauter Grund. Die Sonne begann heißer zu scheinen, als wir den Volturnus und an ihm das neue, erst im neunten Jahrhundert erbaute Capua erreichten. Wir besahen für diesmal bloß die ziemlich regelmäßig gebaute, gut gepflasterte Stadt und ihren Dom mit seinen antiken Granitsäulen, so wie mit einigen Gemälden und Bildhauerarbeiten von Bernini. Am Bogen der Piazza dei Giudici werden einige antike Inschriften bemerkt.

Die Ruinen des alten, mächtigen Capua's, der Hauptstadt des reichgesegneten Campaniens liegen, mitten unter den Feldern und den Pflanzungen der Maulbeerbäume und Reben, eine italienische Meile von den Thoren der neuen Stadt entfernt. Wir besuchten sie zwar erst bei der Rückreise, ich erwähne ihrer jedoch gleich hier. Unter diesen Trümmern aus der Zeit der

römischen Verwaltung der Stadt, zeichnen sich vor allem jene des Amphitheaters aus, welches unter den jetzt noch in Italien und Frankreich erhaltenen, nächst dem Colosseum das größte ist. Wie dieses bestund es aus vier Ordnungen von Säulen und Bögen und es misset die Arena der Länge nach 108, der Breite nach 66 Schritte. Die untersten Hallen stehen noch wohlerhalten da. Ich hatte, als wir diese Ruinen besahen, mitten in ihnen von meiner Gesellschaft mich verirrt, diese war, ohne daß ichs bemerkte, nach andrer Richtung gegangen, als ich. Da sah ich mich beim Heraustreten in das Feld, von sechs Leuten umringt, denen ich, vielleicht mit Unrecht, zutraute, daß sie mehr gefodert hätten als ein kleines Almosen. Aber während wir uns einander näherten, siehe da waren auch schon zwei österreichische Soldaten da, welche heute auch (es war ein Feiertag) herausgegangen waren nach den Ruinen.

Dieses öftere Zusammentreffen mit den österreichischen Truppen auf unsrer damaligen Reise, hat uns diese sehr erleichtert und verschönert. Unter den Officieren fand ich viele, welche besonders in Mathematik und Naturwissenschaften mehr als gewöhnliche Kenntnisse und große Neigung zu beiden zeigten. Man sieht hiebei wohl was das Beispiel des edlen Kaiserhauses selber, dessen einzelne Glieder diesen Wissenschaften hold sind, auf Andere vermöge. Selbst die Gemeinen waren uns, wenn sie nur deutsch verstunden (öfters waren es Ungarn) freundliche Wegweiser und Rathgeber, so oft wir ihrer bedurften. Zu Capua im Dom fanden wir auf unsrer Hinreise nach Neapel einen Unterofficier, der sich beklagte, daß ihm in diesem heißen Lande mehr als die Hälfte seines Soldes nicht wie anderwärts für Erquickungen, sondern für küh-

lende Mittel, aus dem Bereich der Apotheke aufgienge. Mich könnte in solchem Lande der glühend schaffenden und verzehrenden Phantasie, auf wohlfeilere Weise irgend ein weitläuftig beschreibendes Buch der deutschen politischen Verhandlungen mit den abgedruckten Reden der Wiederkäuer, besser abkühlen denn Nitrum und alle Purgiersalze der Welt.

Von Capua gen Neapel führt ein Weg an Caserta vorüber, dem königlichen Lustschlosse, berühmt durch seine prächtige Wasserleitung und durch manche Kunstschätze in seinem Innern. Wir machten den Weg nicht, weder auf der Hin- noch auf der Herreise von Neapel nach Rom, sondern zogen den näheren Weg der Wälder und Felder.

17.

Neapel.

Von der letzten Höhe vor der mächtigen, volkreichen Stadt, öffnete sich uns auf einmal die volle Ansicht der herrlichen Bucht. Der Vesuv hatte seit dem Ausbruch von 1822 eine andre Gestalt gewonnen als jene war, in welcher wir ihn bisher immer aus den Abbildungen kennen gelernt hatten, sein ehemals kegelförmig, spitz zulaufender Gipfel war eingestürzt und, seit der eben erwähnten Eruption, um mehrere hundert Fuß niedriger geworden; der Schwefeldampf der aus dem zusammengestürzten Getrümmer des alten Gipfels hervordrang, war, als wir ihn sahen, so wenig auffallend und so schwach, daß, wenigstens ich, längere Zeit bedurfte, um, neben

dem waldbedeckten Monte Somma den Vesuv, als ihn selber, anzuerkennen.

Welches Leben empfieng uns schon in den ersten Gassen dieser mächtigen Stadt, welche noch jetzt 370000 Einwohner in sich fasset. Drei Lazaronis statt einem, saßen, gleich nachdem wir das Thor passirt, hinten auf dem Wagen auf, um sogleich beim Abpacken desselben behülflich und zum Empfang des kleinen Trinkgeldes bereit zu seyn.

Mit einiger Mühe fanden wir das eigentliche uns von dem österreichischen Officier in Florenz empfohlene **Hotel de Lombardia, Guantai nouvi** Nr. 99, mit welchem wir alle Ursache hatten sehr zufrieden zu seyn. Bald waren wir noch zum ersten Anblick der Stadt und ihrer lärmvollen Gassen bereit. Wir speisten zu Abend in der **Villa di Milano**, wo man nach der Charte die etwanigen Gerichte sammt ihren Preisen verzeichnet findet, später aber in dem Speisehaus des deutschen Schweitzers: Rudolph, wo wir immer unter Landsleuten waren. Noch am ersten Abend erschreckte uns das Getümmel des Toledo, zu dessen Beschreibung ich später öfter wiederkommen werde.

Am andern Morgen, dem ersten den wir in Neapel verlebten, wollten der Schlaf in den pontinischen Sümpfen, das voreilige Bad im Meer und noch mancher wunderlicher Diätfehler, den ich begangen hatte, an mir ihr Recht fodern, aber der Anblick des so mächtigen Neuen, gebot dem Fieber noch Stillstand. Die ersten Morgenstunden (welche hier heißer sind und lästiger als die näher dem Mittag gelegnen Stunden, die der Seewind kühlt) wendeten wir an, um die vorläufige Bekanntschaft der Stadt zu machen. Eine Stadt die 200 Kirchen zählt

und dennoch unter ihnen keine, welche den aus Rom kommenden Fremdling, bis das Auge sich etwa von dem Angesicht der römischen Kunst entwöhnt hat, aufzuhalten vermöchte! Die Kirche Maria del Carmine, welche die Reste des edlen Conradins umfasset, sey mir für heute die liebste von allen. Auf dem größten Platz der Stadt (Largo del mercato) ist schon in dieser Tageszeit Leben genug und Gedräng des Volkes; dagegen läßt sich die breite Straße Toledo, welche die ganze Stadt durchschneidet und zuletzt an den Weg zwischen den Landhäusern ausser der Stadt sich verläuft, jetzt noch besser besehen als am Abend, denn am Morgen schweigt hier das Gerassel der Wägen, das gegen die Nacht hin dem Fußgänger öfters wie mit Lebensgefahr erschrecket. Das höchste der sechs Castelle, welche die Stadt schützen: St. Elmo, gewährt am reichsten die Aussicht über die Stadt und das umgebende Land. Auf dieser oder irgend einer andern, stillen Höhe (das Kloster der Camaldulenser gewährt noch ungestörteren Genuß) muß man sich zuweilen, am hehren Anblick der Bucht und des Meeres wieder erholen, wenn das Ohr von dem Geschrei und Getöse der Gassen betäubt, die Lunge des eingeathmeten Staubes satt ist. Ich hatte in Genua und in seiner Nachbarschaft geglaubt, eine schönere Meeresbucht würde ich nie sehen können; die von Neapel ist noch schöner: die Gebirge, welche unmittelbar das Meer umkränzen, haben noch kühnere, schärfere Umrisse, die gegenüber gelegene Küste ist genäherter, Ischia und Capri heben sich ganz nachbarlich aus dem Meere und der dampfende Vesuv, dessen öde Lavafelder mitten zwischen die Kastanienwälder und die Weingärten hereinsteigen, giebt dem grünen Saum der Küste, über welchen nahe und ferne

Städtlein und Dörfer und prächtige Landhäuser sich ausbreiten, einen ernsten Hintergrund.

Jetzt wieder herab in die Gassen. Da hört man nicht das Wechselgespräch, da hört man das Geschrei der Käufer und Verkäufer, der eine bietet, was er auf dem Kopf durch die Gassen trägt, mit überlauten Lobpreisungen an, ein andrer äussert mit lauter Stimme den Wunsch, daß man ihm ausweiche; die schnell rollenden Wägen in den Hauptstraßen gehen so ungescheut in das Gedränge hinein, daß man kaum begreift, wie es den Fußgängern möglich sey, unbeschädigt hindurch zu kommen. Freilich kann man selber in Neapel so wohlfeil fahren, daß man sich dem Loos der Fußgänger leicht entziehen kann. Nicht aber darum der Gefahr. Denn diese zweiräderigen, einspännigen Wäglein, welche für eine Person und den jedesmal zugleich (gleichsam als Lohnbedienter) mit aufsitzenden Lazaroni, bequem genug wären, werfen gar oft ganz unsanft um und auch im besten und sichersten Wagen wird man, sobald man in die Vorstädte kommt, vom Staub fast erstickt.

Viel Vergnügen machte mir gleich von Anfang die Betrachtung des Volkes der Lazaroni's, mit welchem ich später, da sie meine Lieferanten der Seethiere wurden, in viel näheren Verkehr kam. Von dem Balkon unsers Zimmers sahen wir, besonders nach den Stunden der Siesta, welche wir hier regelmäßig hielten, öfters dem Treiben dieser Leute in der schattigen Nebengasse, die unter dem Zimmer vorbeiläuft, zu; sahen wie sich der eine um die eben erworbene Münze des Kupfers eine Hand voll gekochter, dicker Nudeln (Macaronis) kaufte, die er dann mit den Fingern der andern Hand ergriff und so in den Mund laufen ließ, oder wie ein andrer,

der sogar einen Teller hatte (ob er sein gehörte weiß ich nicht), sich für sein Kupfer Essig und Oel zu dem sehr sonderbar gefärbt aussehenden Sallat kaufte und diesen dann schnell mit den Händen aß. Am Tage ernährt sich, in diesem Lande der Naturfülle, jenes arme Volk mit dem Aufwand von wenig Kreuzern, bei Nacht schläft es unter den Hallen und bedeckten Vorplätzen oder den Remisen der öffentlichen Gebäude und der Palläste.

Aber diese Lazaronis haben es dennoch in neuerer Zeit etwas weiter gebracht als sonst. Sie tragen jetzt nicht mehr bloß Beinkleider und Hemd, sondern auch eine gestreifte Leinwandjacke, ja einige von ihnen, welche mir als Lazaronen-Nobilis erschienen, tragen sogar Strümpfe.

Gleich an einem der ersten Nachmittage sahen wir von unserm Balkon herab einen sonderbaren Kampf an, welchen zwei solcher Lazaronis mit einander ausfochten und zugleich die einfache Schlichtung des Streites. Ich erzähle den Zweikampf wörtlich aus einem Briefe, den ich damals an einen Freund schrieb, da er mir sonst schwerlich noch so frisch im Gedächtniß stünde.

Ein junger, starker Lazaroni, der sogar eine Art von Strümpfen anhatte, saß da, auf einem kleinen hölzernen Stuhl im Schatten und legte Kartenblätter aus einander. Ein alter Lazaroni, der keine Strümpfe anhatte, kam herbei. Der Bestrümpfte legte einige kleine Münzen neben sich hin, welche Silber zu seyn schienen, der Unbestrümpfte lächelte, brachte aber aus der umgewendeten Tasche der kurzen Hosen nur etliche Stücklein Kupfer und Hand und Mienen sprachen vernehmlicher als der Mund: mehr habe er nicht. Der Bestrümpfte schien mit dem Vortrag zufrieden, der Alte setzt sich rasch, auf eine hölzerne Hitsche zu ihm. Sie spielen, der Strumpf-

lose hat, wie es scheint, einen Trumpf nach dem andern — seine Miene wird immer siegreicher und fröhlicher, die schmutzige Faust vagirt über den kleinen Silbermünzen hin und her in der Luft, wie ein Raubvogel über der Ratte. Auf einmal reißt der starke, Beſtrümpfte dem Alten die Karten aus der Hand, legt die seinen darüber her, und, indem er mit der rechten Faust einen schief aufwärts gehenden Gestus macht, streicht er mit der Linken das Silber mit dem wenigen Kupfer ein und steckt es zu sich. Der Unbestrümpfte staunt einige Augenblicke, darauf rechnet er, indem er mit seinen lebhaft spielenden Fingern auf die linke Hand schlägt, dem Andern alle Trümpfe vor. Dieser aber schüttelt mit Hand und Faust. Der Barfüßer rückt mit seiner Hitsche näher, rechnet nochmals drei bis vier Zoll von der Nase des Gegners entfernt, mit der rechten Hand stark in die Linke schlagend, die Trümpfe her; der Andre verneint noch immer mit Faust und Kopf. Der Barfüßer rückt nun ganz nahe herbei und wiederholt dem so schwer zu überzeugenden Cameraden die alte Rechnung, indem er ihm dabei mit der immer eiliger werden Hand erst auf das Knie, ober den Strümpfen, dann auf die breiten Schultern klopft, bis er zuletzt, mit einem etwas zu schief einwärts laufenden Gestus einmal auf den breiten Backen des Spieltyrannen trifft. In demselben Augenblick packt der Bestrümpfte den Barfüßer bei der Brust und hebt ihn in die Höhe. Dieser stemmt sich mit beiden Armen gegen den Stuhl des Strümpfe tragenden Lazaronen-Nobilis, mit den Füßen gegen die Hitsche. Die Hitsche fällt weit nach hinten unter das versammlete Volk hin, die beiden Kämpfer, sammt dem Stuhle, nach der andern Seite, der Nobile nach unten, der Barfüßer über ihm. Aber so unge-

ungeschickt weit hinausgerückt, daß er nur mit einer Hüfte unruhig auf dem breiten Maule des Gegners hin und herrutscht; die Schläge der Faust gehen in die Luft. Im andern Augenblick schon hat sich der Nobile hervorgerafft, im dritten liegt er auf dem alten Barfüßer, der sich beim Fallen die Nase ein wenig beschunden und die Mütze verloren hatte, so daß die Streiche des auf ihn gewälzten Nobile's ihn zum Theil unmittelbar in das grimmige Gesicht treffen, welche Unbill er von unten her mit den kratzenden und schlagenden Fäusten zu erwiedern strebt. Indeß hört man das ora pro nobis einer Prozession, welche in der Nähe der Kampfstätte, am Gedräng des versammleten Pöbels vorüber zieht. Die beiden Lazaronis, mit ganz beschmutztem Gewand, haben sich zwar wieder vom Boden erhoben, aber sie balgen noch immer, stehend fort. Da kommt ein starker, geistlicher Herr heran, welcher, ohne zu untersuchen, welcher der Schuldigere sey, dem alten, unbestrümpften Lazaroni, dessen hintere Seite eben gegen ihn gekehrt war, mit einem Stocke und zugleich mit Worten so kräftig zuspricht, daß dieser, so bald er sieht von wem diese kräftigen Schläge kommen, den Kampf ehrfurchtsvoll verläßt. Einige Minuten nachher kam ich mit meiner Frau auf die Straße herunter. Da begegnete uns der vielgeschlagene Lazaroni. Mit der einen Hand fühlte er an den Ort, dahin ihn die Streiche des geistlichen Herrn stark, aber unschädlich getroffen und die Mienen schienen sagen zu wollen: „das Silber habe ich nicht gekriegt, mein Kupfer ist weg, aber Schläge habe ich bekommen.“

In der kühleren Zeit des Nachmittags und gegen Abend waren es vorzüglich drei Orte, an denen wir uns des Volkslebens erfreuten und demselben zusahen. Der

eine war der breite, schöne Steindamm des Hafens, auf welchem nicht selten Männer saßen, umgeben von einem Haufen des zuhörenden Volkes, und etwas vorlasen. Ein alter Mann, von ziemlich klugem Aussehen, las aus einem dicken, geschriebenen Buche ein Gedicht in Ottave-Rime vor, welches wohl in seiner Art eine Nachahmung des Ariost seyn sollte. Es kam darin, so weit wir es mit anhörten, viel von Zauberern und Zauberkünsten vor; denn wie die Phantasie des Nordländers sich an allerhand nächtlichen Spuck- und Gespenstergeschichten, Geistererscheinungen u. dgl. ergötzt, gefällt sich dagegen das Volk dieser südlichen Länder, welches von Gespensterfurcht und Geistererscheinungen nichts weiß, in dem Erzählen und Erzählenhören von allerhand Zauberspuck, welchen lebende Menschen mit andern lebenden Menschen und mit der Natur getrieben, oder welchen allenfalls noch „das Gebein“ großer Schwarzkünstler ausübt, wenn man dasselbe im Grabe beunruhigt. Denn jene Art von Mährchen, welche der Bischof Conrad von Hildesheim, Kanzler Kaisers Heinrich VI, in seiner Reisebeschreibung so treuherzig nacherzählt, als wären sie ausgemachte Wahrheit*), werden noch immer, nur unter anderem Gewand und mit veränderten Namen, von diesem Volke erzählt und geglaubt. Was vermag nicht Alles ein solcher Hexenmeister! „Hatte doch der Zauberer Virgilius“, nach des erwähnten Bischofs Conrad Reisegeschichte, „selbst dem feuerspeienden Berge „Vesuvus“ durch seine Künste Ruhe geboten. Denn er hatte vor den Berg hin das Bild eines Mannes aus Erz gestellt, eines Mannes, der in der einen Hand den Bogen, mit der andern aber die

*) Chronica Slavorum, L. IV, c. 19.

Senne gespannt hielt, mit dem zum Abfliegen fertigen Pfeil. Einst kommt ein Bauersmann zu dem Bilde hin, verwundert sich, daß der eherne Mann immer nur zielt und gar nicht schießt; tritt endlich näher und läßt die gespannte Senne los. Da fährt der Pfeil gegen die Oeffnung des Berges, aus welcher augenblicklich Feuer hervordringt, und seitdem brennt der Berg.“ — So hatte denn auch, nach des ehrlichen Bischofs Conrad Erzählung, derselbe Zauberer Virgilius „ein Pferd aus Erz gebildet, welches, so lange es in Neapel bestehet, es verhindert, daß auch der schwerste Reiter einem dortigen Pferde durch sein Aufsitzen den Rücken zerbreche, ein Uebel, zu welchem früher die Rosse dieses Landes sehr geneigt waren. — Eben so bildete er eine eherne Fliege, welche verursachte, daß keine Fliege in die Stadt kommen konnte.“ Hatte doch dieser Virgilius „die Stadt Neapel sammt ihren Mauern selber erbaut und zugleich ein kleines Modell derselben, das in eine gläserne Flasche verschlossen war, wohl aufzubewahren geboten; denn so lange diese Flasche unverletzt bliebe, könne der Stadt kein Schaden geschehen.“ Nun hatte aber die Flasche wirklich einen Sprung bekommen; darum war es vielleicht dem Heer des Kaisers, bei welchem Conrad sich befand, möglich geworden, die sonst unverbrüchlichen Mauern zu zerstören. Uebrigens ließ man hierbei das eine Thorgebäude der Mauer stehen, „weil in dieses Virgilius alle Schlangen des Landes hineingebannt hatte, welche bei der Zerstörung des Thurmes wieder frei werden konnten.“ — „Die Gebeine des großen Schwarzkünstlers ruhen, nahe bei Neapel, in dem vom Meer umspülten Felsen, und so bald man sie der freien Luft aussetzt, trübt sich der Himmel, das Meer wird bis hinab

auf seinen Grund bewegt, und ein furchtbares Ungewitter ergießt alle seine Schrecknisse über das Land.“ — Mit ähnlichen Zauberkünsten, zum Theil sehr komischer Art, schien denn auch das Heldengedicht ausgeschmückt, das der Alte hier am Hafen öffentlich vorlas. So oft er hierbei an eine scherzhafte Stelle kam, lächelte er selber, noch ehe er sie gelesen, ganz wohlgefällig. Das Volk hörte ihm sehr gespannt und aufmerksam zu und mäßigte, um nicht zu unterbrechen, selbst die Stimme des Lachens.

Nachdem auch wir den Alten eine Zeitlang gehört hätten, sahen wir dem Geschäft eines jener Schreiber zu, wie man sie, besonders in den Morgenstunden auch an andern freien Plätzen sitzen sieht; vor ihnen ein kleiner Tisch mit Feder, Tinte und Papier: Eines jener Schreiber, welcher jedem, der es begehrt, seine Dienste anbietet, um Briefe in seinem Namen zu schreiben, oder andere Aufsätze der Art zu machen. Nicht selten scheinen selbst Liebende, denen die Kunst des Schreibens abgehet, solcher bereitwilliger Briefschreiber sich zu bedienen, und mit verschämtem Gesicht und leise redend sieht man etwa ein Mädchen einem solchen Federkünstler sich nahen, vermuthlich um ihm den Hauptinhalt des Briefes zu eröffnen, den sie für sich geschrieben wünschte.

Ein anderer Platz der Stadt, an welchem wir uns öfters in den späteren Nachmittagsstunden einfanden, ist der Platz des Pulcinell-Theaters und der Vorstellungen des Pagliassi. Wichtiger jedoch als diese alle war für uns der freie schöne St. Luzia-Platz, denn hier versammelten sich am Nachmittag unsre Fisch- und Seethierverkäufer, und jede Bude, jeder Tisch war dort für uns mit sehr begehrenswerthen Gegenständen besetzt. Die

rothe Lazarusklappe (Spondylus Gaederopus) mit ihren dicken stachlichten Schaalen, öfters noch verwachsen mit Wurmöhren oder andern Schaalengehäusen voll lebender Thiere, war hier in Menge zu haben; daneben die Archen-Muschel (Arca Noae) und mehrere Arten der Keil-Muschel (Donax), Kamm-Muschel (Pecten) und Venusmuscheln. Da sah man Miesmuscheln (Mytilus edulis) und Steinbohrmuscheln (Lithotomus lithophagus), Korbmuscheln (Mactra) und Rund-Archen (Pectunculus Glycimeris). Mit brauner und rothstreifiger Schaale zeigten sich in großer Fülle die sonderbar gebildeten Arten der Messerscheidenmuscheln (Solen). Und wenn auch von all diesen Muscheln, wie von dem Seeohr (Halyotis), von den (zahlreichen) Arten der Stachelschnecke (Murex), Fasciolarien (Fasciolaria), Porcellanschnecken (Cypraea), den Faßschnecken (Dolium), Mondschnecken (Turbo), Spaltschnecken (Fissurella) und Kinkhornschnecken (Buccinum), Cassidarien (Cassidaria) und den Bulleen (Bulla), so wie von der gemeinen Nabelschwimmschnecke (Natica glaucina) die Schaalen fast in jeder kleinen Conchiliensammlung zu finden und allgemein bekannt sind; so wird doch der Anblick der frischen, zum Theil noch lebenden Thiere dieser Schaalen, in solcher Mannichfaltigkeit und Menge, für jedes Auge, das an den Gestaltungen der Natur Gefallen hat, sehr anziehend seyn. Dazu die sonderbaren, gar keinen thierischen Körpern, sondern bemoosten Steinklumpen gleichenden Seescheiden (z. B. Ascidia Microcosmus), in deren ungestaltetem Innern das rothfarbige, eßbare Thier wohnt; dann (doch diese mehr auf dem Frühmarkt und an andern Plätzen der Stadt) die zum Theil so wunderlich und mißgestaltet aussehenden Krebse von den Gattungen Po-

dophthalmus, Parthenope, Thia, Maja, Leucosia, Calappa, Dromia, Dorippe, Albunea, Pagurus (davon allein vier Arten), Palaemon und Squilla, die Arten der Tintenfische (von den Gattungen Octopus, Loligo und Sepia) und die bunte Mannichfaltigkeit der Fische selber (unter denen wir übrigens nur wenige fanden, die wir nicht schon in Nizza gesammelt hatten). Alles dieses gibt dem Markte von Neapel eine Bedeutung und einen Werth für den Naturforscher, wie ihn für den Freund der bildenden Kunst die Gemälde- und Antiken- oder Kupferstichsammlungen von Rom haben. Hierzu kommt noch, daß die Fischer und die mit ihnen verbündeten gewerblosen Lazaroni, sobald sie bemerken, daß man nicht bloß eßbare Sachen, sondern überhaupt Seethiere suche und kaufe, in Hülle und Fülle das lebendige Gewimmel des Meeres herbeibringen. Da erhält man dann von ihnen (doch diese leichter im angehenden Frühling als im Sommer) den Papiernautilus (Argonauta) mit dem inwohnenden Thiere; die rothe Clio (Gasteropterum coccineum), die schöne orangenfarbige Doris Argo, und noch mehrere Arten von der Gattung Doris, so wie die Diphyllidia neapolitana, Thetys fimbria, und mehrere Seethiere, welche den Namen des trefflichen Naturforschers tragen, dessen Untersuchungen auch über dieses Gebiet ein tiefdringendes Licht verbreiteten: Meckels. So z.B. das Doridium und die Pleurobranchaea Meckelii. — In Menge erhält man die Arten der Seeraupe (Aphrodite), Wurmröhren (Serpula) und die bunte Sabella (Sabella ventilabrum); ganze Klumpen und Massen von Nereiden, unter ihnen die Eunice. Nicht selten werden gebracht der Gitterwurm (Sipunculus nudus) die Planaria ocellata und vielfältige Ar-

ten der Seenesseln (Actinia), so wie der Quallen; Hunderte von Seefedern kann man sogleich, wenigstens getrocknet, haben; Salpen, Tethyen und Alcyonien mehr als man unterzubringen weiß; herrliche Stämme der edlen rothen Coralle für ziemlich billigen Preis. Jedem Naturforscher und Sammler, welcher nach solcherlei Gegenständen strebt, namentlich aber dem deutschen Naturforscher, ist sein Geschäft in neuerer Zeit durch Meckel sehr erleichtert worden. Ich fand einen alten Fischer auf, der, wie es schien, ein Hauptlieferant für Meckel gewesen war, dessen er gar rühmlich als eines großmüthigen, freigebigen Herrn erwähnte. Er äusserte sich sogleich bereitwillig, auch mir dergleichen Dinge zu bringen, und ich hatte alle Ursache mit ihm zufrieden zu seyn.

Als sehr charakteristisch für das edle Volk der Lazaroni, mit welchem ich bei dem Geschäft des Sammlens sehr häufig in Berührung kam, muß ich hier doch einige Züge meines Handelsverkehrs erwähnen. Ich hatte mir vorgenommen, gegen meine Lieferanten des Seeauswurfes honett zu seyn, ihnen, wenn sie mir in ihren Kübeln etwas wirklich Seltenes und schwer zu Habendes brächten, auch eine angemeßne Belohnung zu geben; für ganz gemeine Sachen aber weniger. Als sie mir nun zum ersten Male wirklich seltene und für mich sehr werthe Sachen brachten, gab ich ihnen, um sie aufzumuntern, eine Belohnung, welche (dies merkte ich aus den Mienen und Aeusserungen der umstehenden Lazaroni) alle Erwartung übertraf. Der Alte aber, dem ich das Geld gegeben, sagte dennoch: „aber mein Herr, ist das nicht zu wenig für die Bemühung eines ganzen Tages und für so viele Menschen da, welche beim Sammeln geholfen haben?“ Ich legte (denn man hatte mich auf diese Eigenthümlich-

keit der Lazaroni vorbereitet) einige kleine Stücke Kupfermünze hinzu; der Alte küßte mir dankbar den Rock. — Am andern Abend stunden ganze Kübel, gefüllt mit den gemeinsten und zum Theil für meine Sammlung unbrauchbarsten Sachen (große Medusen u. s. w.) für mich bereit. Ich gab den Leuten weniger als sie erwartet hatten. Der Alte, eben so freundlich als gestern, wiederholte das nämliche: „aber mein Herr u. s. w., und küßte mir, als ich ihm wiederum einige Kupferstücke hinzulegte, eben so dankbar als gestern den Rock.

Gleich am ersten Abend, an welchem ich meinen Seehandel begann, hatte ein junger Lazaroni die eingekauften Sachen für mich nach Hause getragen. Wir hatten an diesem Tage unser Mittagsessen aufs Zimmer bringen lassen, und es stund zufälliger Weise der größere Theil der Speisen und fast der ganze Wein noch unberührt da. Ich gab das Alles dem Lazaroni, welcher es mit bewundernswürdiger Eilfertigkeit verzehrte und das Uebrige in den entleerten Kübel that, worin er mir die Seethiere gebracht. Am andern Abend begleitete mich derselbe dienstfertige Bursche wieder vom Markt, den gefüllten Kübel in der Hand, nach Hause. Ich gab ihm, als er seine Bürde abgeliefert hatte, dasselbe, was gestern für dergleichen Dienste mit ihm ausbedungen war. Er sah mich an und sagte: „aber mein Heer, erhielt ich gestern nicht Wein und Essen, und sollte ich dieses nicht heute auch erhalten?" Ich mußte den seltsamen Einfall billigen, und fand mich, statt der weitern Demonstrationen, mit einigen Kupfermünzen bei ihm ab. Von nun an war dieser Lazaroni mein eifrigster Gönner und Freund. Kaum hatte ich mich am Nachmittag auf St. Lucia sehen lassen, da kam er alsbald mit einem Korb frischer

Austern herbei und fragte mich, ob ich beliebte welche zu essen? und wenn ich etwa die Frage bejahte, da war sogleich ein Tisch sammt Stühlen, an schattigem Orte gestellt, und Alles, was nur noch zu den Austern begehrt wurde, schnell bei der Hand. Aber auch zu andern Zeiten und an andern Orten der Stadt sah ich auf einmal, wenn ich einer kleinen Dienstleistung bedurfte, meinen edlen Lazaroni neben mir; er stund öfters stundenlang vor der Thüre unserer Wohnung und war sogleich, wenn ich, um verschiedne Besuche zu machen, ausfahren wollte, bereit, auf dem Wäglein hinten aufzusitzen und mich zu geleiten.

Mehrere Tage lang hatten mich, nach meiner Ankunft in Neapel, die pontinischen Sümpfe, oder vielmehr der in ihnen gehaltene Schlaf, sammt der in ihnen genossenen, aus Veletri mitgenommenen Eselswurst (dazu ein unvorsichtiges Bad im Meer bei Terracina), Abends zur Ruhe begleitet und waren mit mir aufgestanden; sie waren mit mir zu Tische gegangen und hatten sich ganz besonders am andern Abend nach unserer Ankuft mit mir in eine unterirdische Osteria in der Nähe des Pulcinello-Theaters begeben, dahin meine jungen Freunde mich führten; eine Osteria, in welcher man, vielleicht um des Reizes der Neuheit willen, uns ein Fleisch und einen Wein auftischte, dergleichen ich zwar noch niemals genossen hatte, niemals aber auch wieder genießen möchte. Dazu kam, daß man uns an diesem Abend in einer der herrlich beleuchteten Eisbuden des Toledo (welcher bei angehender Nacht fast ganz in eine Illumination der Zucker- und Eiswaaren verwandelt wird,) eine Masse von Zuckereis vorgesetzt hatte, welche dem Magen eben so fremdartig war, als das unterirdische Fleisch. So

wollten endlich die pontinischen Sümpfe ihr Recht; ich mußte (ich erzähle dies nur zur Warnung für andere Reisende in diese Gegend) mich mit ihnen ins Krankenbett legen. Doch der edle, treffliche Leibarzt v. Schönberg *), dessen nähere Bekanntschaft ich jener Kränklichkeit verdankte (ich hatte ihn schon am Tage vorher, nicht um meines Uebelbefindens, sondern um des Wohlseyns willen besucht, das ich bei ihm fand) befreite mich schon nach Verlauf eines Tages von der lästigen Gesellschaft der pontinischen Sümpfe und des Bettes. v. Schönberg verdankte ich dann auch weiter die Bekanntschaft mit dem ausgezeichneten, fleißigen Naturforscher, Don Stefano delle Chiaje, dem würdigen Fortsetzer von Poli's Werk. Aus der freigebigen Hand dieses jungen Naturforschers empfieng ich Vieles, was ich sonst, bei meinem kurzen Aufenthalt in Neapel schwerlich erlangt hätte.

Auch die gute Hausfrau wurde, da ich schon wieder dem Lager entgangen war, krank, erhob sich aber, durch den Beistand des trefflichen v. Schönberg, eben so eilig wieder zu den Thaten des Herumlaufens und Sehens als ich. Wohlthätig war uns beiden nach der Genesung der Genuß des warmen geschwefelten Wassers, das nahe am St. Luciaplatz aus dem Felsen der Meeresküste hervorquillt.

Was wir in Neapel gesehen, das mag hier gleich im Zusammenhang erzählt werden. Schön, aber in dieser Jahreszeit sehr staubreich, ist der Spaziergang nach der Villa reale. Die öffentliche (königliche) Naturaliensammlung enthält im Gebiet der Mineralogie viel Sehenswerthes; besonders die Fossilien des Monte Somma

*) Er ist ein Däne von Geburt.

und des Vesuv, so wie die aus Sicilien. Durch einen unglücklichen Zufall war ich, bei zweimaligem Versuche, gehindert, die Anatomie und die ihr zugehörige Sammlung zu sehen. Hohen Genuß aber gewährte uns der Besuch des Pallastes der Studien (Palazzo delle scienze o museo degli studj) durch seine Werke der Kunst und der Gewerbsthätigkeit des Alterthums. Hier sieht man die alte Farnesische Sammlung der Antiken: die vier Fechter, die Flora, deren Schönheit (um einen Rousseau'schen Ausdruck in umgekehrtem Sinne zu brauchen) die Erwartung übertrifft; die sinnlich schöne Faustina; vor allen jedoch den mit Recht oft genannten Farnesischen Herkules. Auch mir gefiel sehr das Angesicht des Aristides. Sonst sind auch noch hier Statuen der Venus; Plotina mit sternförmig ausgebreitetem Haar-Toupée nebst Satyren und Faunen.

Hier findet man denn auch zusammengestellt die bedeutendsten der ausgegrabenen Kunstschätze und Geräthschaften des alterthümlichen Lebens aus Pompeji und Herculanum: Vasen und Lampen, Schüsseln und Messer, sogar chirurgische Geräthschaften, dazu die Bücher, welche gewiß, obgleich er in Pompeji ein Landhaus besaß, ein Cicero zum größten Theil weder gesammelt, noch jemals gelesen haben mag.

Die Gemäldesammlung dieses Gebäudes, wie auch die in den Kirchen aufbewahrten Gemälde, zum Theil von ehrenwerthen Meistern der alten italienischen, so wie deutschen Zeit, müßte man, wenn sie den rechten Eindruck machen sollten, besehen, ehe man in Rom gewesen, oder es müßte die Natur in und um Neapel die Sinne nicht mit so überwiegender Macht ergreifen und beschäftigen, als sie dieß wirklich thut, wenn man fähig seyn

sollte, ein recht anerkennendes Urtheil über sie zu sprechen.

Auf einen edlen Genuß der Sinne hatten wir uns in Neapel vergeblich gefreut: auf das Hören einer Kirchenmusik von irgend einem der würdigeren älteren neapolitanischen Meister. Hat doch hier in seiner Geburtsstadt Neapel der große Alessandro Scarlati (geb. 1658, gest. 1728) lange Zeit als Capellmeister gelebt und gewirkt: der Tonkünstler, welchen Hasse den größten Meister der Harmonie in ganz Italien nennt. Es scheint, daß in unsern Tagen die Kirchenmusiken des Scarlati öfter in einigen Städten von Deutschland, in denen dieser Zweig der höheren Tonkunst noch blühet, gehört werden, als selbst hier in Neapel. Und es hat ja auch Deutschland, namentlich München, ein nahes Recht auf jenen Tonkünstler, denn derselbe war (im Jahr 1680, wie man sagt) als Hofcomponist in München, mithin in derselben Stadt von Deutschland, in welcher der große Orlando di Lasso*) hundert Jahre früher eine Singschule um sich gebildet hatte, wie sie, nach Thibauts Urtheil „Deutschland nie sah und schwerlich jemals wieder sehen wird." Auch von Pergolese, dem berühmten Componisten des Stabat Mater hört man, wenigstens in den

*) Roland von Lasso war zu Bergen im Hennegau im Jahr 1530 geboren. Schon als Knabe verrieth er den inneren und äußeren Beruf zur Tonkunst durch seinen entzückend schönen Gesang, welcher Veranlassung zu mehrmaligen Versuchen gab, ihn seinen Eltern zu entführen. Seit 1557 war er Capellmeister in München, wo er am 3. Juni 1594 starb. Seine hiesige Capelle bestund gewöhnlich aus 62 Sängern (12 Bassisten, 15 Tenoristen, 13 Altisten, 22 Sopranisten), und 30 Instrumentalisten.

Kirchen von Neapel, nur selten Gesänge *), obgleich dieser bei seinem Leben nur wenig beachtete Künstler nach seinem Tode eine Zeit lang ein Lieblingsmeister von ganz Italien und namentlich auch von Neapel wurde.

Ich fand noch in Neapel einen deutschen Prinzen aus einem Hause, das ich schon längst dankbar geliebt habe, dann den theuren Monod aus Genf, und den kraft- und geistvollen jungen dänischen Dichter: Hauch.

18.

Die Fahrt nach Puzzuoli.

Auf dem Wege der Chiaje, an den Gängen des Lustwandelns und an den Gärten der Villa reale vorüber, betritt man, in der Richtung nach Puzzuoli hin, bald den merkwürdigen Hölenweg oder die Grotte des Pausilipp, welche mehr als zweitausend Fuß lang (über 900 Schritte)

---

*) Giovanni Battista Pergolese (eigentlich Giambatista Jesi) war zu Pergoli in der Marca 1707 geboren, in dem Conservatorium dei Poveri zu Neapel erzogen und gebildet, und hatte in seiner früheren Jugend mit Armuth, später mit der Mißgunst und der Gleichgültigkeit seiner Landsleute gegen alle seine künstlerischen Bestrebungen zu kämpfen. Nur wenige, unter ihnen vor allen der Prinz Stigliano (Stallmeister des Königes) erkannten den hohen Werth des Pergolese und nahmen sich seiner an. Seine letzten Lebensjahre waren noch überdieß durch beständige körperliche Leiden (mit Blutspeien) getrübt. Er suchte Linderung in der milden Luft von Puzzuoli und starb dortselbst im Jahr 1737.

durch den vulkanischen Tuffstein bricht. In der Nähe des Einganges thürmen sich die alten Flüchtlinge des hohen Felsendaches: die Bergtrümmer zusammen, welche das Schrecken des Erdbebens aus der früheren Wohnstätte hier herabscheuchte. Hier nun, am niederen Boden liegen sie sicher; zu ihnen gesellt sich das Grün der Myrte und der Schatten der Cypresse, und es lehnet sich da der Feigenbaum, dort die americanische Aloë mit hohem Blüthenschafte auf den schwärzlichen Felsen hin. Hinter dem Gebüsch des Cytisus scheint aus dem Gestein die Stimme der einsam wohnenden Blaudrossel zu ertönen, doch nur in einzelnen, abgebrochenen Lauten, denn noch ist es nicht die Zeit der süßen Stille der Nacht.

Hier ist es einsam und friedlich, und eben tobte noch um mich das laute Gewühl der übervölkerten Stadt; der Staub und die Schwüle sind vergangen; auf dem Grün der Rasen, neben dem rankenden Epheu, ruht es sich gut. Dort ist, so spricht die Sage, das Grabmahl Virgils. Im Jahr eintausend dreihundert und vierzig stund bei diesem Grabmahl ein Jüngling, welcher auf dem bisher gemachten Wege des Lebens nicht allein den Staub und die Schwüle des von der italienischen Sonnenhitze vertrockneten Bodens, sondern der die ungleich peinigendere Schwüle, welche die unersättliche Lust der Sinne und die wilde Leidenschaft über die Seele geußt, so wie den Staub der nichtigen Eitelkeit des Alltagstreibens empfunden hatte, und nun desselben müde geworden war. Hier am Grabmahl, welches unter dem stillen, sicheren Felsen stehet, erwachet in ihm der Gedanke an ein innres, stilles, ewig grünendes Reich des Geistigen, sichrer noch und fester als der Felsen, unvergänglicher als dieser. „Wir haschen, auf staubigem Wege,

nach dem flüchtigen Vogel der sinnlichen Lust. Vergeblich, denn der Vogel fleucht, noch ehe ihm die greifende Hand nahet, und mein Laufen auf solchem Wege, vom Morgen bis zum Abend, es ist, wenn der nächste Morgen über dem Todtengebein taget, verworfen und vergangen, wie der vorübergehende Schritt von gestern, welchen das Roß in den Staub trat. Da, auf dem grünenden Boden, am Fels des Geistigen, im Schatten des Lorbeers und der Cypresse, weilen die Sänger, die Lehrer des Wortes, welches statt des unergreiflichen Vogels der Sinnenlust, den Geist des Menschen, das theilnehmende Herz der Alten und Jungen erfasset und mit ihm den dankbaren Grund, auf welchem die Mühe des Lebens zu einer Saat wird, die da hundertfältige, unvergängliche Frucht trägt."

Der fast acht und zwanzigjährige Jüngling, welcher im Jahr eintausend vierhundert und vierzig hier am Pausilippo, beim Grabmahl des Virgil, solche Gedanken dachte, war Giovanne Bocaccio da Certaldo (geboren zu Florenz 1313, gest. 1375). Die einsame Stunde, im Schatten der Felsen und der Cypressen, blieb nicht ohne Frucht. Bocaccio, wenn er auch in seinen Werken nur zu oft noch den Gebrechen seiner sinnenlustigen Zeit unterlegen, übte doch von nun an, dem Müssiggang entronnen, für sich und Andere, die ihm verliehene Gabe des Wortes. Und wenn das Wort, das aus der Seele dringt, jetzt auch vorbereitend nur an diesem, dann an jenem Gegenstand sich beschäftigte und übte: mit ihm zugleich ist dem Menschen immerhin ein Schlüssel zu dem geheimen Schatz der Welt des Geistigen gegeben; ein Schlüssel, eben so unvergänglich und ehern fest als die Pforte und als die Halle, in welche er den Zugang öffnet.

Die Grotte des Pausilippo oder die Krypta Neapolitana stammet aus unbekannter Zeit her. Wir wissen aus Strabo, daß man, um den finstern Felsengang zu erhellen, Lichtöffnungen von oben gemacht. Diese Lichtöffnungen reichen jedoch nicht aus zur Beleuchtung des langwierigen Dunkels; es flackert im Innern, nothdürftigen Schein gebend, das Licht der Lampen. Endlich sieht man jenseits den gelblich grünen Stern des Ausganges tagen, der mit jedem Schritte größer wird und erhellender.

Solche kräftig spielende Natur, wie am jenseitigen Ausgang der Pausilippo-Grotte, hatte ich noch nie gesehen. Du armes Nizza, wann und wo hätten deine Reben die Kraft und den Muth mit so weitem Schritte und so hoch am Felsen hinüber nach dem Baum und von einem Baum zum andern zu ranken! In diesem Ozean des üppigen Grüns findet das Auge keinen Ankergrund; unerschöpflich und rastlos thätig, wie die Zunge der Menschen in der geräuschvollen Stadt, ist hier die stille, bildende Kraft der Pflanzenwelt.

Hier denn die Phlegräischen Felder und die Leucogäischen Hügel, und dort woget das dunkle Meer um Procida und Nisida. Hier an der Via Campana läßt dem Vorübergehenden, der eine bedeutungsvolle Trümmer der römischen Vorwelt kaum die nöthige Zeit, um die Geschichte und den Sinn der Erbauung auszudenken; denn ehe der Gedanke ausgedacht war, folget schon wieder eine andere, eben so tief bedeutende und fragend zum Geiste gerichtete Ruine.

In dem alten Puteolen, bei dem herrlichen Hinausblick vom Steindamm (der vorgeblichen Brücke des Caligula) nach dem Meer, hielten wir still. Wie nahe erscheint

scheint hier das Gebirge der Insel Ischia. Dann weiter — Mitten in dieser Herrlichkeit und Fülle der Natur ein Schauder der Wehmuth und fast ein Grausen des Todes, schon am Saume des Luciner- und Avernersees, noch mehr in der düstern Grotte der Sybille von Cuma. Ist denn das feste Getäfel, auf welchem das bunte Gedräng des Sinnenlebens dahinläuft über dem finstern Abgrund einer Tiefe, wohin der alte Zug des Todes gehet, so dünn, so zerklüftet, daß allenthalben, selbst in den hellen, lieblichen Mittag des Lebens hinein der Ton der Tiefe: der Ton der Klage und des ungestillten Sehnens gehört wird? Wie der Neugeborne, sobald ihn der bekräftigende Strom der Luft umfängt, das Schreien des Schmerzens vernehmen läßt; so bricht aus der Natur, so bald diese die Fülle des Seegens in reicherem Maße umfängt, die Thräne der Egeria und ein Seufzen der Schwermuth hervor, dessen Töne, ich weiß nicht warum, ich noch niemals deutlicher gehört und tiefer empfunden habe als hier, in dem schönsten Garten Gottes, welchen ich jemals gesehen.

Die Trümmer der römischen Bäder und Villen, die gegen Bajä hin zerstreut liegen, zeugen weniger von den Zerstörungen durch Menschenhand als durch vulcanische Kraft. Es leckt hier allenthalben das unterirdische Feuer an die dünne Decke der Felsen, unter die es gebettet liegt, und aus jeder Oeffnung dieser Decke hervor. Heiße Quellen, aus denen der Schwefel aufdampft, strömen aus dem Boden, und es fehlt nur bei Nero's Bädern an der ehemaligen Art der Benutzung, nicht an dem heilsamen Wasser selber, das noch immer in der alten Kraft und Fülle hervordringt. Bei Bajä bemerkt man auf dem Grunde des Meeres eine alte Gasse mit ihren Gemäuern;

an andern Stellen Tempel und Wohnhäuser der Menschen, in die Tiefe versunken. Hier deckt die Trümmer nur durchsichtiges Gewässer, noch öfter deckt sie der Fels und das undurchsichtige Erdreich. Denn das Element, das noch immer unter der dünnen Decke fortschläft, hat sich zuweilen im Schlafe ein wenig geregt, und dann ward die Decke, zugleich mit dem Geschäft der Menschen, das auf ihr sich ansäßig gemacht, gerüttelt.

Die Jahre 1537 und 1538 sind für Sicilien so wie hier für die Umgegend des Vorgebirges Misenum Jahre der Todesschrecken gewesen. Denn im Jahr 1537 (demselben, in welchem auch ein großer Comet erschienen) machte, nach den Verwüstungen, die ein zwölftägiges Erdbeben auf einem Theil jener Insel geschaffen, der Aetna einen furchtbaren Ausbruch. Die Flammen, welche das Feuer der Tiefe entzündete, verheerten an dem vorhin wohlangebauten Abhang, an welchem sich unversehens die neue Oeffnung gebildet, einen Landstrich von fünf Meilen im Umfang. Das Gewölk der Asche ergoß sich selbst über Italien, und nach vierzig Jahren sahe man noch den Rest der damals bereiteten Lava im Innern des Berges aufkochen. In ungewöhnlicher Heftigkeit tobten zugleich der Stromboli und der Volcano. Im folgenden Jahr traf dann der unterirdische Strom des Feuers einen andern Landstrich: jenen der Küste bei Puzzuoli. Denn nachdem zehn Tage hindurch die Erde bald leiser bald stärker gebebt, erhob sich in der Nacht des 30. Septembers aus dem Grunde des Lucriner-Sees der neue Berg (Monte nuovo), dessen kegelförmige Spitze in Zeit von 48 Stunden bis zur Höhe von 490 Ellen anwuchs. Ein schweflichter heißer Kothregen fiel aus der Luft; von unten schreckte der wankende Grund. Vögel und andere

Thiere, welche der Kothregen traf, waren wie gelähmt, man konnte sie ohne Mühe greifen; alle Lebendige, die sich dem giftigen Aushauch des neuen Craters zu sehr genaht, mußten ersticken, und es hatten selber nach mehreren Tagen unter der Zahl der Neugierigen, welche die Gegend besuchten, 24 den Tod durch Erstickung gefunden. Das Gewässer des Meeres war mit todten Fischen bedeckt. In der Nacht der Schrecken kamen die Einwohner von Puzzuoli, so wie sie nackt und zitternd vor Angst den einstürzenden Gemäuern entflohen, nach Neapel; aus dem volkreichen Flecken Tripergole kam aber kein Flüchtling mehr, denn das Städtlein hatte der Graus der Meereswogen verschlungen. Vor jenem Ausbruch war besonders dem Ufer zwischen dem Lucriner- und dem Avernersee und zwischen dem Meer eine andere Gestalt eigen gewesen. — Den Monte nuovo hat Hamilton bestiegen und beschrieben. Den Kessel des gewesenen Craters füllt nun ein Gebüsch aus; Dämpfe wie von heißem Wasser steigen aus einer Oeffnung hervor. Seit jener Zeit scheint die Luft dieser Gegend, welche vorhin gesund war, schädlich zu wirken, wie dies schon das Aussehen der Bewohner verräth.

Wir verweilten uns zunächst in Puzzuoli (Puteoli) und seiner Umgebung. Hier in der Nähe der Stadt lag Ciceros Puteolanum, welches er seine Academie genannt. Hier hat er seine **Quaestiones academicas** geschrieben. Das schöne Puteolanum ist nicht mehr; den Grund der lieblichen Gärten begrub der Graus der Natur; das Werk aber, das hier der Geist tief gründete und auferbaute, ist geblieben, und, wäre selbst der Buchstabe vergangen, so stünde noch fest auf dem fruchtbaren Boden der Menschenseele das was höher und unvergänglicher ist denn der Buchstabe: das fortwirkende Leben, welches im Worte war.

Hier haben, am Hafen von Puteolen, die Füße eines Friedensboten gewandelt, welcher dem Lande und dem ganzen Geschlecht der Menschen noch ein höheres und beseeligenderes Gut brachte, als jenes der bloß menschlichen Weisheit es ist: die Füße Paulus des Apostels.

Das Gebäude der Kirche von Puzzuoli umfasset noch einiges Gemäuer von einem alten Tempel des August; auf dem freien Platze des Städtleins wird noch das Piedestal einer Bildsäule des Kaisers Tiberius gesehen, welche zwölf Städte Asiens ihm errichtet hatten, die während seiner Regierung (wie man glaubt im Jahr 33 nach Christi Geburt) vom Erdbeben vernichtet und wieder neu aufgebaut worden. Es sind die Städte, in halberhabener Arbeit, in Gestalt von Frauen dargestellt; darunter, noch zum Theil lesbar, die Namen. Von einem Amphitheater, einem Tempel des Serapis, an dessen Marmorsäulen in einer Höhe von neun Fuß sich die Arbeit der Bohrmuscheln zeigt, deren Weise es ist, vom Niveau des Meeresspiegels aus sich in das Gestein zu fressen; dann von einem Tempel des Neptun und des Adrian, finden sich zum Theil noch bedeutende Reste. Aus dem vorhin erwähnten Vorkommen der Bohrmuscheln in den jetzt frei über das Meer hervorstehenden und einst auch so freistehend erbauten Marmorsäulen des Serapistempels hat man auf ein periodisches, örtliches Steigen und Fallen des Meeres in dieser und vielleicht auch manchen andern Küstengegenden schließen wollen: ein Steigen und Fallen, das von Kräften einer unterirdischen Anziehung gegen das bewegliche Element herkommen könnte, „welche vielleicht im Zusammenhang stünde mit den größeren magnetischen Perioden der Erde.“

Am merkwürdigsten war für uns der Anblick der un-

weit des Städtleins gelegenen Solfatara. Hier stehet man in der Tiefe eines erloschenen vulcanischen Craters, dessen Höhlungen nun zum Theil eine dünne, aber für den Fußtritt von Mauleseln und Menschen hinlänglich feste Decke des thonigen Erdreiches verbirgt. Beim starken Auftreten oder beim Aufwerfen eines Steines vernimmt man den Laut der Höhlungen. Schwefel, in zarten Krystallen und Salmiak werden, wenn sie aus den Ritzen in Dampfform hervorbrecheu, an der kühleren Oberfläche niedergeschlagen und hier, zum Theil durch künstliche Vorrichtung der Menschenhand, gewonnen. Den Kessel des alten Craters umringen Wände, deren thonigtes, aus altem vulkanischem Schlamme gebildetes Erdreich in deutliche Schichten gesondert ist. Hier und in der Tiefe des Kessels hat die Verbindung der Schwefelsäure mit dem Thon bedeutende Massen von Alaun gebildet. Nicht selten bemerkt man in dem zerbröckelten Gestein die Gestalt der Leuzitkrystalle; diese jedoch so aufgelöst und zerstört, daß sie unter der Berührung des Fingers zerstäuben. Die kleinen Gebilde des Fraueneises sind, auf ähnliche Weise wie der Alaun, aus der spätern Verbindung der Schwefelsäure mit der Kalkerde entstanden, und das Eisenoxyd hat sich zu grünlichem Eisenvitriol gestaltet. Zuweilen wird auch der geschwefelte Arsenik unter den übrigen Erzeugnissen der Solfatara gesehen und deutet dann auf die Gegenwart des giftigsten Metalles der Erde in dem vulcanischen Feuerheerde, und auf sein Mitwirken, vielleicht bei manchem tödtlichen Aushauch der Tiefe hin. An der einen Außenwand des Kesselgebirges der Solfatara, bei den Pisciarelle, entspringen der Tiefe etliche Strahlen von heißem Wasser, welches Alaun und Schwefelleber enthält.

Von der, mit dem Gebüsch des Erdbeerbaumes (Arbutus Unedo) und der Myrte bewachsenen Anhöhe, jenseits der Solfatara, blickten wir hinab nach den herrlichen, Wald umgränzten kleinen Seen von Agnano und von Astruni. Uns erlaubte es für diesmal nicht die Zeit, uns den Ufern zu nahen.

19.

Die Reise nach dem Vesuv und nach Pompeji.

Die Kalkgebirge des Appenins, begleitet auf ihrem Zuge durch einen großen Theil von Italien ein Strom vulcanischer Gebirge, welcher öfters und an den verschiedensten Stellen die Decke des vom Meer gebildeten Kalkes durchbrochen, und über diesen sich ergossen hat. — Wie ein trüber Schlammstrom, welcher zur Zeit des Winters mitten durch die weiße Rinde des Eises oder des Schnees bricht und dann, wenn ihn nun der Winterfrost selber zum Erstarren brachte, abermals von klarem Eis und Schnee bedeckt wird; so vermischen sich an mehrern Orten die vulcanischen Ausgüsse der Tiefe mit den Niederschlägen aus dem Meerwasser. Die Lava und die Asche hatten sich auf dem Grund eines alten Meeres ausgebreitet (denn viele dieser vulcanischen Gebilde sind zu einer Zeit entstanden, da selbst noch bis zum Gipfel des Appenin das Seegewässer fluthete) und nach ihrem Erkalten deckte der Schlamm und das lebendige Gewimmel

des Meeres den Ausgang der Laven, wie den Strom derselben wieder zu. An andren Stellen hat jedoch die anstrebende Riesenkraft des Feuers die Decke der Wasserbildungen nicht blos durchlöchert, sondern in so weiter Ausdehnung sie zerstört und ganz hinweggenommen, daß kein Niederschlag, kein Gerölle des Meeres den mächtigen Riß zwischen Land und Land verdecken konnte; sondern dem nachdringenden Gewässer war, durch das offengelassene Thor des Feuers der Zugang zu einer Tiefe geöffnet, in welcher kein Werk der Bildung und kein Werk des Lebens geschieht, welches dem Menschenauge bekannt ist.

Wo irgend ein Feuerberg der Tiefe in sein Innres hinein zusammenstürzte, und kein späterer Flammenerguß dieses Innre von neuem aufbaute, da blieb als umringendes Wandgemäuer der äußre Umfang stehen und die Tiefe des Einsturzes füllte ein See, wie jener bei Albano, Nemi oder Agnano aus.

Der Vesuv, obgleich die Höhe des obersten Gipfels Einstürzen unterworfen und darum etwas veränderlich ist, raget über vierthalbtausend Fuß (3695) von der Meeresfläche hinan. Er selber ist ein neuer Aufbau aus dem Innren eines zusammengestürzten größeren Vulcanes, dessen hoher Dom bei jenem Ausbruch einsank, welcher im Jahr 79 nach Christo, Pompeji und Herculanum verschüttete. Der nun mit Wald und Gebüsch bewachsne Monte Somma (3509 Fuß hoch) und der Ottojano, sind noch ein stehen gebliebener Theil des vormaligen, alten Umkreises des vulcanischen Domes. Wie ein Bürgerhaus, welches, mitten in der gewesnen Arena eines alten Amphitheaters erbaut, kaum bis zur halben Höhe der noch etwa stehen gebliebenen äußeren Bögen emporragt; so

erscheint der jetzige Vesuv neben dem noch zu errathenden Umriß des vorherigen, alten Berges.

Der Verstand möchte hier weiter schließen. Wenn ich, auf dem Gipfel des Vesuvs stehend, von der Morgensonne beleuchtet hinausblicke über Meer und Land, da raget dort das vulcanische Gebirge von Ischia, hier der Monte nuovo hervor. Wie sich gegen Nordwesten hinan, viele Tagereisen weit allenthalben die unermeßlichen Lager des vulcanischen Aschengebirges und der Laven zeigen, dazwischen hie und da ein hervorragendes Geripp des ehemals hochgewölbten, dann zusammengestürzten vulcanischen Gebäues; so stehen auch gegen Süden hinab noch in Fernen des Meeres, zu denen das Auge nicht reichet, die Liparischen Inseln als Trümmer des alten eingestürzten Randes eines Colosseums der vorweltlichen Natur hervor, in dessen Umfang Siciliens wie Italiens Feuergebirge begriffen waren. Als die Decke dieses alten, noch unter dem Wasser erbaueten Feuerpallastes zusammenbrach, da stürzte die Meeresfluth sich nach in die eröffneten Tiefen und die Folge hiervon mögen die mehrmaligen, nach längeren Pausen, jedesmal dann aber plötzlich eingetretenen Zurückzüge des Meeres vom Lande gewesen seyn, wodurch nicht blos an dem das Mittelmeer begränzenden Lande, sondern, da Dasselbe auch in andern Gegenden der Erdoberfläche geschahe, auch anderwärts, ein Rücken oder Absatz des Hochlandes nach dem andern vom Meer verlassen und nun für die Gewächse wie für die Thiere des Landes bewohnbar wurde. Denn dem bedeckenden, ernährenden Wasser, mischungsverwandt mit der atmosphärischen Luft, gehörte die Oberfläche des Planeten, dem Feuer die Gewölbe des Innren an, bis der Glutstrom der Tiefe einen Theil seiner

abwehrenden Flammen im Gewässer löschte und diesem das Thor zu seinen Reichen öffnete.

Die Umgegend des Vesuvs zeiget, wie viele Gegenden von Italien, vulcanische Gebilde, welche zum Theil schon in jener älteren Weltperiode, da das künftige Land noch vom Meere bedeckt war, zum Theil aber auch erst in der Zeit, da hier Menschen wohnten, aus der Tiefe drangen. Denn der Ausbruch im Jahr 79 nach Christo, welcher dem vormaligen Bergumfange (so weit dieser eben noch stund) den Untergang, dem jetzigen Vesuv sein Entstehen gab, ist zwar der älteste, genauer beschriebene, nicht aber das erste Zeichen gewesen, wodurch sich der schon wache Vulcan kund gab. Dies bezeugen unter den alten Schriftstellern Diodor (L. IV. Vol. I. p. 267. ed. Wess.) und Strabo (L. V.) außer ihnen aber der unmittelbare Anblick der Gegend. Denn das verschüttete Pompeji ist mit Lava gepflastert und seine Gebäude auf die Hügel uralter Feuerergüsse erbauet und angelehnt.

Lange Jahrhunderte hatte, als Strabo schrieb, das Feuer sich in seinen unterirdischen Gewölben still gehalten und überall war die trügerische Decke bewachsen und von Menschen bewohnt; so daß Strabo meinte, der Berg sey ausgebrannt, habe aus Mangel an entzündbarer Materie aufgehört sich zu ergießen. Der Vesuv hat auch später, nachdem er doch im Jahr 79 die Maske abgeworfen und in der eigentlichen, gefahrbringenden Gestalt sich gezeigt, öfters wieder die Umwohner mit dem Anschein der tiefsten Ruhe getäuscht; er hat ganze Menschenalter hindurch, ja ganze Jahrhunderte dem Wald der Castanien und Eichen es verstattet, daß er allmälig, mit langsamen Schritt, vom Fuß herauf bis zum Gipfel sich ausbreite; hat das Getümmel des Lebens: die Vögel des

Waldes, so wie die bauende Hand des Menschen ruhig, wie ein tief Schlafender oder ein Todter, an seiner Stirn und seinem Haupte sich ansiedeln lassen, dann aber, wie ein Schlafender, der, durch das Geschmeiß der Fliegen, das ihm die Stirn leckt halb wach geworden, die abwehrende Hand erhebt und unter der Decke sich regt, hat er unvermuthet und plötzlich, durch neue Feuerausbrüche den fremden Gast des Lebens hinweggescheucht. Auf den Ausbruch im Jahr 79 folgte erst im Jahr 203 wieder ein bedeutender Auswurf; dann 259 Jahre hernach, im Jahr 472. Von 685 gab der Berg dem umliegenden Lande über 300 Jahre Ruhe; bis 993 und nachdem er hierauf im 11ten und 12ten Jahrhundert mehrmalen heftig getobt, traten (von 1139 bis zu dem auch nicht sehr bedeutenden Ausbruch von 1500) so lange Zwischenzeiten der Stille ein, daß es scheinen konnte, als gehe nun der Berg allmälig, wie andre erloschne Vulcane dem Ende seiner Feuerspiele entgegen. Furchtbar war der Ausbruch von 1631, minder bedeutend jene von 1660, 1682, und auch die von 1689 und 1694 gehörten nicht unter die verheerenderen. Im vorigen Jahrhundert zählte man vierzehn, zum Theil ziemlich bedeutende Auswürfe und auch im jetzigen hat sich der Vulcan öfter geregt und selbst an dem Bau des Gipfels, den er 1822 einstürzte, seitdem wieder Mehreres verändert.

Den von frühester Jugend an ersehnten Anblick dieses Vulcans sollte ich nun selber in der unmittelbarsten Nähe haben; sollte selber über seine alten und neueren Lavaströme hingehen und das Gewölbe des Gipfels besteigen.

Wir fuhren schon am 9ten Juli des Abends um zehn Uhr von Neapel gen Resina, das auf den Lavaströ-

men erbaut ist, welche Herculanum bedecken. Sobald das Eselein für die liebe Hausfrau gesattelt und der Führer mit der Laterne bereit war, begaben wir uns auf den Weg, welcher anfangs noch ziemlich bequem neben den Mauern der Gärten und Weinberge und zwischen den Olivenbäumen emporsteigt. Bald aber zieht er sich über die noch hervorragenden Gräten der alten Lavaströme hinauf und hinüber; daneben ausgewaschene Tiefen, der Boden öfters mit rollenden Steinen bestreut. Gegen Mitternacht erreichten wir das Wirthshaus, dessen Pächter das Gewand der Einsiedler tragen. Im oberen Zimmer fanden wir ein Buch mit vielen Namen der Fremden, darunter auch mehrere Landsleute und Bekannte. Wir hätten hier gern länger geruht und an dem Wein, der unter dem Namen Lacryma Christi von den Einsiedlern verkauft wird, so wie am vorgesetzten Brod, zum Weitersteigen uns gestärkt, aber es war da am Fußboden und auf den Ruhesitzen ein Leben und Gewimmel solcher kleinen Creaturen, welche auf Kosten unsers Genusses der Ruhe selber Genuß und Ruhe suchten, und wir entwichen ihnen gern.

Es war gut, daß wir so bald aufbrachen. Die Hausfrau wollte sich dem etwas muthwilligen Esel nicht mehr anvertrauen, sondern lieber mit uns zu Fuß gehen. Der Steig führte, vom Einsiedler hinaufwärts, anfänglich zwar noch über festen Grund, neben dem Gebüsch der jungen Kastanien hin, dann aber als der Aschenkegel kam war das Hinansteigen fast mühsamer als das Besteigen fast jeder gleich großen Anhöhe, wenn auch nicht so schmerzlich für die Füße als das Steigen am Col de Bruys. Denn wenn man auch den Fuß einen Schritt hoch erhub, so sank derselbe dennoch, beim Nie-

dersetzen in die Asche, wenigstens um zwei Drittel Schritt tief hinein, so daß mit drei Schritten kaum das gewonnen wurde, was auf festerem Grunde ein einziger schaffet. Nur selten fand sich im weichen Boden ein Punkt zum sicheren Auftreten. Endlich nach drei Viertelstunden war der festere Rand des alten eingestürzten Gipfels erreicht. Da kam eben der Morgen.

Neben uns in dem Kessel, unter welchem der Abgrund des Feuers nur leise von dem Zusammensturze der Felsen verdeckt liegt, beleuchtete der anbrechende Tag eine Gegend, wie sie Milton und Klopstock in der Hölle beschreiben. Aus dem Gehäufe der schwarzen Felsenmassen dampfte der schweflichte Rauch, von den Wänden rollten bald da, bald von einer andern Seite die losen Steintrümmer hinab zum Grunde des Kessels. Dem lebenden Auge erscheint diese ihm feindselige Region ganz wie eine Welt des Hasses und des Grimmes. In diesem Reiche des Hasses ist keine Sicherheit noch Dauer. Es zittert der jetzt noch feststehende Fels unter dem Fußtritt und wer weiß, wie nahe ihm selber der Augenblick der Zertrümmerung ist. Aus den Spalten leckt ein Glutrauch hervor, an welchem das hingehaltne Papier oder Holz sich entzündet. Es bildet hier die schlafende, bewußtlose Natur die Gräuel einer wachen, mit Selbstbewußtseyn geschaffnen Revolution der Völker, einer Empörung des Menschen gegen göttliches Recht und Ordnung nach, da allenthalben die Wuth flammt, da sich über alles Bestehende Verderben ergeußt.

Da auf einmal trat unter dem rothen Bogen des Gewölks die aufgehende Sonne hervor. Das blaue Meer mit dem Wasserbau der Inseln; die mächtigen Bergwände um die herrliche Bucht her, überall am Saume

der Küste, im Thal und in der Ebene ein lustig blühen=
der und grünender Garten Gottes. Gerade auf den Fel=
dern der Asche und der zerstörenden Lava gedeihet die
erfreuende Rebe und alles dem Menschen dienende Ge=
wächs am reichsten und besten. Das Leben hat den Tod
überwunden, die Liebe den Haß, und der Sieger hat
sich nun selber mit dem Waffengewand des Feindes, das
die Tiefe schmiedete, lieblich geziert und umgürtet. —
Ja, das Leben wird einst den Tod noch besiegen und die
Erde wird überall dann das Reich einer erbarmenden
Liebe seyn.

Unser Führer machte uns von oben herab auf die
Laven der verschiedenen, merkwürdigsten Ausbrüche des
Berges aufmerksam; zeigte uns den Schauplatz der Erup=
tionen, welche Hamilton und welche della Torre be=
schreiben.

Hinabwärts vom Aschenkegel war der Weg bald zu=
rückgelegt. In weiten Sprüngen konnte man da, tief
in die weiche Asche sinkend, mit jedem einzelnen Schritt
den Raum, vielleicht von vier Schritten durchmessen. Wir
ruhten ein wenig beim Einsiedler, der uns, aussen vor der
Thüre, Sitze im Schatten der Bäume gestellt; frühstück=
ten in Resina und fuhren dann weiter nach Pompeji.

Als wir da durch das Thor neben dem neueren, von
einem Aufseher bewohnten Gebäude hineintraten, sahen
wir uns, mehr als bei irgend einem andern Anblick, den
uns diese Reise gewährte, in dem geselligen Kreise eines
früheren Jahrtausendes und eines vormaligen Menschen=
geschlechts. Der erste Eindruck wird unvergeßlich seyn,
obgleich er sich zu jenem, welchen noch jetzt, in seinen
Trümmern, das alte Rom gewährt, nur so verhält, wie
etwa das Beschauen und Berühren eines Gewandes, das

ein merkwürdiger Mensch an seinem Leibe getragen, zu dem Anblick der kräftig schönen Gestalt desselben Menschen, wie sie uns die wohlgetroffene Bildsäule desselben, oder ein treues Gemälde darstellen.

Zuerst zeigt sich, noch ziemlich kenntlich, das Forum der Stadt: ein länglich viereckter Platz, dessen Länge hundert, die Breite sechszig Fuß beträgt, rings umher von achteckigen, dorischen Säulen und mehr nach aussen von Gebäuden umfasset. Solcher Säulen, aus vulcanischem Tuff gebildet, äußerlich bunt übertüncht oder übertäfelt, stehen an jeder längeren Seite 22, an den kürzeren 15. Das platte Dach der Gebäude setzte sich bis herüber auf die Säulen fort und bildete so zwischen ihnen hin einen bedeckten Gang. Unter dem Porticus fanden sich zum Theil Kaufläden und Vorrahtskammern von Gewerbsleuten: wie die eines Seifensieders, nahe dabei eine Handmühle, zum Bereiten des Mehles, und eine andre Handmühle, zum Bereiten des Oeles. Zwei Kammern, welche an den Enden der nördlichen und südlichen Reihe der Hallen gelegen waren, zeigten sich als Gefängnisse. Hier fand man die Skelette von Gefangenen, deren Knochenglieder noch jetzt die eisernen Banden und Ketten umschlossen. Diese Unglücklichen zwar, hatten hier gegen ihren Willen, gehalten von Eisen den Tod der Erstickung erwarten müssen; daneben aber fand man die Ueberreste zweier Soldaten, noch von ihren Waffenrüstungen umschlossen, welche hier nicht durch äußere Gewalt, sondern durch ihre Pflicht zurückgehalten waren. Auf der einen Waffenrüstung sieht man die Eroberung von Troja dargestellt.

Nahe beim Forum findet sich das tragische Theater, welches zwar etwas mehr beschädigt ist als das mit ihm

durch einen bedeckten Gang verbundne Odeum, oder (gleichsam) Opernhaus; dennoch aber für die Kenntniß der innren Einrichtung der alten Theater überhaupt sehr bedeutend und förderlich gefunden wird. Das tragische Theater konnte auf seinen drei concentrischen Sitzreihen oder Caveen fast viertausend Menschen fassen. Die Theaterbillets waren von Metallblech; auf ihnen steht die Benennung des Stückes, welches gegeben werden sollte, so wie seines Verfassers und zugleich ist auf jedem der Platz bezeichnet, wohin der Besitzer des Billets sich zu begeben hatte. Die Scene ist zierlich, in Gestalt der Vorderseite eines Pallasts erbaut. Das Odeon, nicht von eirundem, sondern von viereckten Umriß hatte noch nicht einmal für 1600 Zuschauer Raum, die Scene ist mit viel geringerer Sorgfalt erbaut; es scheint, daß die Vorstellungen, welche man hier gab, keinen so großen Beifall fanden als die, für welche das tragische Theater bestimmt war. Zu jenem gehörten vielleicht solche rundliche, aus Knochen gebildete Billets, mit griechischer Aufschrift, wie man deren auch unter den Ruinen gefunden. Das Odeon war ein bedecktes Gebäude; das tragische Theater war nach oben offen. Neben dem Gemäuer des tragischen Theaters lief ein bedeckter Säulengang mit 56 Säulen hin, welcher sich auf eine Länge von 200 Schritten ausdehnte.

Wir gelangten jetzt zu einem Tempel der Isis. Das länglich viereckte Gebäu ist von einem bedeckten Säulengang umfasset; die Säulen, von dorischer Ordnung ragen bis zur Höhe von neun Fuß, es stehen ihrer acht an jeder längeren Seite, sechs an der Fronte. Im Innren dieses (kleinen) Tempels entdeckte man die beiden oft erwähnten Tafeln der Isis; unter dem einen Altar ward

eine kleine, verborgene Kammer, von unbekanntem Gebrauch entdeckt. Außer diesem fand man in jenem Isistempel die Reste einer Bank von Holz, mehrere Abbildungen und Statuen, die sich auf den Dienst der ägyptischen Göttermutter bezogen, dabei Geräthschaften und Gefäße von sehr verschiedner Art: Lampen und Leuchter, Dreifüße, Schüsseln und Messer. Bei dem eigentlichen Tempelgebäu sieht man zwei, zum Aufenthalt der Priester bestimmte Zimmer, nebst einer Küche. In dieser fand man noch auf irdenem Gefäße, die Gräten und Schuppen eines, wahrscheinlich zur Mahlzeit bestimmt gewesenen Fisches; im anstoßenden Zimmer, an die Mauer gelehnt, das Skelet eines Priesters, der, wie die bei der Knochenhand liegende Axt und die Spuren am Mauerwerk zeigten, hier noch durchbrechen wollen. In einem andern Theil des Gebäus fand man ebenfalls das Skelet eines Priesters, welcher, wie dies aus den Knochen eines Huhns und aus etlichen Eiern, so wie aus den irdenen Weinbechern geschienen, eben bei der Mahlzeit war, als ihn der Tod der Erstickung traf. Noch mehrere andre Skelette von Priestern? welche man hier fand, bezeugen, daß der Diensteifer oder die Furchtlosigkeit dieser Männer das herannahende Unglück nicht geachtet habe. — Ein kleiner Tempel des Aesculap, dann die Werkstatt eines Bildhauers, mit allen zu seinem Geschäft nöthigen Werkzeugen, so wie mit vielen ganz oder halbvollendeten Arbeiten, dabei das Haus eines Wein- oder Oelverkäufers, mit einigen zum Gewerb tauglichen Gefäßen, zeigen sich in der Nachbarschaft des Isistempels und des Theaters.

Ein Gebäude, in dem anstoßenden Theil der Stadt, von 60 Fuß Länge, 40 Fuß Breite, dessen Säulen sammt

ihren

ihren Capitälern, Architraven und Cornichen von ziemlicher Sorgfalt der Erbauer zeigen, und in welchem sich ein in Stein gehauener Rednerstuhl zeigt, wird für die alte Curia der Stadt gehalten. Von einem altgriechischen Tempel (sein hohes Alter bezeugen die großen, dorischen Säulenknäufe voll Würde und Einfalt) stehen noch ansehnliche Trümmer. Es glich dieser Tempel sehr den altgriechischen Tempeln von Pästum. — Zur Linken von diesem Tempel ward, während der Anwesenheit des Kaiser Joseph in Neapel das dreistöckige Haus entdeckt, das an den Hügel gelehnt mit dem obersten Geschoß in gleicher Linie mit den Gassen der Stadt stehet, die untren sind nach dem Abhang der Küste gerichtet. In diesem Hause fand man viele metallene Geräthe und in einem unteren Gemach der Bäder das Skelet einer Frau, welche hier der Tod (vielleicht noch beim Baden) überrascht hatte.

Zu dem alten Amphitheater führet der Weg über einen noch unausgegrabenen Theil der Stadt, durch Weingärten hin. Auch dieses Gebäude, obgleich es nicht zu den größeren seiner Art gehört (es faßte nur 18000 Zuschauer), wird für die Alterthumskunde sehr bedeutend, weil es in allen seinen einzelnen Theilen unter der Decke der zarten Asche so vollständig und unversehrt erhalten ist, wie kein frei über der Erde gestandenes Amphitheater der Alten. Selbst die Gemälde am Borde der Arena, welche mit frischem Lichte der Farben die kämpfenden Löwen und das Toben der gereizten Stiere, Gladiatoren und Lituusbläser darstellen, machen die Kampfspiele, denen das Gebäude gewidmet war, so lebendig anschaulich, als kündigten sie Ereignisse des heutigen oder des morgenden Tages an. Das Baumaterial ist ein vulcanisches Gestein.

Man wendet sich vom Amphitheater, das noch innerhalb der alten Stadtmauer gelegen ist, wieder zurück, zu der Nachbarschaft des großen Porticus und des Tempels der Isis.

Das Haus, welches der General Championet im Jahr 1799, unter der Leitung des Abbe Zarilli ausgraben ließ, scheint eines der vornehmsten der alten Stadt gewesen zu seyn. Nach einem Bericht von Zarilli fand man in diesem Gebäu die Skelette mehrerer Frauen, deren kostbare Ringe, Armbänder und andres Geschmeide von Gold, den hohen Stand anzeigten, zu welchem sie einst gehört hatten. Von der Wohlhabenheit des Besitzers zeugten überdies das kostbare Mosaikgetäfel des Bodens, die Malerei der Wände und die Fülle des Marmors.

Bei dem Haus des Championet wird ein griechischer Tempel von ziemlich bedeutender Größe gesehen. Er ist von einer Mauer umschlossen, aus welcher nach innen halbe Säulen hervortreten, dagegen ist die Cella im Innren, statt der Mauer von Säulen umringt, die nur aus Backsteinen zusammengesetzt, und, so wie die Wände, grell-bunt übertüncht sind. Vor dem Tempel ist ein Vestibulum, an welches wiederum ein großer, viereckiger Raum (Forum) mit doppeltem Säulengange, so wie mehreren Ehrendenkmälern anschließt. An der einen Seite dieses Forums zeigen sich Gewölbe, am Boden mit Marmor getäfelt. Man hält diese für Orte der öffentlichen Versammlungen. Ihnen gegenüber bemerkt man einen andern, nachbarlich an das Forum anstoßenden freien Platz, welcher, wie es scheint, zum Markte diente; die Säule, welche der Fronte des Tempels entgegenstehet, nehmen Privathäuser ein.

Die meisten Häuser, welche zum Theil für die Ge-

schichte des bürgerlichen Lebens, so wie der Gewerbthätigkeit der alten Welt viele Auskunft gewähren, finden sich auf einer Hauptstraße des bisher ausgegrabenen Theiles der Stadt. Die Führer nennen diese Straße den Corso von Pompeji. Man wandelt hier noch auf der breit mit Lavasteinquadern gepflasterten Straße der alten Stadt; sieht die tief eingeschnittnen Geleise oder Spuren der vormaligen Wagenräder. Die Breite einer solchen Gasse stehet im Verhältniß mit der Höhe der Häuser: sie beträgt kaum sechs Schritte.

Einiges möge hier noch im Allgemeinen über die Einrichtung der Häuser erwähnt werden. Die einzelnen Theile des Gebäudes umschließen einen (öfters freilich sehr kleinen) Hofraum, welcher mit breiten Steinplatten, auch mit Mosaikarbeit ausgelegt ist und in dessen Mitte zuweilen ein springendes Wasser war. Die kleinen Zimmer, zum Theil mit so niedrigen Thüren, daß man nur gebückt in sie hineinzutreten vermag, waren nicht der gewöhnliche Aufenthalt der Bewohner, sondern diese lebten und arbeiteten, wie noch jetzt die meisten Menschen der Länder, denen der andauernde Frost unsrer Winter und die kalten Regenschauer unsrer Sommer fremd sind, die längste Zeit des Tages im Freien: die Bemittelteren saßen und lustwandelten unter den bedeckten Säulengängen, welche an der innren Seite der Gebäude rings um den Hofraum liefen, den Aermeren gewährten, so oft sie wollten, die öffentlichen Säulengänge, Schutz gegen die Sonne oder auch gegen die Regengüsse. Daß diese Menschen der alten Welt nicht so, wie wir an die beständige Hut des Zimmers gewöhnt waren, das beweist die Einrichtung dieser Zimmer selber, von denen nur wenige Fenster hatten, die meisten dunkel waren. Weder

Oefen noch Kamine, waren zum Heizen da, auch der heimische Heerd insgemein in eine so enge, dunkle Küche gestellt, daß man diese Gegend des Hauses nur besuchen mochte, wenn man zu dem bei der Küche gelegnen Dampfbad hinabstieg. Die Bäder selber waren von annehmlicher Gestalt und Einrichtung. Das Dampfbad zuweilen in einer zierlichen, muschelförmigen Nische, welche bei einem der warmen Bäder zwischen sich und dem Gemäuer noch Raum lässet, damit der heiße Dampf den ganzen Umkreis mäßig und ausdauernd erwärme. Auch die kalten Bäder sind wohl eingerichtet und öfters mit mehreren Nischen versehen. In ihnen glaubte man selber zum Theil Anstalten zu einer Art von Tuschbad zu erkennen. Kostbar und prächtig waren die Wannen, öfters von Marmor, von Porphyr oder aus Bronze gearbeitet. Hier, in den Bädern, gab es zuweilen auch noch einen kleineren, wärmenden Heerd, an dessen Wänden die Gefäße, welche das Oel und andre Stoffe zum Einsalben des Leibes enthielten, umherhiengen, ja selber eine Art von Oefen und Wärmeleitungen in den Wänden. Den Rauch des Küchenheerdes führte ein kleiner Rauchfang hinaus; tief unten, beim Raum der Küche, waren die dunklen Behältnisse, in denen das Gesinde schlief.

Die Wände der meisten Gebäude sind, bunt genug, besonders gelb und roth und blau bemalt. Oefter jedoch fand man auf dem Grund der Wände, besonders unter den Säulenhallen Gemälde, zum Theil von sehr geschickter Hand. Die meisten dieser Kunstwerke finden sich im Museum zu Portici und zum Theil auch in Neapel. Man schätzt die Zahl der in Pompeji, Herculanum und Stabiä aufgefundnen Gemälde auf mehr als 1600. Selbst die noch in Pompeji vorhandnen lassen uns, so wie die

in den Bäderhallen des Titus, ein andres, ehrenvolleres Urtheil über die Malerei des Alterthums fassen, als jenes war, das man noch vor wenigen Jahrzehenden darüber aussprach. Es fehlt allerdings den allermeisten dieser Gemälde ein gewisser, höherer Geist, wie ihn, das zeugen die Werke andrer Art, die Zeit des Phidias kannte, aber an frischer, lieblicher Lebensfülle und Kraft der meisterlichen Darstellung des den Sinnen nahe liegenden Gegenstandes, fehlt es ihnen nicht. Von ganz besondrer Zierlichkeit der Arbeit sind die meisten der in Pompeji aufgefundnen Lampen und andern Geräthschaften, so wie die Gegenstände des Schmuckes. Der Geschmack hat, bei etwas mehr Kraft und innerer Beständigkeit, Aehnlichkeit mit dem der neueren Franzosen.

Viele der Häuser nennen durch Inschrift den Erbauer oder Besitzer. Oefters erkennt man noch deutlich das Gewerbe, das der Besitzer trieb. Hier etwa wohnte ein Bäcker, das zeigt noch die Handmühle zum Mahlen des Getreides und der, fast wie die unsrigen, eingerichtete Backofen. Da wohnte ein Verkäufer von Oel oder von warmen Getränken. Der tischartige, breite Vorsprung, hinter welchem der Verkäufer, vom Haus heraus die Käufer bediente, ist mit Marmer belegt, man sieht auf ihm noch die runden Ringe, welche das etwa vom Rande der Tasse hinabfließende Getränk in den Stein zeichnete; auf den kleinen, stufenförmigen Erhöhungen, zur Seite des tischartigen Vorsprunges bezeugen es ähnliche Ringe, daß man hieher, nach gemachtem Gebrauch die Tassen stellte. Die größeren Oelgefäße der Verkäufer sind zum Theil fest eingemauert. Ein fleißiger Nachbar Schmidt, (wie fleißig der Mann war, das bezeugte die viele, bei ihm vorräthig gefundne Eisenarbeit), bedurfte der Ver-

käufer des Weines im Kleinen nicht, wenn anders der ſchöne, mit vielen thönernen Dolien gefüllte Keller, bei der Werkſtatt des hart arbeitenden Mannes ſein ſelber, und nicht dem Bäckermeiſter gehörte. — Den wohlhabenden Apotheker geben die noch im ſchönen Hauſe gefundnen Arzneien und Gefäße kund. — Zuweilen findet ſich (ſo in einem Haus in der Nähe des Thors, bei welchem die Via Conſularis endet) noch ein altes Triklinium von Stein, auf welchem die Alten, nachdem man noch Kiſſen darüber gebreitet, zu Tiſche lagen.

Eines der augenfälligſten Häuſer der Hauptſtraße iſt das alte Ponderarium oder Zollhaus. Es iſt nach vorne offen; auf einem Piedeſtal, in der Mitte, hat wahrſcheinlich die Bildſäule des Kaiſers geſtanden. Hier fand man viele Gewichte.

Ueber einem der Häuſer ſtehet in muſiviſcher Arbeit die freundlich bewillkommende Inſchrift: Salve. In dieſem Hauſe fand man das Skelet eines Mannes und jenes des treuen Hündleins, das ſich vom Herrn nicht zu trennen vermocht hatte. — Das Haus des Marcus Pupius (ſo nennt den alten Beſitzer die Inſchrift) enthielt mehrere treffliche Gemälde. Hier fand man das Skelet einer Frau, welche, wie dies die bei den Knochenfingern liegenden Geſchmeide und Koſtbarkeiten von Gold zeigten, der Tod im Geſchäft des Ausräumens überraſcht hatte. Ein großes, ſchön gebautes und mit Werken der Malerei und Moſaik wohl verziertes Haus war, dies bewieſen die mehr als vierzig hier aufgefundnen, chirurgiſchen Inſtrumente, von einem Arzt bewohnt.

Bei und in dem anſehnlichen, prächtigen Gebäude des C. Salluſtius kann man noch die Einrichtung der alten Leporarien, Aviarien und Glirarien ſehen, beſtimmt

zum Aufbewahren und Mästen der lebenden Thiere, an deren Fleische, oder auch lebendigem Bewegen, der Besitzer Gefallen trug. Anderwärts in der Gasse ein Haus, welches, wie die Abbildungen bezeugen, den Musikübungen geweiht war.

Bei und vor dem Thore der Stadt sieht man die Grabmähler. Im Halbkreis herumlaufende, steinerne Sitze (Exedrae oder Scholae), für 8 und zum Theil für 12 Personen geräumig, laden noch jetzt zum freundlichen Wechselgespräch der Menschen ein, welche, nach des Tages Last, Mittheilung und Belehrung begehren. Dem Sprechenden konnten Alle ins Gesicht sehen. — Hier ist auch das Begräbniß der Priesterin Mammia.

Nur ein wenig weiter hinaus ist die Villa: das Pompejanum des Cicero. Jene merkwürdige Stelle im zweiten Buch der academischen Quästionen, an welcher Cicero von der Täuschung der Sinnen redet: (Ego Catuli Cumanam ex hoc loco regionem video, Pompejanum non cerno etc.) hat dieses Landhaus auffinden lassen. Es hat eine Menge kleiner Zimmer und Behältnisse, zum Theil von unbekanntem Zwecke. Noch stehen in dem weiten, wohlgebauten Keller die Weinkrüge, schief an das Gemäuer gelehnt, wie sie zur Zeit ihres Gebrauchs gestanden. Unter ihnen vielleicht noch mancher, der sich von Cicero, selber auf die spätern Besitzer fortgeerbt hatte.

Noch weiter hinaus, gegen Torre dell' Annunziata hin, liegt das öfter beschriebene, ansehnliche Landhaus des Freigelaßnen: M. Arrius Diomedes. Es ist an einen Hügel gelehnt und hat, von dem tiefer gelegnen Garten aus drei Stockwerke; innen führt eine Treppe nach dem oberen Stockwerk hinauf, dessen Fenster oder Thüren in einen von dem schief niedergehendem Dache bedeckten Säu-

lengang sich öffnen, welcher einen, mit der zweiten Etage auf gleichem Boden gelegnen Hofraum umfasset. Unter der zweiten Etage ist noch eine unterirdische dritte, welche die Küche, die Zimmer des warmen Bades und Vorrathsgewölbe enthält, zu denen das Tageslicht vom Garten aus hineinfällt. Die Fußböden der Zimmer sind mit zierlicher Mosaikarbeit getäfelt, fast jedes von ihnen auf andre Weise, die Wände waren alle mit Malereien geziert, in einem der Fenster fand Swinburne, der vor mehr als 50 Jahren das Haus sahe, noch eine wirkliche Glasscheibe. In dem weitläuftigen breiten Kellergebäu, welches an drei Seiten unter der Gartenmauer hinläuft, stehen noch die vielen alten Amphoren, welche einst den Wein und das Oel des reichen Hauses enthielten. Im Garten sahe man noch, beim ersten Aufgraben die Reste und Spuren der vormals hier wurzelnden Gewächse; in der Mitte desselben einen Springbrunnen und Fischteich. Noch jetzt ist hier der Schatten unter dem Säulengang des Gartens erfrischend und labend, noch jetzt die Aussicht von der oben beim Gebäude stehenden Exedra, nach dem Meere hin, erhebend und schön. Hier entdeckten die Ausgrabenden mehr Skelette von Menschen, welche der damalige Aschenerguß getödtet, als in irgend einem andern Gebäude der Stadt. Nach der Thüre des Gartens hin das Skelet des vermuthlichen Besitzers, bei der einen Hand ein Schlüssel, bei der andern ein Beutel mit Geld und goldnen Kleinodien. Hinter ihm das Skelet eines vermuthlichen Dieners, mit silbernen und bronzenen Gefäßen. Im Weinkeller fand man auch die Ueberreste mehrerer Menschen, die sich, wie es scheint, vor dem allgemeinen Unglück dahin geflüchtet. Der Bibliothekar Domenico Romanelli, dessen Werk (Viaggio a Pompeji

a Pesto e di ritorno ad Ercolano, Napoli 1811) überhaupt die Geschichte der ersten Ausgrabungen von Pompeji ziemlich vollständig enthält, giebt die Zahl der im Kellergebäu gefundenen Menschenskelette auf 16 an. Eines von ihnen schien einst der Dame vom Hause gewesen zu seyn; bei ihm fand man die Kleinodien und Geschmeide des Goldes. Die ganze Gestalt mit dem feinen, leichten Gewande hatte sich in der (später fester gewordnen) vulcanischen Asche abgedrückt und es wird dieser Umriß noch jetzt im Museum zu Portici gesehen. — Eines der alten Seitengebäude dienet nun wieder einem Aufseher zur Wohnung; im Garten stehen Birnbäume und Gemüse, auf demselben Grund, welcher den alten Besitzern sein Gewächs gegeben.

So traten wir denn aus den Gassen der alten, untergegangenen Stadt hinaus in die wieder über der Asche blühenden und grünenden Felder. Neben den Aeckern mit Baumwolle bepflanzt, hat sich wohl, da der siebenzehnhundertjährige Schutt hinweggeräumt war, noch manches dürre, scheinbar gänzlich erstorbene Saamenkorn aufgemacht und ist noch so spät zum frischgrünenden, früchtetragenden Gewächse geworden. In der Asche, welche einst Menschengestalt getragen, ist kein nach der Luft und dem Tageslicht fragender Hauch erwacht; unveränderlich ernst, nicht mehr zurücknehmbar, stehen aber die Worte der Inschriften, unter denen, neben den bessern oder minder bedeutenden, an vielen Gemäuern der Stadt solche gefunden werden, welche der Mensch, wenn ein Gefühl des beßren, innren Lebens erwacht, niemals möchte gesprochen haben.

Wir kamen fröhlich zurück nach dem fröhlichen Neapel; die Seele hatte sich mit einer ganzen, neuen Welt der Gedanken und Anschauungen bereichert.

20.

Rückreise von Neapel nach Rom.

Nach einigen Tagen erkrankte, an der immer unerträglicher werdenden Hitze des neapolitanischen Juli's, auch meine liebe Frau. Da unterblieben die kleinen Reisen in die Umgegend von Neapel, welche wir vorher noch im Sinne hatten. Es schien rathsam, so bald als möglich wieder nach der kühleren Heimath zu eilen. Glückliche Einkäufe von Seethieren wurden noch fortwährend besorgt, die Mineralien der Umgegend des Vesuvs, sind hier, wie auch in Rom leicht zu haben, und für weniges Geld kauft man ganz besonders in großer Zahl die Krystalle des Melanits und die des Leuzits.

Die treue Reisegefährtin war genesen, wir konnten noch einige unsrer Lieblingsorte besuchen und noch etliche Male das Gewimmel und Getümmel der Stadt betrachten. Am letzten Abend waren wir noch einmal in dem Gasthause zum Pintauro, welches vielleicht unter allen gut eingerichteten Gasthäusern von Europa die unvergleichbar schönste Lage hat. Man speist auf dem freien, auf das Meer hinausragendem Gange. Mit jedem Blicke hat man die herrlich reiche Bucht von Neapel vor sich, vor sich den rauchenden Vesuv. Selbst die heißen Mittagsstunden kühlet der Wind vom Meere. An diesem letzten Abend ergoß über das wogende Meer und die angränzende Landschaft, der Mond sein Licht. Diese Augenblicke des Ab-

schiedes von dem Lande vieler Naturwunder sind der Erinnrung theuer.

Schon seit etlichen Tagen waren wir, durch des wackren, deutschen Speisewirths Rudolph Vermittlung mit einem Vetturin einig geworden, welcher uns, billig genug, die Person um sieben Louisdor von Neapel bis Mailand zu bringen versprach und hierbei, auf der ganzen siebenzehntägigen Reise, für uns das Nachtlager und Abendessen bezahlte. Der Wagen, in welchem wir, Sonntags den 17ten Juli, bei frühem Morgen die Stadt verließen, war sehr bevölkert. Die Hauptperson war ein Sänger vom St. Carlotheater, ein Grieche von Geburt, von Gestalt ansehnlich und wohlbeleibt. Mit vielen Thränen nahm von ihm ein schon ältliches Weib Abschied, das ihn zum Wagen begleitete. Wir selber waren noch unsrer vier, denn zwei der früheren Reisegefährten hatten uns in Rom verlassen. Außer diesen hatten noch ein junger, talentvoller Künstler aus Schlesien und ein junger Kaufmann aus Preußen in dem wohleingerichteten Wagen Platz gefunden. So zogen wir die Höhe neben den Anlagen, dann durch den Wald und die reichbewachsne Ebene nach Capua hin. Wir sahen hier die ersten reifenden Trauben.

Als wir am Nachmittag neben dem Kastanienwalde der Höhen gegen St. Agatha hinfuhren, da war es, als begegnete uns schon wieder eine erfrischendere, kühlende Luft der theuren Heimath, welche — auf diesem ersten Tag der eigentlichen Heimreise — die Sehnsucht nach dem Vaterland der mächtig strebenden Männer und der hochwüchsigen Eichen in ihrer ganzen Kraft erweckte. Ein Vorgenuß der hehren, heimathlichen Sonntagsstille, wie ich es lange nicht empfunden. Mir war im Grunde der

Seele wohl, daß ich dem Lärm und Geschrei von Neapel mich wieder entronnen sahe. Auch diesmal war St. Agatha unser Nachtlager; Mola di Gaëta bewirthete uns am andern Mittag. Auf dem Wege dahin, am Gariglano sahen wir in Menge über die Felder des Getreides, das man hier eben erntete, die Wanderheuschrecke (Gryllus migratorius) ziehen. Wir fiengen mehrere von der Schaar. Erquickend war in Mola di Gaëta der Schatten der Gärten, in denen Ciceros näheres Andenken noch jetzt webt; erquickend die reinigende Fluth des Meeres. Hauptmann von Veldeck hatte an eben diesem Tage einen schönen, großen Fisch für seine Sammlung erbeutet (so viel ich mich erinnere, war es eine Squatina); wir sahen zu unsrem großen Genuß die reiche Sammlung des fleißigen Mannes, die er während seines Aufenthalts in diesen Gegenden sich begründet hatte. — Das ungesunde Fondi war für diese heißeste Zeit des Jahres von der östreichischen Besatzung verlassen worden. Zeitig am Abend erreichten wir das herrlich gelegne Terracina.

Hier machte uns die römische Mauth einigen Aufenthalt. Der Vetturin wurde gestraft, weil er, ich weiß nicht welche? Waare verheimlicht. Er sagte uns dann lächelnd, er habe mit Absicht die Sache so angelegt, daß man jene Dinge finden und ihn strafen solle, dadurch sey das weitre Nachsuchen verhütet worden, denn in einem andern Theil des Wagens habe er ganz andre, bedeutendere Sachen verborgen. Das Verzollen der Kunstsachen eines der jungen Reisegefährten hielt sehr lange auf. Ich war, schon ehe die Reihe an das Durchsuchen meiner Habseligkeiten kam, verdrießlich geworden, durch das lange, müßige Stehen in der unerfreulichen Mauthhalle, hier,

im Angesicht einer so herrlichen Natur. Ich glaubte indeß bald abgefertigt zu seyn, als man nun endlich das Felleisen öffnete. Ich hatte nicht an die mehreren Paare der neuen, seidenen Schuhe gedacht, welche die Hausfrau um ganz unerwartet wohlfeilen Preis bei einem Schuhmacher in Neapel gekauft. Als der Zolleinnehmer diese fand, forderte er für jedes Paar den dort bestimmten Zoll der Einfuhr. Es betrug dieser aber nahe eben so viel, als die Schuhe beim Einkauf gekostet hatten. Da brach der lang verhaltene Unmuth aus, ich schob, auf sehr unangemessene Weise dem Mauthner die Schuh hin und sagte, ich möge sie nicht noch einmal bezahlen, statt des gefoderten Zolles wolle ich ihm die Waare schenken. Er aber sahe mich ernsthaft an und sagte: „mein Herr, ich bin ein römischer Beamter, ich habe von Ihnen kein Geschenk zu nehmen und Sie mir keines zu geben. Sehen Sie, fuhr er fort, indem er auf die noch ganz ungebrauchten Sohlen der Schuhe zeigte, jetzt sind diese noch neu, jetzt (indem er mit den Sohlen ein wenig auf dem Ziegelstein-Pflaster des Bodens hinfuhr) sind sie gebraucht. Nun nehmen Sie Ihre Schuhe hin." — Der Mann, obgleich ich im Zimmer mit ihm allein war, that dies nicht aus eigennütziger Absicht, sondern aus jener bemerkenswerthen Nachsicht gegen Fremde, welche man überhaupt im ganzen Kirchenstaat übt. Da ich mit gutem Gewissen versichern konnte, daß diese Schuhe im Kirchenstaat nicht einmal getragen werden, noch weniger darinnen bleiben sollten, ließ ich mir diese Nachsicht gefallen, obgleich sie mir sonst eben nicht annehmbar gewesen wäre. Den Fall selber aber glaubte ich nur um des Contrastes wegen mit dem Benehmen der Zollbedienten in manchen andern Gegenden erzählen zu müssen.

Der Abend in Terracina war einer der herrlichsten der ganzen Rückreise. Der Glanz des Mondes schiffte mit den Kähnen, welche auf den nächtlichen Fang ausgiengen, zugleich über das Meer; nahe am Vorsprung der südöstlichen Klippen spielten springende Delphine; durch die Wipfel der Orangenbäume und der Cypressen wandelte ein erquickend frischer Wind.

Es war, als wollten mich die Pontinischen Sümpfe abermals an mein altes Vergehen des Schlafens in ihrer Luft und der diätetischen Frechheit in ihrer Mitte erinnern. Als wir während der heißen Zeit des Tages (nicht bloß etliche, sondern viele Stunden, denn so schien es dem Vetturino gut zu dünken) in Tre Ponti verweilt, erfüllte mich der fast aashafte Geruch, der über der ganzen Umgebung des Hauses schwebte, mit unüberwindlichem Eckel. Mit bleichem Gesicht und hohläugig, blickte uns der Wirth und seine ärmliche Dienerschaft an. Einer der Begleiter wollte, im Namen der ganzen Gesellschaft, nach italienischer Sitte, von der etwas theuer scheinenden Zeche ein wenig herunter handeln. Da nahm mich unser Reisegefährte, der Sänger vom St. Carlo-Theater, in welchem überhaupt ein menschenfreundliches Herz war, bei Seite, und sagte: „sehen Sie nicht, wie gelblich bleich die Farbe, wie matt und trübe das Auge des Mannes ist. Er wohnt hier, zur Bewirthung der Fremden, am Vorposten des Todes, und verkauft mit der Speise und dem Weine zugleich das Leben. Seiner nachbleibenden Familie ist dieses Leben theuer und auch diese Speise. Wir wollen ihm nichts abhandeln.“ Es unterblieb denn der Handel und auch für die hohläugige, bleichgelbe Dienerschaft war noch ein überflüssiges Geld da.

Aber das bleichgelbe, hohläugige Wesen, war mir,

wenn auch noch nicht ins Angesicht, doch in die athmende Brust und in den Magen gekommen. Der kurz dauernde Gewitterregen gab den Sümpfen, als die heiße Nachmittagssonne wieder kam, nur neue, übelathmende Dünste. Das süß-säuerliche, kalte Getränk in Cisterna, dessen Wirthin, wenn sie die Hausfrau so lieb hätte als ich, das zurückgelaßne Schnupftuch als theures Andenken verwahren würde, that nicht gut; eben so wenig die frischen, in Veletri gekauften Feigen, so unglaublich wohlfeil sie auch waren. Die herrliche Aussicht, von der Anhöhe bei der Stadt, der Anblick der schönen Kirche, gewährten nicht den Genuß, den sie wohl andre Male gegeben hätten und die sonst etwa wohlthätige Wirkung des gut bereiteten Abendessens und seiner Getränke, hob der allzuhäufige Gebrauch des Eises auf. Auch das Vorausgehen am andern Morgen, die herrliche Aussicht, welche der bei einem prachtvollen Landhaus gelegne, (kleine) Garten gewährte, der Anblick des Hains und des Sees von Genzano, der tausendstimmige Gesang der Cicaden in den Zweigen und Wipfeln der Bäume, in deren Schatten wir dem Wagen vorauseilten, konnten das Weh der pontinischen Sümpfe nicht tilgen. Eben so wenig Albano, wo ich, mitten in diesem Weh, etliche Briefe schrieb. Was war es aber dann (ich erfuhr auch hier, daß der Mensch nicht allein vom Brod lebe), was dem müden, kranken Leibe auf einmal wieder Kräfte gab zum Weitergehen? Es war dies schon, in vorbereitender Weise, der Anblick der alten, mächtigen Stadt: diese sonntägliche, (es war übrigens Mittwoch) hehre Stille in den Gassen, im Vergleich mit dem unvergleichlichen Geschrei und Lärmen von Neapel; vor allem aber dann der unvergeßlich schöne Abend, den ich bei meinem lieben Rothe genoß.

21.

Die letzten Tage in Rom.

Das Gasthaus, in welches uns diesmal unser Reisegefährte: der junge Kaufmann aus Preußen geführt, war zwar französisch, zugleich aber sehr schlecht und theuer. Wir möchten in Italien lieber zu italienischen oder zu deutschen Gasthäusern rathen; am allerletzten aber zu französischen. Denn das Französische, wie es auch besserer Art in seiner Heimath seyn mag, bleibt sich beim Verpflanzen ins Ausland nicht gleich, sondern wird öfters nur schlechter. Doch mag es wohl, unter vielerlei Umständen, dem Deutschen nicht anders ergehen.

Wir besuchten am andern Tag noch einmal manche der Stätten, die uns im alten und neuen Rom die liebsten geworden. Am Nachmittag sahen wir, zum Theil noch umfangen von dem Gemäuer des Mausoleums des August, ein Gefecht der Stiere und Büffelkühe mit Menschen und mit Hunden, so wie mit den Scheingestalten der stutzerhaft geputzten Puppen, welche am Seile schwebend oder aus dem Boden, bald auffahrend, bald vom Drucke der Feder bewegt wieder in den Boden versinkend, die Wuth der dummen Thiere reizten. Am meisten ergötzte uns die lebhafte, laute Freude des zuschauenden Volkes.

Als am Abend um eilf der Mond am hellesten auf das Gemäuer herabschien, da staunte unser Auge zum letzten

letzten Male, vielleicht für das ganze Menschenleben, vielleicht auch nur für diesmal, über das Riesengebäu des Colosseums, dahin wir, von Rothes Wohnung aus, in Gesellschaft lieber Freunde gegangen waren.

Der letzte Morgen in Rom war noch reich. Ich begann ihn in der Familie des edlen v. Bunsen. — Der Anblick der Freskomalereien in der Villa Massimi hat mir gewissermaßen den Abschied von dem alten, hehren Rom erleichtert. Ist ja der Geist, der einst hier bildete und bauete, noch nicht gestorben, sondern zeigt es in unsern Tagen mehr als seit langer Zeit, daß er noch auf unsrem Geschlecht ruhe und bei ihm wohne. Dantes tiefer Ernst und seine Kraft waren mit der Hand der Meister (Veit und Koch), welche hier den Worten der göttlichen Comödie Gestalt und Farbe gaben. — Daneben dann eine andre Welt der kräftigen Gestalten, welche mein theurer Julius Schnorr aus dem Hauch der Ariostischen Gesänge erschaffen. In solcher Macht der Wahrheit hat, so weit ich zu urtheilen fähig, noch kein Maler die Bewegungen des Wahnsinnes am Menschenleibe nachzubilden vermocht, als dies hier am Angesicht und an den Gliedern des Roland gelungen. Doch weiß dieser Meister bald wieder, durch die bauende Gewalt der Schönheit und der frischen Lebensfülle den Schrecken zu bändigen und es herrschet in seinen Werken die befruchtende Kraft, welche, nach vorübergezognem Gewitter, durch Berg und Thal gehet. — Von den Bildungen, welche Overbeck auf Tasso's Gedicht begründet, erglänzet der liebliche Wiederschein einer Morgenröthe, die einen Tag verkündet, dessen erste Stunde hienieden, unter dem Leid und der Freude des Menschenlebens zwar beginnet, die Länge aber des Tages und das, was er bringen wird, kann die Menschenzunge

nicht ausreden. Die wahre Kunst wird in ihrer Werkstätte öfters von Fremdlingen besucht, welche nicht von menschlichem Geschlecht sind, sondern auf schnellen Schwingen kommen sie und die greifende Hand erfaßt die eilenden nicht.

In Thorwaldsens Werkstätte ergriff mich ein frohes Staunen. Wie einfach und wie kraftvoll ist da Alles. Unter der Hand dieses Meisters ist der Stein durchsichtig geworden wie Glas: die Seele scheinet überall durch den Marmor hindurch.

22.
Reise von Rom nach Terni.

Es war (am 21sten Juli) schon Abend um acht Uhr als wir aus dem mächtigen Rom und von dem Anblick der Menschen schieden, welche uns diese Stadt der Länder und Reiche zu einem lieben, reichen Lande der Heimath gemacht hatten. Bei Nacht dann, doch beleuchtete sie der Mond, durchzogen wir die öde, sandige Gegend der Campagna (die Gegend des alten Gebiets von Veji) und die Tageshelle fand uns schon unter den Gärten vor Malborghetto. Der Morgen war trüb und hatte keine erquickende Kühle mit sich gebracht. Doch athmete, in der nun immer reicher grünenden Gegend, die Brust freier, denn hier war doch nicht mehr der übelriechende Qualm der Campagna, der uns an einigen Stellen, in der vergangenen Nacht sehr lästig gewesen, sondern aus dem Schatten der Gärten und des Buschwerkes, wehete ge-

sunde Luft und das Auge ergötzte sich bald am kühnen Bau einer alten Wasserleitung, bald an dem Anblick eines schön gelegenen Schlosses, das auf dem Felsen der alten vulcanischen Laven steht.

Schon gegen sieben Uhr des Morgens kamen wir in Civita-Castellana an: in dem alten Faliscum *). Hier sollten wir nun den ganzen langen Tag zubringen. Denn wir hatten uns den Antrag des Vetturino, so lange der helle Mondschein dauere, lieber bei Nacht zu fahren und während der Zeit der überlästigen Tageshitze zu ruhen, nicht ungern gefallen lassen. Aber schlafen konnten wir nicht, wie unsre beiden italienischen Reisegefährten (der Sänger aus Neapel und ein seit gestern zu uns gekommener Kaufmann aus Rom), sondern wir besahen uns die schöne, alte Cathedralkirche und erfreuten uns oben auf der Anhöhe an dem Anblick des grünenden Soractegebirges, das, obgleich nur 2129 Fuß hoch, ansehnlich über die umgebende Ebene hervorragt. Die Gegend von Civita-Castellana, so wie die Hügel des benachbarten Borghetto haben für den Naturforscher und Sammler noch ein andres hohes Interesse. An wenig andren Orten macht es nämlich die Natur so leicht den merkwürdigen Leuzit, vollständig und schön auskrystallisirt zu gewinnen. Denn seine vier und zwanzig-flächigen Krystalle, welche kleinen facettirten Kugeln gleichen, sind nur lose mit der alten vulcanischen Asche verwachsen. So

*) Welches sich dem Feldherrn der Römer: Camillus ergab, als dieser die Verrätherei des schulmeisternden Sclaven, der ihm die edle Jugend der Stadt in die Hände spielen wollen, mit gerechtem Unwillen zurückgewiesen und bestraft hatte.

schmutzig gelblichgrau jetzt der Stein aussieht, ist er dennoch, dies lehrt die chemische Zusammensetzung, ein Feuergebilde, das in seiner vorhergehenden Form dem Lasurstein nahe verwandt war, so wie diesem wiederum auch der Hauyin der alten, erloschenen niederrheinischen Vulcane sehr nahe steht. Das vulcanische Feuer hat, als es den gestaltlosen (derben) Gesteinmassen die geflügelte Form des Dampfes gab, die kostbare Farbe der früheren Bildungsstufe zerstört; dagegen haben jetzt alle Theile jener Masse die regelmäßige Gestalt gewonnen, eine Verwandlung von ähnlicher Art als etwa die der schönfarbigen Raupe, in den minder schönfarbigen, aber dennoch vollkommneren Nacht-Schmetterling.

Wohl that die Ruhe in der schattigen, kühlen Halle einer reinlichen Osteria. Wir trafen hier drei junge Studirende der Theologie aus Aquapendente, welche im Begriff stunden, eine Lustreise nach Sinigaglia zu machen, dessen berühmte Messe jetzt beginnen sollte. Sie wurden von hier an bis gen Fano unsre Reisegefährten, denn unsre zwei deutschen Reisegefährten hatten es vorgezogen, den Weg von Rom aus großentheils zu Fuße zu machen.

Die schöne Landschaft, durch welche wir in den späteren Nachmittagsstunden fuhren, ist eine reiche Vorrathskammer des Brodes und des Weines. Hier ruhet auf den Feldern, wie an den Hügeln die Fülle des Segens. Auf einer Anhöhe, am Ufer der Tiber gelegen, zeigt sich, nahe vor Borghetto, das Städtlein Magliano. So weit das Auge blickt, begegnet es noch überall den Gebilden des ehemaligen, vulcanischen Gebirges.

Die ansehnliche Brücke mit drei Bögen, welche, an der Gränze von Umbrien und dem Sabinerland über die Tiber führt, ist noch ein Werk aus Augusts Zeiten.

Papst Sixtus V. ließ sie wieder herstellen. Die Abendröthe glänzte über den nahe an der Tiber gelegnen Ruinen des alten Utriculum. Auch das jetzige Otricoli am Abhang eines fruchtbaren Hügels gelegen, enthält noch einzelne Trümmer der alten Herrlichkeit dieses Landes. Die hehre Gegend von Narni und die mächtige Wasserleitung, welche ihre Brunnen aus einer Entfernung von 15 Miglien hieher bringt, beleuchtete uns nur der Mond. Als wir das fruchtbare Thal und dann die gartenreiche Umgebung von Terni betraten, fieng es eben erst an zu tagen. Und so hatten wir, einen ganzen, vollen Tag lang den reichen Genuß des Verweilens an einem Orte, und in einer Gegend, welche zu den fruchtbarsten, reichesten und gewaltigsten der ganzen Erde gehören. Denn Terni ist nicht am meisten wegen jener Fruchtbarkeit der Auen, am Ufer der Nera bedeutend, welche schon Plinius rühmt; das, was hier die Seele so rührt, ist nicht am meisten der gewaltige Wasserfall, jenseit der reichen Gärten der Feigen und Trauben, sondern das lebendigere Andenken des Mannes, der hier geboren ward: Tacitus. Eine solche Frucht haben wenige Hügel oder Berge der Erde getragen, wie diese Frucht des Hügels zu Terni war.

Nicht selten wird zwischen der innren geistigen Gestaltung großer Männer und zwischen der Gestalt der Gegend, in welcher sie geboren wurden und die ersten Eindrücke der Aussenwelt empfiengen, eine sehr auffallende Familien-Aehnlichkeit gefunden. Es erinnert Siena, es erinnert das hehr, auf dem Dach der zu den Wolken steigenden Bergeshöhe gelegne Assisi, es erinnert das heitere, klare Paradies von Urbino, an die mächtig schaffenden Geister, welche an diesen Orten das Leben des

Leibes begonnen. Ein ewig waltendes Wort, welches des Menschen gedacht, noch ehe er war, leget jenen Seelen, welche es sich zu seinen Boten und Sprechern an unser Geschlecht erwählt, die eigne Gotteskraft auf ihre Zunge; sie sprechen nach, was sie vorhin vernommen. Es bezeuget sich aber jenes belehrende, die Seele nach seinem Willen gestaltende Wort, dem Geiste des Menschen zuerst durch die umgebende Natur. Nicht bei Allen ist ein aufmerkendes Ohr und eine gelehrige Zunge, für diese Art des Bezeugens der Stimme; auch gehet der Weg des Wechselgespräches nicht selten einen andren, minder bemerkbaren Weg, zu andren Sinnen, als zu dem des Gesichtes; wem aber das Auge geöffnet und der innre Sinn lenksam ist, gegen den Finger, der die Bäche des Menschenherzens leitet, der wird im späteren Lauf der Thaten und herrschenden Gedanken immer die Sprache reden, welche die Mutter zu ihm redete; eine Sprache, schaffend und lebenskräftig, wie die Natur es ist.

Die Berge bei Terni haben einen andern Charakter, als die Berge und Hügel, welche das Auge in einem großen Theil von Italien vorher oder nachher gesehen. Nicht so wie diese, steigen sie mild und allmälig an und bekleiden sich bei ihrem Ansteigen sorgsam mit dem Schmucke der Oelbäume oder Weinreben, der Getreidefelder oder der Kastanienwälder; sondern sie steigen gäh und kühn, dem üppigen Thale schnell enteilend, bis in die Region der Wetterwolken, sie bekleiden sich auf ihrem Wege nur nothdürftig und gleichsam wortkarg mit dem Schmuck der Bäume; statt des grünenden Holzes bekränzen aber den Gipfel die mächtigen Pfeiler der Felsen, zwischen denen sich der gewaltige Wasserfall von Terni herabstürzet, welcher, hindurcheilend wie ein Schwim-

mer, welchen der Sturm jagt, dennoch dem ganzen, üppigen Thale umher die frische Luft, sammt der Nahrungsfülle und Kraft giebt.

Der Weg von der Stadt hinan nach dem Wasserfall gehet durch eine Gegend, welche, wenn man das Auge erhebt, den Charakter und die Gestalt des Alpengebirges an sich trägt, dessen Fuß mitten unter der Fülle eines italienischen Thales wandelt; wie ein durchreisender, fremde Sprache redender Fürst unter dem gaffenden Volk der Fremde. Marcus Curius Dentatus, nach dem Sieg über die Sabiner, hatte im Jahr 480 nach Erbauung der Stadt, dem Velino-Strome, aus dem See des Haines, geweihet der Velia, kommend, den breiteren Weg durch die Felsen gebahnt. Die ganze Höhe, von welcher das Wasser des Sees nach dem Thal herabfällt, misset 1063 römische Fuß. Aber wie ein kräftiger Geist, welcher die Sprache des überwallenden, innren Gefühles mäßiget und bezähmet, damit sie dem Maas des Gefühles der andern Seelen, zu denen er redet, sich besser und kräftiger nähere, so stürzet der Wasserfall bei Terni nur bei seinem ersten Anlaufe den gähen Felsensprung von 300 Fuß so gewaltig herab, daß der Schaum des zerstäubten Wassers, wie das aufsteigende Gewölk der Alpen, bis wieder hinan zum See emporwallet. Dann rollt über die gerundeten Felsentrümmer der zweite und zuletzt der dritte Wasserfall zum Thal der Nera herunter, welche, wo der übermächtige Fremdling des Hochlandes sie berührt, wie von Schreck getroffen, vorüber wirbelt.

Wir saßen, in einer, wie es schien erst neulich, aus abgehauenen Zweigen erbauten Laube, am Rauschen des Wassers. Die Menschenstimme, auch wenn sie ganz nahe zum Ohre sprach, konnte man nur mit Mühe vernehmen.

Es war auch eine Mühe, welche nicht noth that, denn hier sprach eine Stimme, mächtiger und tieferen Sinnes, als die des Menschen.

Unfern des Wasserfalles, dessen donnernder Laut in den Garten hereindrang, erquickten wir uns in dem schattigen Garten eines schönen Landhauses, an den frisch vom Baume genommenen Feigen und Brod und Wein. — Das Städtlein Terni selber enthält noch, im bischöflichen Garten, die (wenig bedeutenden) Trümmer eines alten Amphitheaters; die St. Salvatorskirche umfasset das Gemäuer eines alten Tempels der Sonne. — Sonst noch zeigt sich in Terni, unter dessen 5000 Bewohnern noch jetzt mancher Wohlbemittelte seyn mag, ein und das andre Gebäude, das von einem noch gesicherteren Wohlstande zeuget, als der jetzige ist.

23.

Reise von Terni nach Bologna.

Als der Tag kühler zu werden begann fuhren wir weiter. Der Weg verläuft nur noch kurze Zeit im Thale der Nera, dann steigt er zu der waldigen Höhe des Appenins, Somma genannt, empor. Hier sieht man in Menge die rundblättrige Eiche (Quercus rotundifolia), deren Früchte das Landvolk noch jetzt eßbar findet. Am Wege, den wir den Berg hinan zu Fuße neben dem Wagen machten, fanden wir einige Male den Gazellen-Hirschkäfer (**Lucanus Dorcas**); und als die spielenden Kinder eines

benachbarten Dörfleins sahen, daß wir nach solchen Dingen suchten, brachten sie uns, mit athemloser Eile uns nacheilend, das Thier noch in mehrfachen Exemplaren nach. Der Sänger aus Neapel, dem diese Sucht nach Käfern etwas Neues war, nannte mich seitdem scherzhafter Weise selber einen Scarabaeo.

Als wir, auf der andern Seite des Berges hinabfahrend Spoleto erreichten, traf mit uns zugleich in der ansehnlich scheinenden Stadt ein starkes Gewitter ein; stärker als Hannibals Macht, welchem, nach seinem Siege am Thrasymener See, das alte Spoletium, durch tapfern Widerstand, das Eindringen verwehrte. Dieser Gewitterschauer drang eben so mächtig und unwiderstehlich durch jede kleine Oeffnung des Wagens herein, so daß der Vetturino beschloß, hier einige Stunden zu weilen, die wir, seit zwei Tagen wieder zum ersten Male, zur eigentlichen nächtlichen Ruhe anwendeten. Wir sahen die Gegend der Stadt und diese selber, beim Hinwegfahren im Grauen des Morgens. Sie bewahrt noch in ihrer Nähe und zum Theil in ihren Mauern die Ruinen eines alten Theaters, so wie eines Tempels der Concordia; die Reste eines Jupitertempels, jetzt zu St. Andreas genannt; eines Tempels des Mars, jetzt eine Kirche des heiligen Julianus; die Trümmer eines Pallastes des Theodorich. Ein altes Bogengemäuer führet noch, zur Erinnrung an Hannibals Abzug, den Namen „Thor des Hannibals, oder Thor der Flucht." Die Hauptkirche bewahrt ein Gemälde von Hannibal Caracci, der Pallast Ancajani eines von Raphael auf.

Die Fülle des Regens hieng noch schwer an den Blättern der Bäume und beugte die Aehren des Getreides, als wir uns bei le Vene dem kleinen Tempel

des Clitumnus näherten, dann an Trevi vorbei, welches in Gestalt eines Amphitheaters am Bergabhang erbaut ist, gegen Foligno (dem Fulginium der Alten) hinfuhren. Auch unter dem schweren Regengewölk erschienen diese gepriesenen Auen des Clitumnus, welche einst das mächtige Streitroß genährt und den weißen Stier der Triumpfe, noch immer entzückend schön, denn dieser Regen hatte das grünende Feld, wie den Leib des Menschen so gestärkt, wie ein gesunder Schlaf nach genossener Speise, die müden Glieder. Foligno, eine nicht unbedeutende Stadt, welche 15000 Einwohner umfasset, konnten wir, obwohl wir fast einen ganzen Tag hier weilten, nur in einzelnen Streifzügen besehen. Denn der Regen fuhr noch fort, das Thal der Reben und grünenden Auen zu wässern, und leimig trübe strömte der Topino mit der nachbarlichen Maroggia, nach dem Clitumnus hin. Foligno hat regelmäßig gebaute Straßen, in ihnen einige ansehnliche Palläste und viele Häuser, denen man die Wohlhabenheit der Bewohner ansiehet, welche der Seidenbau, so wie die Erzeugung des Wachses und des Papieres ernähren. Die Cathedrale ist eine schön gebaute Kirche; die Kirche des St. Annen-Nonnenklosters hat ihren Schatz (die Madonna von Foligno des Raphael) verloren. Dieser ist nun in der Vaticanischen Sammlung zu Rom.

Der Regen, unter dessen mächtigem Plätschern wir am Abend entschlafen waren, hatte ganz aufgehört, als wir am Morgen erwachten und weiter reisten. Die Sonne brach aus dem Gewölk und beleuchtete die Gegend um Nocera, deren Fülle und Anmuth es bezeugen, daß die Strahlen des hehren Gestirnes sich fast ohnausgesetzt und kräftig zu ihr gesellen. Nocera (Nuceria

Camelena) von Plinius wegen der künstlichen Arbeiten in Holz gerühmt, lehnt sich an den Fuß der Appeninenkette. Hier ist eine Heilquelle und Bäder, von wohlthätiger Wirksamkeit gegen Unterleibsbeschwerden. Ich war dem Wagen voraus, die Anhöhe nach Nocera hinaufgegangen und hatte mich nicht wenig über das freundliche Begrüßen und die Gesichtszüge des begegnenden Volkes gefreuet. Denn diese Gesichtszüge schienen mir mehr von deutscher Art und Form, als ich sie irgendwo in Italien gesehen.

Von der Anhöhe bei Nocera blickt man hinüber auf jene von Assisi. Die Luft, nach dem gestrigen Regen, war so erfrischt und so kräftig geworden, der Himmel wieder so durchsichtig und blau, daß es uns besser im Freien, als unter dem Dache des Wagens gefiel; ich machte von heute an die Erfahrung, daß es, wenn die Hitze die Glieder nicht lähmet, eben nicht schwer halte, neben oder auch vor einem italienischen Vetturin zu Fuße zu reisen, und mit ihm am Mittag und Abend die gleiche Herberge zu erreichen. In einem kleinen Dörflein, das uns ein spärliches Mittagsessen gewährte, rettete und erkaufte die mitleidige Hausfrau einen jungen Kernbeißer (Loxia enucleator) aus der Hand der muthwilligen Knaben. Das gute Thier wurde von nun an unser Reisegefährte, sahe mit uns einen großen Theil von Italien, stieg mit uns über die Alpen der Schweiz, bis es, zum großen Kummer seiner Pflegerin, zu Dissentis das jugendliche Leben unter den mordenden Klauen einer Katze geendet und sein Grab im Rheine gefunden. — Leicht war am Nachmittag der Spaziergang und erquickend für alle Sinnen, am Fuße der Appeninenkette und an ihrem grünenden Abhange hin. Prächtiger vielleicht als sie der

Anblick in unmittelbarer Nähe zeigen würde, erscheinen die einzelnen Ortschaften, welche die Anhöhe beleben. Wir erreichten Sigillo, welches zur Zeit des Longobardenreiches eine feste Burg war, gegen Abend. Hier erhebt sich die Appeninenkette zur Gestalt, wenn auch nicht zur Höhe der Alpen. Ein Gewitter, das sich schon am Nachmittag am Horizont zusammengezogen, gab dieser mächtig schönen Gegend noch einen höheren Reiz, wie ihn der Ernst dem Angesicht des kräftigen Mannes giebt. Wir sahen zuletzt, von den Fenstern unsres Gasthofes herab, den Vorbereitungen zu, welche man im Städtlein für den morgenden Jahrmarkt traf.

Die Straße von Sigillo aus, bald hinan zum Bergabhang, bald wieder hinab zum Thale gelenkt, gewährte uns am andern Morgen ohnausgesetzt den nahen Anblick der herrlichen Appeninen. Eine Brücke, dessen Bogengemäuer sich nach oben und unten zum mächtigen Oval wölbt, führt über die tiefe Kluft, welche das reißende Bergwasser in die Felsen gegraben. In dem Thal, am Ufer des Metauro hin, und an den enge genahten Bergwänden, wiederholt sich, nur in mehrfach größerem Maaßstabe, die Bildung der Thäler und Felsenwände unsers deutschen Jurakalkgebirges, etwa in der Gegend von Muggendorf. Doch ist am Metauro das Ansteigen der Felsen öfters so gäh und steil, daß weder Wald noch Gebüsch da festen Fuß fassen können. Mitten in dem wildeinsamen, stillen Thale, da sich, fern vom Wagen, welcher mit den Reisegefährten, weit hinter mir zurückgeblieben war, kein Laut eines Lebens vernehmen ließ, zeigten sich die Reste einer alten, römischen Brücke. In Cagli, das sich neben dem Grün der Gärten auf eine Felsenhöhe gebettet hat, erwartete ich den Wagen und die liebe Reisegesellschaft.

Wohlschmeckender und besser als seit mehreren Tagreisen wurde hier, in der unweit des Thores gelegnen Osteria, der Wein gefunden; nicht so gut war der, welchen man uns in dem vornehm aussehenden, am Markte gelegnen Gasthause vorsetzte.

Am Nachmittag wurden wir, in der wildeinsamen Gegend über Aqulagna hin von dem Anblick des Asdrubalgebirges und des Furlopasses erfreut. — Wie ein Gebirg, welches den Herabsturz ins Thal und auf seine Bewohner drohet, schwebete die Gefahr des Unterganges über Rom. Bei Venusia drängete Hannibal, am Metaurus Asdrubal. Da durchbrach die Heldenkraft der Römer, gelenkt von dem Consul C. Claudius Nero, den drohenden Gebirgsdamm der Waffen, den Asdrubal gebildet, wie die Kraft desselben Volkes hier den Felsen des Appenins durchbrochen und den engen, dunklen Weg der Tiefe sich gebahnt hat. Der Furlopaß ist gewaltig, durch das was die Menschenhand hier gethan; der Engpaß bei Saorgio, auf dem Weg zum Tenda hin (m. v. S. 118) ist jedoch von einem mächtigeren Reiz für das betrachtende Auge, denn in ihm lässet auch die Natur ihre ganze Herrlichkeit und Macht mit dem Werk der Menschenhand gehen und das Rauschen des mächtigen Bergstromes hallet, wie ein Lobgesang aus der dunkelnden Kluft wieder. Jenseit des Furlopasses wird die Gegend wieder grünender und schöner. Neben einem engen Thale durch das der Metaurus führet, über welches das üppige Gehäng der Zweige öfters grünende Grotten wölbet, liegt das wohlgebaute Städtlein Fossombrone (Forum Sempronii). Hier belustigte sich ein Theil der Bewohner des Ortes mit Ballspielen. Die schöngebaute Brücke ist, schon der Aussicht wegen, die sie in die enge

Thalkluft gewährt, mehr noch des Besuchens werth, als es die wenig bedeutenden Reste des alten Theaters sind, oder das Mosaikgetäfel in dem Hause Passionei. Unter den bedeckten Hallengängen des Städtleins fand sich ein Bauwerk, freilich von ganz moderner Art, nach welchem wir uns jedoch schon seit gestern vergeblich in allen Orten umgesehen, durch die wir gekommen waren. Ein Vogelbauer nämlich, für den seit gestern gekauften, geflügelten Reisegefährten. — Der Gasthof, der uns in Fossombrone Nachtlager und Abendessen gab, war einer der besten von allen, die wir in Italien gefunden.

Am andern Morgen, beleuchtete uns die aufgehende Sonne die Gegend der paradiesisch hehren Bergeshöhen von Urbino. Hier ward Raphael Sanzio am Charfreitag des Jahres 1483 geboren, hier auch, im Jahr 1444, Donatello Bramante, der erste Erbauer der Peterskirche, und es ist Urbino ausser diesem auch noch die Geburtsstadt des Baroccio und mehrerer Männer, die sich in Kunstfertigkeiten des bürgerlichen Lebens hervorgethan. Es wurde der Traum der Herrlichkeit einer andern Zeit, auf etliche Augenblicke durch die Stimme der Gegenwart unterbrochen, als ich schon wieder im Wagen sitzend, und bereits eine Strecke vom Städtlein entfernt, die Brieftasche, sammt dem Paß und den Geldpapieren vermißte, auf welche die äußere Möglichkeit des Weiterreisens gegründet war. Das Zurückeeilen nach dem Städtlein wäre nicht nöthig gewesen, denn es fand sich das Vermißte, aufbewahrt von der Hand des Vetturino's, in dem Kasten des Wagens, auf dessen Sitz ich es gestern liegen lassen. Zuerst an Bergen und Rebenhügeln hin, dann zwischen den hohen Hecken der blühenden Granaten und Myrten nähert sich der Weg immer mehr dem Ufer des adriatischen Meeres. Da trug

man, neben dem blühenden Myrtengebüsch, aus einem Dörflein die Leiche einer Frau, offen auf dem Bette der Bahre ruhend heraus.

Wir hatten den Anblick des Meeres, an welchen wir seit mehreren Monaten so gewöhnt waren, seit der mondhellen Nacht in Terracina entbehrt. Desto wohlthätiger erhebend war er uns nun bei Fano (Fanum Fortunae). Wir waren kaum in der nicht unansehnlichen und wohlhabenden Stadt, welche 15000 Einwohner umfasset, angekommen, als wir, ohne nach den Trümmern des alten Triumphbogens zu fragen, oder nach der gerühmten Bildsäule der Fortuna, welche an einem Brunnen stehet, uns umzusehen, zum Ufer eilten und von hier aus lange das wogende Meer und die Felsengebirge der Küste, gegen Süden hin, betrachteten. Weit über das Meer hinüber bemerket das Auge ein blaues Uferland der Inseln. — Mit den drei jungen Studirenden aus Aquapendente, unsern bisherigen Reisegefährten, die uns von hier an verließen, um nach Sinigaglia zu gehen, frühstückten wir noch einmal, in einer reinlichen Osteria, wo einige Verkäuferinnen, an der Hausthüre sitzend, die Gaben des Meeres (gebackne Fische und kleine, gebratene, für uns nicht genießbare Tintenfische) die Besitzerin aber der Osteria selber den wohlschmeckenden Wein und das Brod gaben. Dann saßen wir von neuem, länger als eine Stunde, am Ufer des Meeres, das ein frischer Nordostwind in Wogen schlug. Es wird hier (mehr noch aber bei Rimini) das Ufer durch die aus dem Meere geworfenen Schaalen der Seethiere für den Naturforscher noch bedeutungsvoller gemacht, als es schon durch seine hehre Aussicht ist: im Meere selber findet man in ziemlicher Menge, das Seepferdchen mit eckig geschildertem Körper (Syngnathus

Hippocampus), welches man, zur S Form gebogen und getrocknet, fast in allen naturgeschichtlichen Sammlungen siehet.

Beim Mittagsessen im Wirthshaus erfuhren wir, daß unser bisheriger Vetturin uns an einen andern, aus Bologna abgegeben und verhandelt habe. Ich hatte jenem, auf sein Bitten, bereits nach und nach die ganze Summe des Fuhrlohnes bezahlt, welche er für uns beide von Neapel bis gen Mailand zu empfangen hatte und es war kaum ⅔ des Weges vollendet. Dennoch bat mich jetzt der abgehende Vetturin, ich möge ihm doch auch das versprochene (nicht unansehnliche) Trinkgeld geben. Ich erwiederte hierauf, dies würde ich, meinem Versprechen gemäß, am Ende der Reise, in Mailand bezahlen, wenn sein Nachfolger sich zu unsrer Zufriedenheit betrüge. Da meinte jener, eine solche Zusicherung schiene etwas unsicher. Ich sey ein Deutscher, sagte ich, und würde mein Wort halten, und die Italiener, welche mit uns zu Tische saßen, statt das gleichsam herausfodernde Wort übel zu nehmen, stunden mir bei, und hießen den Vetturin von seiner Forderung abstehen, „denn ich sey ein Deutscher, und diese hielten was sie versprächen."

Wir hatten jetzt die Straße am Meere erreicht, welche von Rimini an bis gen Ancona fast immer in der Nachbarschaft der Küste bleibt. In Pesaro (Pisaurum) am Flüßlein Foglio (Pisaurus) verweilten wir zu wenig, um die Gemälde einiger berühmter Meister in den Kirchen oder die Trümmer der alten römischen Brücke zu sehen. Die Umgegend der Stadt, in welcher etwa 10000 Menschen wohnen, ist gepriesen durch die Güte ihrer Feigen und ihres Oeles. Bei Cattolica, welches den Kirchenlehrern der ernsteren, besseren Parthei Aufenthalt

enthalt gewährte, als bei dem Concilio von Rimini die Parthei der Arrianischen Bischöffe der Kirche Gefahr drohete, war die Aussicht nach dem Meere, auf welchem viele Schiffe schwebten, unvergleichlich schön. Hoch auf dem Berge, der so hoch emporraget, daß ihn der Schnee fast die Hälfte des Jahres hindurch nicht verlässet, an dessen steilen Wänden nur ein einziger sehr beschwerlicher Weg emporsteigt, zeigt sich die Stadt St. Marino mit ihrer, auf dem Gipfel des Felsen gelegenen Burg, welche drei mächtige Thürme zieren. Diese Stadt, mit 6000 Einwohnern, ist das Haupt des merkwürdigen kleinen Freistaates San Marino, dessen ganzes Gebiet nur 1½ Quadratmeilen umfasset und in allem nur 7000 Einwohner zählt. Es soll vor etwa 1360 Jahren ein Maurer aus Dalmatien, der nachmalige Einsiedler St. Marinus, diese Republik begründet haben, welche, als eine fast einzige Erscheinung in ihrer Art, mitten in allen den Umwälzungen und Stürmen, welche Italien betroffen, unverändert, unter der Herrschaft ihrer 300 Aeltesten, ihres Senates und ihrer Capitano's sich erhalten hat und nun unter päpstlichem Schutze stehet. Noch jetzt sollen die Grundsäulen, worauf Marinus den kleinen Staat so fest stellte: Gottesfurcht und Einfalt der Sitten, in diesem San Marino so aufrecht stehen, wie die mächtigen Thürme der alten Burg.

Unter den schönen Alleen vor Rimini (Ariminum) nahete sich uns schon die Abenddämmerung, doch war es noch hell genug, um den schönen Triumpfbogen des Augustus, gleich am Thor zu betrachten. Der ehemals so schiffreiche Hafen, den die alten Weltenherrscher mit vielfältigem Bauwerk des Marmors geziert, gestattet jetzt nur noch den kleinsten Barken und Fischerkähnen den Zu-

tritt. Er ist mit Sand verschlemmt und ausgefüllt, welchen das Meer hier, wie in der Nähe von Cette, ans Ufer gestoßen. Ein alter Tempel des Castor und Pollux dient jetzt zur Caserne. Auf dem Marktplatz wird ein steinernes Postament gezeigt. Hier, so behauptet das Volk der Stadt, habe Julius Cäsar zu seinem Heer geredet, als er über den Rubicon geschritten, denn die Bewohner von Rimini halten die an ihrer Stadt vorüberströmende Marecchia für den Rubico der Alten. — Das Gasthaus in Rimini war voller Fremden, welche zur Messe nach Sinigaglia reisten. Zu ihnen gesellten sich viele Bürger der volkreichen, noch immer wohlhabenden Stadt und so ward die Nacht für uns keine der ruhigeren.

Ich gieng am andern Morgen zu Fuße über das Prachtwerk der alten bürgerlichen Baukunst, über die Brücke der Marecchia (Ariminus) hinüber, welche fast ganz aus schönem, weißen Marmor bestehet. Sie ward unter der Regierung des Augustus und des Tiberius gebaut. — Nur noch auf einer kurzen Strecke des Weges sieht man das Meer. Dann, durch den kleinen Geburtsort eines der letztverstorbenen Päpste, an dessen Andenken eine Art von Triumphbogen erinnert, kommt man nach Savignano (Compita), wo wir das heute noch ganz versäumte Frühstück nachholten, und weiter über den eigentlichen Rubico der Alten gen Cesena, einer Stadt, welche von 10000 Einwohnern bewohnt ist, unter denen, wie der Anblick der wohlgebaueten Häuser bezeugt, viel Wohlstand herrscht. Am Gebiet von Cesena wird gerühmt, daß es einen sehr guten Wein und trefflichen Hanf erzeuge. Hier fanden wir neben den Gütern des Landes: den ersten reifen Weintrauben (es war heut der 28ste Juli) noch einmal auch die Geschenke des Meeres,

dessen Nähe wir nun verließen: gebackene Seefische, und zu beiden fanden sich in den kühlen Hallen einer Osteria Wein und Brod. Die bedeckten Hallengänge, die schön-gebauten Kirchen, die kolossale Bildsäule Pius des sechs-ten (der aus Cesena gebürtig war), das Rathhaus mit dem großen freien Platze, den ein Springbrunnen ziert, unterhalten das Auge und man darf wohl überhaupt sa-gen, daß der Aufenthalt fast in keiner der Städte dieses Theils von Italien dem Reisenden zu lang werde. Als wir in der einen Kirche uns umsahen, da rührte die Hand des einen von uns auf einmal an einen Todten, dem wir uns, vom Altar zurücktretend, genähert hatten, ohne ihn und die Bahre, auf welcher er nach italieni-scher Sitte in der Kirche aufgestellt war, zu bemerken.

Jenseits Cesena führt die Straße, auf einer ansehn-lichen Brücke über den Savio, dann durch ein reiches Getreide- und Flachsland über Forlimpopoli (Forum Pompilii) nach Forli (Forum Livii). Der große, schöne Marktplatz dieser Stadt war voll fröhlicher Menschen und aus den ansehnlichen Kaufmannsläden und Pallästen blickte der Ueberfluß hervor, welchen der bürgerliche Fleiß und die Sparsamkeit begründen. Die Gemälde im Rath-haussaale sollen von Raphael oder einem seiner Schüler seyn. In den Kirchen findet man Arbeiten von Cignani, Carlo Maratti und Guercino, in der einen ein Werk von Guido Reni. Hier ist auch das Grabmahl des gro-ßen Physikers Torricelli, welcher zu Faenza geboren war und 1647 hier zu Forli starb.

Wir kamen am Abend noch nach Faenza (Faventia), nach welcher Stadt man, zuerst in Frankreich die Stein-gut-Geschirre mit Recht Fayence genannt, denn die Kunst der Bereitung war damals ein Eigenthum von

Faenza, wurde aber von einem Bürger dieser Stadt, der bei Nevers die gleiche Erde gefunden, nach Frankreich verpflanzt. Die Stadt bildet ein fast regelmäßiges Viereck und wird von vier Hauptstraßen getheilt, welche an dem großen Marktplatz zusammentreffen. Der Platz ist von einer doppelten Ordnung von Säulenhallen, fast in Form eines Amphitheaters umschlossen und erhält noch überdies durch einen schönen Springbrunnen, so wie durch die Nachbarschaft des Domes und des Glockenthurmes, des Rathhauses und des neuen Theaters ein bedeutendes Ansehen. Faenza zählt 18000 Einwohner. Seine Fluren wässert der Amone.

Wir kamen am andern Morgen durch die felderreich eGegend des alten Forum Cornelii und vom jetzigen Imola, da sich die Guirlanden der Weinreben zum Theil so tief über die Aehren des Getreides hinziehen, als wären die Halme desselben ihre Wurzeln. Hier fehlt dem Gewächs der Felder weder die wärmende Sonne, noch die kräftige Nahrung und Feuchtigkeit des Bodens, darum zeigt sich allenthalben das dunkle, saftvolle Grün der Kräuter und Gebüsche. — In einem Dörflein, nahe vor Bologna, bezeugten uns, als wir da hielten, alle Tische und Wände des großen, oberen Saales, daß wir hier an einem öfters von der studierenden Jugend besuchten Orte und in der Nähe einer volkreichen Universität seyen. Der Sänger aus Neapel erzählte mir, daß unser jetziger Vetturino, dessen Höflichkeit eben nicht zu rühmen war, uns nicht weiter fahren möge als Bologna, „da sollten wir uns selber nach einem andern Fuhrmann umsehen." Nun könne zwar ihm selber dieser abermalige Tausch keinen großen Nachtheil bringen, denn er habe dem neapolitanischen Vetturin nicht mehr bezahlt, als ihm bis

gen Fano zukam, und werde auch den jetzigen nur bis Bologna bezahlen, er fürchte aber für uns Nachtheil, da wir dem ersten Vetturin bereits das ganze Fuhrlohn bis Mailand bezahlt hätten. — Nicht ohne Sorgen näherte ich mich deshalb dem schönen Bologna. Ich hatte erst in Mailand wieder Geld zu erheben und es war überhaupt (seit dem Verlust in Rom) eine genaue, sorgfältige Eintheilung der Reisemittel nöthig. — Bei dem Thor der mächtigen Stadt war ich ausgestiegen, um gleich die Gebäude und Merkwürdigkeiten der ersten Gassen genauer zu betrachten. In dem stillen, hehren Gebäu einer Kirche ward mir selber sehr still und getrost zu Muthe. Mir fiel auch in Beziehung auf den verdrießlichen Handel, der mich hier in der fremden Stadt zu erwarten schien, jener Vers eines alten Liedes ein: „Seine Aufsicht ist der Fremden Trutz." Auch erfuhr ich bald nachher, daß unser guter neapolitanischer Sänger zu wenig Vertrauen auf die Ehrlichkeit der italienischen Miethkutscher gesetzt hatte. Wir erhielten zwar wirklich einen neuen Vetturino, welcher die französische Familie aus Lyon, die wir schon in St. Agatha getroffen, von Bologna nach Mailand führte, dieser aber nahm uns mit, ohne etwas mehr von uns zu begehren, als das Trinkgeld. Es stehen diese Vetturinos durch ganz Italien mit einander in Rechnung und Abrechnung.

So konnten wir uns denn ruhig in der Stadt umsehen. Unwillkührlich wird das Auge von den beiden seltsamen Thürmen Asinelli und Garisendi angezogen, denn jener ist bei einer Höhe von 360 Fuß unverhältnißmäßig dünn und schlank, und dieser ist, bei einer Höhe von 130 Fuß um 8 bis 9 Fuß nach der einen Seite übergeneigt und erinnert wenigstens durch diese schiefe Stel-

lung an den freilich ungleich prächtigeren schiefen Thurm zu Pisa. — Bologna ist eine Stadt der Hallen und Säulen; fast in allen Gassen, wie an den freien Plätzen, kann man auf dem breiten Steinpflaster unter den Hallen gehen und selbst vor die Thore hinaus und am Hügel hinan setzen sich solche Hallengänge fort und gewähren dem Gehenden Schutz gegen die Sonne, wie gegen den Regen. Die bedeckte Gallerie, welche von der Stadt aus nach der prächtigen Wallfahrtskirche der Madonna di St. Luca, deren wunderthätiges Bild als ein Werk des Apostel Lucas betrachtet wird, hinführet, ist fast eine Stunde lang und hat 640 Bögen. Dieses schöne Bauwerk ist ganz durch milde Beiträge begründet. Alle Stände, selbst die arme Klasse der Dienstboten, steuerten aus aller Kraft dazu.

Man bemerkt schon in der ersten Stunde des Herumblickens in der Stadt, daß man hier an einem Orte sey, dem nicht nur die Macht und der Reichthum der Bewohner, sondern eben so sehr die Wissenschaft und die Kunst einen Rang gegeben, welcher nur wenig Städten von Europa zukommt. Diese alte Stadt der Etrusker, von ihnen Felsina, nachmals von den sie erobernden Galliern Bononia genannt, hatte schon im Jahr 563 nach Erbauung Roms, die Kraft zu dem ersten Aufblühen seiner Macht durch eine Colonie der Römer empfangen. Seine Universität ist die älteste in Europa. Denn schon Kaiser Theodosius der zweite hatte hier eine Hochschule begründet, und wenn auch diese im Verlaufe der späteren Jahrhunderte wieder erloschen war, so blieb doch Bologna seit der neuen Stiftung der Universität im Jahr 1158 im Besitz dieses Vorrechts.

Auch unter der päpstlichen Gewalt hat sich die Stadt

nicht bloß einen großen Theil der alten Macht (sie enthält noch jetzt 70000 Einwohner), sondern auch große Vorrechte und Freiheiten bewahrt, welche noch die Ueberschrift der hier geprägten Münzen rühmet (Libertas), vor allem aber hat der Geist dieser erst hierdurch „großen" Stadt es gewagt, dem herrschenden Rom sich selbstständig, als gleichmächtig gegenüber zu stellen, ja, mit ihm um die Palme des Sieges zu ringen. Hier hat die Malerkunst zuerst in dem Zeitgenossen des Michel Angelo und des Raphael: Francesco Francia, eigentlich Raibolini (geb. 1450, gest. 1527?) dann noch in einer Zeit, welche bereits der verderblichen Herrschaft des bloßen Nachbildens der Werke des Menschen unterlag, einen Freistaat begründet, der sich jener Herrschaft entzog, und durch die ursprüngliche Schöpferkraft des Geistes sich gestaltete und regierte. Die wahre Kunst, dies erkannten nach dem ihnen verliehenen Maaße die Begründer der Schule von Bologna, wird stets der innern Entkräftung unterliegen, wenn sie dem Menschlichen und schon Gewordnen, sey dieses auch so herrlich als ein Raphael es zu schaffen mag; wenn sie dem äusserlichen, vergänglichen Abbild des innren, göttlichen Urbildes eine größere Ehre beilegt, als eben diesem Urbild selber; wenn sie des eigentlichen Schöpfers aller dieser Herrlichkeit vergißt und das Geschaffene vergöttert. Die äußerlich sichtbare Creatur, in all ihrer Schöne wird für dich stumm und unfruchtbar seyn, bis du ihren Wink verstehest und dich auf den Weg zu einem Innren und Verborgenen wendest, das dir vernehmlich saget, was du selber, ohne auf die Creatur allein zu achten, thun sollst, und welches dir Kräfte giebt zu diesem Thun. Ludwig Caracci, geboren zu Bologna 1555 (gest. 1619) hatte

durch den Anblick der Meisterwerke des Raphael und Correggio, des Titian und Andrea del Sarto, nicht den Glauben an die Kraft jenes im Menschen schaffenden Geistes verloren, welcher, obgleich sich die Fülle seiner Segnungen schon über Tausende ergossen, noch immer einen neuen Segen für Jeden hat, welcher des Segens begehrt. Er strebte, neben diesen Meistern mit selbstständiger Kraft und sein lebenskräftiger Geist goß diese Kraft auch in seine Schüler aus, den ihm verwandten Augustin Caracci, (geb. 1557, gest. 1602) vor allem jedoch in Hannibal Caracci (geb. 1560, gest. 1609), Guido Reni (geb. 1575, gest. 1642), Dominichino (geb. 1581, gest. 1641), und Giovanni Francesco Barbieri, genannt Guercino (geb. 1590, gest. 1666). Hier denn, in Bologna, begegnet man dem mächtigen Geist dieser Meister noch fast in allen Gegenden der Stadt: in den Kirchen und Pallästen.

Die St. Salvatorkirche enthält die Himmelfahrt der Maria von Augustin Caracci. Diese Kirche, mit ihren großen korinthischen Säulen erregt durchaus in allen ihren Theilen das Gefühl der erhebenden Freude. — Die Kirche des Sanct Dominicus zieret das Grabmahl des Heiligen, an welchem Werk man Michel-Angelo's Hand erkennt. Hier ist der Tod der Maria, welchen, so sagt man, Elisabeth Sirani nach einer Zeichnung von Guido Reni gemalt. Die Seele dieser Sirani verstund was der Tod einer Himmelsbraut, was der Tod der Jungfrauen sey, deren Lobgesänge Ihm folgen werden, ohne Aufhören. Darum starb sie selber so früh (schon im 26sten Jahre) *). Das

*) Sie war geboren 1639 und starb 1665.

Entzücken und die freudige Zuversicht des Glaubens, welche diese jungfräuliche Seele selber bei dem Gedanken des Todes empfunden, spricht sich in dem jugendlich schönen Angesicht des Johannes aus, welcher, als vergäße er ganz, daß dieses der Tod sey, wie mit frölichem Staunen das Angesicht der sterbenden Mutter betrachtet. Aber von diesen sterbenden nach oben gerichteten Augen gehet auch die Himmelskraft der Ewigkeit in solcher Klarheit und Fülle hervor, daß Johannes es errathen muß, daß diese Augen, jetzt nicht mehr das was irdisch ist erblicken, sondern ein Andres, das kein Menschenauge gesehen, kein Ohr gehöret hat, das in keines Menschenherz gekommen ist. Strahlen des Himmelslichtes ergießen von oben ihre Schimmer über das in seinem Ausdruck himmlisch schöne Antlitz der Sterbenden; oben die Schaar der Engel, mit den Gesängen des Sieges auf den Lippen, um das Bette her die Schaar der Apostel und Freunde, mit dem Ausdruck jener heiligen Trauer, die da weinet als weinte sie nicht. — In dieser Kirche ist auch Rahels Jammergeschrei um ihre Kinder: der Mord der bethlehemitischen Kinder von Guido Reni zu sehen. — Es ruhen in dem ehrwürdigen Gebäu die Reste des Guido Reni, des Ludw. Caracci, so wie des Grafen Marsigli.

Die St. Peterskirche zieret das Frescogemälde im Chor der Kirche. Es ist das letzte Werk des Ludwig Caracci: die Verkündigung, und von demselben Meister ist auch in dieser Kirche noch ein andres Werk: Maria und Petrus, trauernd um den am Kreuze gestorbenen Herrn. — In der Kirche des heiligen Petronius ist der berühmte Meridian von Dominicus Cassini zu sehen. Das Altargemälde der Kirche der Mendicanti di Dentro, das die Beschneidung darstellt, ist von Guercino und es

enthält diese Kirche auch noch andre Meisterwerke des Hannibal Caracci und Guido Reni.

Als herrliche Werke der Baukunst erscheinen der Pallast Caprera und die Façade des Pallastes Ranuzzi. — Im öffentlichen Pallast (der Residenz des Cardinal-Legaten) erfreut Guido Reni's heilige Jungfrau mit dem göttlichen Kinde auf dem Arme, ruhend auf einem Regenbogen, umschwebt von Engeln. — Von demselben Meister ist hier Simson, mit dem Eselskinnbacken, dürstend, unter den Haufen der erschlagenen Philister. — Im Pallast Sampieri sind die Plafondgemälde: die Thaten des Hercules von den drei Caraccis und von Guercino.

Unter den andern Gemälden ist das herrliche Werk des Guido Reni: der trauernde Petrus, nachdem der Schrei des Hahnes, noch mehr aber der Blick des nach ihm sich wendenden Herrn, die Quelle der bittern Thränen eröffnet; daneben ein andrer Jünger, welcher zu trösten scheint. — Meisterwerke der Bildhauerkunst von Giovanne Bologna, sind, auf dem Platz des Riesen, der marmorne Springbrunnen, mit seinen Figuren und Zierrathen, und der Neptun von Bronze.

In den mächtig großen (400 Fuß langen) Universitätsgebäude sind die trefflichsten Sammlungen vereint. Unter andern ist wohl das physicalische Cabinet eines der reichsten und durch mancherlei Merkwürdigkeiten ausgezeichnetsten in seiner Art. Der berühmte Bologneser Leuchtstein, den im Jahr 1632 der Schuhmacher Vincent Cascariolo, der eitlen Kunst des Goldmachens nachtrachtend, zuerst entdeckte, findet sich auf dem, eine Stunde von der Stadt entfernten Monte Paterno.

24.

Reise von Bologna nach Mailand.

Es war schon ziemlich spät am Nachmittag, als wir, nach so vielem Sehen, in einem kühlen Nebensaal des großen Gasthauses zum Niedersitzen und zur leiblichen Erquickung kamen. Bald nachher saßen wir im Wagen, dessen besten Theil der vornehme Franzose aus Lyon mit seiner Gemahlin und mit seinen vielfältigen Siebensachen eingenommen hatte. Dieser hat mir das Reisen mit dergleichen Herren sehr verleidet. Er war immer übelgelaunt und verdrüßlich, war mit allem unzufrieden, schimpfte beständig über die Italiener und über Italien, das mir mit jedem Tage immer lieber ward. Von keinem, der ihm irgend einen Dienst um Geld leistete, kam er ohne Zank und Streit hinweg, gleich in Bologna zog er den Leuten, welche seine Sachen zum Wagen trugen und aufpackten, so viel an ihrem Lohn ab, daß diese schimpften und jammerten, zugleich aber, wie wir dies in Mailand zu unserm Leidwesen bemerkten, sich an uns schadlos hielten, indem sie einen Bündel schöner Spazier- und Reisestöcke aus Palmenholz, welche wir unsern Freunden zum Geschenk bestimmt hatten, zurückbehielten, wahrscheinlich in der Meinung, sie gehörten dem strengen Herrn an.

Ich ließ den unglückseligen Mann schimpfen, denn meine Augen hiengen mit frohem Staunen an dem Anblick der herrlichen Gegend, die uns wieder, aussen vor

der Stadt empfieng. Im Halbmond schließt sich der Kreis der Apenninen, um das reiche, hügliche Land. Auf allen Anhöhen Kirchen und prächtige Landhäuser, das Thal von dem Wasser des Reno getränkt. Vorzüglich ziehet das Auge die herrliche Kirche der Madonna des St. Lucas an, mit dem vorhin erwähnten, weit an dem Hügel hinansteigenden Säulengange. — In Castel Franco übernachteten wir. Dem Franzosen und seiner Gemahlin wurde das schönste Zimmer des Hauses angewiesen. Er schimpfte darüber und sagte hier könne man nicht seyn. Da nahmen wir das schöne Zimmer in Besitz und er mußte sich bequemen das schlechtere zu nehmen.

Sonntags den 30sten Juli war es uns, da wir dem Wagen vorausgehend, die Landschaft umher betrachteten, als seyen wir auf einmal in ein ganz andres, neues Land gerathen, als das bisher durchreiste gewesen. Die Apenninen hatten sich in weite Ferne zurückgezogen, es zeigt sich zur Linken nur noch hügliches Land; man glaubt sich in der Nähe des Meeres und doch ist dies nirgends zu sehen, wohl aber ein wogendes Meer von grünenden Auen und Feldern und Bäumen. Das Auge muß sich erst wieder an diese Fülle und Fluth der Felder und Gärten (denn das ganze Land ist hier ein großer Fruchtgarten) gewöhnen; es verhält sich in der That zu dem Gewächsreich, das uns noch vor kurzem umgab, wie das Gewässer zum Festland. Vor wenig Tagen noch (bei Fano) wechselte bald die Hecke der blühenden Granaten und der blühenden Myrte, bald der Lentiskus oder der Buchsbaum, mit dem Gebüsche der Rosen am Wege ab, da gab es bald ferne bald näher die Wälder der Eichen und Kastanien, neben dem Hügel der Cypressen, überall drängte sich noch die alte eingeborene oder eingewanderte freie

Natur zwischen die vom Menschen bezwungene und beherrschte herein; hier scheint es aus mit jener, hier ist der Mensch und seine fleißige Hand unumschränkter Alleinherrscher. Das ist ein Land der alten reichgesegneten Cultur des Bodens, wo sich in fruchtbarem Verband die Rebe dem Maulbeerbaume vermählt, da ist Fülle am Boden, Ueberfluß in den Zweigen und Ranken, die Fußtritte der Horen das ganze Jahr hindurch träufeln vom Thau der Fruchtbarkeit.

Die Straße, zum Theil auf Dämmen hingeführt, wird nach beiden Seiten durch eine Allee von hohen Maulbeerbäumen beschattet. Bald ist dann die Gränze des Kirchenstaates und jene von Modena, an der schönen Brücke des Panaro erreicht. Die Umgegend von Modena interessirte mich sehr, wegen der bekannten merkwürdigen Entdeckung, die man daselbst schon längst beim Graben der Brunnen gemacht. Man trifft hier in einiger Tiefe auf ein Thonlager; wird dieses durchstochen, so dringt das Wasser so reich und mächtig herauf, daß es den ganzen Brunnen erfüllt. Modena selber liegt in einer weiten Ebene, in der Ferne aber zeigt sich ein Halbkreis von Hügeln und Bergen, aus dessen frischem Grün die Landhäuser und Schlösser erglänzen; über diesen Saum der Höhen erhebt sich, in noch weiterer Ferne, der blaue Gipfel des Hochgebirges. Die Geschichte der Artesischen Brunnen scheint mit der eben erwähnten der Modenesischen Brunnen, nahe verwandt, nur daß hier die aus der Tiefe treibende Kraft mit noch größeren Massen des Wassers waltet als an den meisten andren Orten.

Die Stadt Modena, an einem Canal der die Secchia mit dem Panaro vereint gelegen, noch jetzt von 22000 Menschen bewohnt, macht einen sehr angenehmen Eindruck.

Die Straßen sind breit und reinlich, zu beiden Seiten mit schönen Häusern geziert, deren fast platte Dächer man von unten her nicht bemerkt. Fast überall sind auch hier die hohen, bedeckten Hallen vor den Häusern angebracht, auf deren breiten Steinen man bequem im Schatten gehet, während das Pflaster in der Mitte der Straßen schon auf deutsche Art aus Steingeröll bestehet. Der herzogliche Pallast hat die neuere Baukunst mit aller ihr erdenklichen Pracht auszuzieren gesucht und an ihm alle vier Ordnungen von Säulenwerk: die dorische, jonische, corinthische und die zusammengesetzte, vereint. Die schönste ehemalige Zierde seines Innern: die Nacht von Correggio, ist schon seit mehreren Menschenaltern ausgezogen, nach Dresden. Das alte, seltsame Gebäu des Domes erschien mir, wie manche minder verständliche Gesänge unsrer alten deutschen Heldenbücher. Man bemerkt wohl, daß die Anspielung auf etwas alt und lang Vergangenes, die in ihm liegt, von tiefem, hehren Sinne sey; wenn auch der Ausgangs- und Endpunkt, von welchem her der Lebenshauch der Gedanken wehet und wohin er gehet, unbekannt bleibt. Wir krochen und giengen in allen Theilen und Tiefen des dunklen, säulenreichen Gebäudes herum, das vielfach durch die Kunst der älteren christlichen Jahrhunderte ausgeschmückt und durch ein Gemälde des Guido Reni: die Darstellung Christi im Tempel, geziert ist. Der Thurm ist von ansehnlicher Höhe.

Der Weg nach Reggio gehet nur in geringer Entfernung von dem Städtlein Corregio vorüber. Hier ward Antonio Allegri, genannt Correggio, geboren. (m. v. oben S. 239.)

Noch vor Mittags erreichten wir Reggio (Forum oder Regium Lepidi), eine Stadt von 18000 Einwohnern.

Sie machte nicht den angenehmen Eindruck von Modena; selbst der Sonntag hatte ihren Gassen kein reinliches Aussehen gegeben. Hier wurde der Dichter geboren, in dessen Werken sich die eine Seite des italienischen Volkscharakters am vollendetsten und anmuthigsten ausspricht, während in seinem eignen innern Wesen die andre Seite dieses Charakters mächtig waltete: ein tiefer, ja schwermüthiger Ernst, neben dem leicht spielenden Scherz des Lebens. In demselben Jahre als Ludovico Ariosto hier geboren wurde (1474), ward auch Michel Angelo geboren; in demselben Jahre als Michel Angelo starb ward Shakspeare geboren (1564). Eben so ward in dem Jahre da Raphael starb (im Jahr 1520) ein Raphael der Tonkunst: Orlando die Lasso geboren; Palästrina aber fast ein Jahr später als Albrecht Dürer starb (1529).

Parma, von Mauern mit hohen Zinnen umschirmet, vom Fluß Parma durchströmet, hat 30000 Einwohner. Hier sind vor allem noch einige Werke Corregio's zu sehen: die Frescogemälde in der Kuppel des großen, altgothischen Domgebäudes und in der Kirche St. Johannes des Evangelisten. Hier hat auch dieselbe Meisterhand, von deren Werken immer, auch im dunkelsten Gebäu jenes Licht von oben ausstrahlt, das bei ihrem Entstehen auf sie gefallen, die Abnahme Christi vom Kreuz und den Märtyrertod der heiligen Constantia, in zwei Oelgemälden dargestellt, welche mit vielen andern Kunstschätzen Italiens einige Zeit in Paris waren. Auch ein Zimmer im ehemaligen Klostergebäude St. Paul, so wie das Gebäu der Bibliothek enthalten treffliche Frescomalereien von Coreggio, dessen herrlichstes Meisterwerk übrigens im Saal der Academie gesehen wird: die heilige Jungfrau mit dem Kinde, vor diesem ein Engel mit einem

aufgeschlagenen Buche und Maria Magdalena, das Haupt gebeugt zum Fuß des Kindes; im Vorgrund St. Hieronymus.

Das mächtige, von Magnani erbaute Theater, das über dreihundert Fuß lang ist, kann bequem 10000 Zuschauer umfassen, und ist so meisterhaft eingerichtet, daß man an jeder Stelle die Schauspieler versteht. Außer ihm hat Parma noch ein kleineres, von Bernini erbautes Theater. — Der herzogliche Pallast erscheint prächtig genug, obgleich der anfängliche Bauplan unvollendet geblieben. Eine schöne Straße, welche die ganze Stadt durchschneidet, über die Brücke der Parma und mehrere ansehnliche freie Plätze führt, dient der Stadt sehr zur Zierde.

Unser vornehmer oder wenigstens sehr vornehm thuender französischer Reisegefährte hatte die Woche mit Murren und Zanken beschlossen, hatte auch am Sonntag öfters genug gemurrt und fieng auch heute, am Montag wieder das Werk der Woche mit einem Zank an. Gleich vor der Stadt zogen Soldaten, wie es schien auf den Exerzierplatz, und nahmen, wie billig, den bequemer gangbaren (und fahrbaren) Theil der Straße ein. Der Franzos verlangte, das Militär sollte unsrem, eben nicht sonderlich Respekt gebietenden Wagen ausweichen, und nachdem er eine Zeit lang vor sich hingemurrt, fuhr er auf einmal mit dem Kopf zum Wagenfenster heraus, und gebot ganz grimmig den Soldaten, sie sollten ausweichen, dem Lohnkutscher aber, er solle hinüberfahren auf die Seite, wo das Militär war. Die Soldaten lachten, der Lohnkutscher blieb wo er war, ein Offizier aber, der bei dem Militär war, lachte nicht, blieb auch nicht wo er war, sondern ritt an die Kutsche heran und haranguirte

den feig=grimmigen Franzosen, mit wenig Worten so darnieder, daß dieser ganz ausser sich, seinen Grimm, der sich nicht mehr zur Kutsche hinaus getraute, an seiner armen Gemahlin ausließ, zu welcher er, weil sie ihm sanft sein Unrecht verwies, sehr beißende und beleidigende Worte sprach. Die arme Frau schwieg. Sie dauerte mich, ich wollte sie gern auf andre Gedanken bringen und knüpfte ein Gespräch über die Gegend und die Gegenstände am Wege an. Ehe ich mich aber auf die Namen dieser Gegenstände besann und nun meine französische Rede beisammen hatte und vortrug, waren wir längst an dem, was ich eben „sagen wollte" vorbei. Die gute Frau sahe vergeblich hinaus und ich besann mich vergeblich auf Worte, um ihr wieder etwas Unterhaltendes über das zu sagen, was jetzt zu sehen war.

Hier, jenseits Parma sieht man die Weinstöcke noch eben so gepflanzt, wie dies Virgil beschreibt.

Wir frühstückten an einem kleinen Orte, wo eine sehr sehenswerthe alte Kirche, von Byzantinischer Bauart war. Besonders ergötzten wir uns am Anblick des alterthümlich hehr verzierten Portales. Hier der Löwe, von der Schlange umwunden und viele andre bedeutungsvolle Gestalten. In Firenzuola gab der Wirth in einem, im Städtchen selber gelegnen Gasthaus, allerdings Gelegenheit zur Klage über ungebührlich hohe Forderung und wollte, wo möglich, auch noch beim Wechslen des Geldes betrügen. Vielleicht hätte auch der Kaufmann in der Nachbarschaft desgleichen gethan, wäre in seinem Laden nicht ein andrer Italiener, ein Freund der Deutschen gewesen, der das Goldstück in seinem Werth erhielt.

Schon zeitig am Nachmittag erreichten wir Piacenza

(Placentia), dessen weite Räume und Gebäude jetzt nur noch von 18000 Menschen bewohnt sind. Hier erfreuten wir uns, gleich beim Hinaustreten aus dem Gasthof, an dem Anblick der deutschen Inschriften bei einigen Apotheken u. s. Unser erster Gang war nach dem Dom, welcher heller und freundlicher ist, als die meisten der in den letzten Tagen gesehenen Kirchen. Die Kuppel ist von Guercino da Cento gemahlt und auch von Ludwig Caracci's, so wie von Cignani's Hand sind hier Arbeiten zu sehen. — Auch die Kirche St. Maria di Campagna, dann die nach Vignola's Entwurf gebaute Kirche des h. Augustin, so wie die Sixtuskirche, mit der guten Copie der Raphaelischen Madonna, deren Original in Dresden ist, sind sehenswerth. Der große schöne Markt ist durch zwei bronzene Reuterstatuen geziert, welche den Ranuccio und Alexander Farnese darstellen und ein Werk des Francesco Mocchi sind. — Wir ruheten, nach langem Herumirren in der ziemlich weitläuftigen, menschenleeren Stadt so sanft in unsrem Gasthaus, als ruheten wir auf Lorbeeren, obgleich wir nicht, wie einst Hannibal hier, bei der Mündung der Trebia, Siege errungen, und Thaten gethan.

Schon am vorhergehenden Nachmittag hatten sich uns, jetzt zur Rechten liegend, wieder die Gebirge der Apenninen in der Ferne gezeigt, heute, gleich nach dem Hinausfahren aus Piacenza erblickten wir sie deutlicher und alsbald auch den mächtigen Po. In La Rocca war die Gränze des mailändischen Gebietes erreicht. Der vornehme Franzos trug unsern neapolitanischen Sänger es auf, er solle dem Zollbeamten ein Trinkgeld geben, dieser gab nach seiner Gewohnheit reichlich. In Casal-Pusterlengo, im Kaffeehaus, da jetzt die Gefahr für den

Franzosen, welcher sehr viel Mauthbares bei sich hatte, vorbei war, und jeder von uns seinen Antheil an der Auslage dankbar zurück erstattete, erhub sich der Franzos abermals zum grimmigen Streit und machte dem Sänger Vorwürfe, daß er so viel gegeben. Dieser erwiederte: weder er noch wir hätten etwas Mauthbares, eigentlich sey die Ausgabe nur für den Herrn gemacht worden, der sie ihm aufgetragen, er verlange aber übrigens die Auslage gar nicht wieder. Der Franzos bezahlte endlich doch, der arme Sänger gab das Geld einem Armen.

In Lodi an der Adda, dem Vaterlande des gepriesnen Parmesankäses verweilten wir während der wärmeren Stunden des Tages. Es ist eine schön gebaute, wohlhabend aussehende Stadt, mit ansehnlichen Pallästen und Kirchen. Die schöne, achteckige Kirche dell' Incoronata ist von Donatello Bramante erbaut, dem Baumeister der Peterskirche zu Rom. Die Gemälde in derselben sind von einem Schüler des Titian: Callisto Piazza. — Der Markt ist von Säulenhallen umgeben. Ein höchst ansehnliches Gebäude ist das große Krankenhaus der Stadt. — Lodi hat 16000 Einwohner. Die jetzige Stadt (das neue Lodi) wurde erst von Friedrich Barbarossa erbaut; eine Stunde von ihr, auf den Trümmern des alten Laus Pompeja liegt das Städtlein Alt-Lodi (Lodi Vecchia).

25.

Mailand.

Die Straße zwischen Lodi und Mailand führt noch immer durch die fruchtbare, mit vielen Reisfeldern bepflanzte Ebene. Gegen Sonnenuntergang fuhren wir in die große, prächtige Stadt ein und stiegen in einem Wirthshause ab, welches zwar keines der prächtigsten, aber ein sehr wohleingerichtetes, wohlfeiles, reinliches war, genannt zu den drei Königen (i tre Re). Wir mietheten hier sogleich, denn wir gedachten fast eine Woche zu bleiben, um bestimmten Preis ein bequem gelegenes Zimmer; die Speise nahmen wir, zu Mittag und Abend, in unsrem Wirthshause nach der Charte, jedesmal nach beliebiger Auswahl und um den schon beigefügten Preis, und bezahlten (was in Italien seine großen Vortheile hat) jedesmal gleich nach der Mahlzeit, so lange das, was wir wirklich empfangen hatten, noch in unsrem und des Aufwärters Gedächtniß war.

Mittwochs am 2ten August war unser erster Gang zu dem mächtigen Gebäu des Domes gerichtet und dieses Werk vieler Jahrhunderte und der Tausende von Händen, welche an ihm, seit der Begründung durch Galeazzo Visconti, im Jahr 1386, bis auf diesen Augenblick gearbeitet haben und noch fortwährend arbeiten, hatte von dem erstmaligen Sehen an ein so lebhaftes Interesse für sich geweckt, daß wir, während der Woche unsres hiesigen Aufenthaltes, täglich mehrere Stunden in und bei

ihm verweilten. Es redet allerdings dieser Tempel nicht in der Sprache jener erhabenen Einfalt zur Seele, welche der hehre Münster zu Straßburg spricht; an ihm entzücket nicht jene Macht der Schönheit, die in dem Gebäu der Peterskirche zu Rom waltet: jener Schönheit, welche, wie die Wölbung der Kuppel, in der Mitte einer Einheit gründet, die der Anfang ist und Ausgang alles wahrhaft Schönen; sondern es ist etwas Andres, was am Dom zu Mailand gefällt und Theilnahme weckt. Es giebt eine Trunkenheit des schaffenden Geistes, welche bei dem Sprechenden das Wort nicht abzuwägen, den Fluß der Rede, der über die Ufer getreten, nicht mehr zu hemmen vermag. Tausendmal gedenket die Seele des großen Gedankens, der sie zuerst bewegt und immer von neuem gedenket sie seiner, bald mit denselben, bald mit andern Worten; denn sie ist nicht mehr ihrer selber, sondern des Gedankens, der, wie die Kraft des Wetterstrahles, der von oben kommt, die Besinnung, wie die eigenmächtige Bewegung hingenommen. Es ist da ein beschleunigtes Hinfallen zum Mittelpunkt, bei welcher das eigne arme Selbst nicht mehr zur rechten Gestaltung kommt: statt der einfach großen Glocke des Liliengewächses, zeigt sich die Dolde, aus hundertfältigen, kleinen Blüthen gebildet, sie selber aber stellt wieder eine Blume, groß und weit gewölbt im Ganzen dar: statt des großen Krystalles des edlen Granates, wird der Grundgedanke des Rhomben-Zwölfflaches in allen den Tausenden der einzelnen Punkte lebendig, und es entsteht, die immerhin noch schöne, derbe, körnige Masse von verwandter Art. — Wenn ein Nordlicht emporsteigt, da schwankt die Magnetnadel und zittert; der alte, stille Zug, nach einem Punkte hin ist gestört: denn das Weben der Kraft, die

das Nordlicht hervorrief, ist mächtiger als der magnetische Zug des Eisens. Als im 14ten und 15ten Jahrhundert in dem schaffenden Menschengeist jener Drang erwachte, der die Malerkunst gebar, da gerieth der Geist der alten Baukunst, wie die Magnetnadel beim Nordlicht ins Schwanken aus der alten, festen Richtung: statt des alten einfacheren Granitgebirges, gestaltete sich das Conglomerat, ein zusammengesetztes Gebäu aus den Trümmerstücken des Granits und des Gneusses, des Glimmerschiefers und Kalkes. „Lasset uns Menschen schaffen, ein Bild das uns gleich sey." Als dieses Wort ertönte, da war dem bauenden Gewässer, das die Gebirge auf den Abgrund bettete, seine Kraft entnommen; denn das Wehen des Geistes, der allein Alles in Allem wirkt und bauet, wehete nicht mehr auf dem Berge-bauenden Gewässer, sondern auf andrem Gefilde des Seyns und Lebens.

Der Mann, welcher den ersten Plan zum Dom in Mailand entwarf, welcher den Grundgedanken dachte, an dem die Werkleute und Künstler der späteren Jahrhunderte mit mehr oder mindrer Treue sich festhielten: wie der schwindelnde Mauerknecht auf dem Gerüst, das am Thurme emporsteigt, hatte von einer Stadt gehört, „in welche die Könige der Erde ihre Herrlichkeit bringen werden." Sein Bauplan ist eine Halle der Versammlung der Künste und Kräfte von Tausenden; ein Feld der Saaten, da dieser, da ein andrer, da Schaaren der Geister den Saamen ihrer Gedanken streuen, daß er aufgehe und reife, zur Aernte.

Das Gebäu des Domes zu Mailand, nächst der Peterskirche zu Rom und der Paulskirche zu London das größte Tempelgebäu in Europa, misset in der Länge 454 Fuß; es wölbt sich die Kuppel im Innern bis zur

Höhe von 232 Fuß. Acht und neunzig altgothische Thürmchen umfassen diese Kuppel; der Bildsäulen, welche aus jedem Absatz, aus jeder Stätte, da ihr steinerner Fuß zu stehen vermochte, hervorwachsen, sind über viertausend: es ist über das Dach und nach allen Richtungen der Wände der Kirche und Thürme empor ein unübersehlicher Wald der Gestaltungen ergossen. Das Innre des Tempels wird von zwei und funfzig Säulen getragen und da sind der vortretenden Zierrathen eine unzählige Schaar, und jede scheint sich zu erbieten zur Ruhestätte: zur tragenden Säule für das Auge zu werden.

„Die Großen und Reichen der Erde und viele Jahrhunderte des vergänglichen Geschlechtes, sollten, so dachte der Grundgedanke der ersten Erbauer, auf dieses Feld einer geistigen Aussaat ihr Können und Vermögen tragen. Denn ein oder drei Jahrhunderte reichen zur Ausführung eines solchen Riesenbaues nicht hin. Die ansteckende Gewalt eines lebenskräftigen Gedankens hat sich auch hier bewährt. Die spätere Zeit hat fortgebaut, bis herab zu dem Zeitalter der Zeitungen. Nach einigen Seiten hin ist der Marmor — denn die äußere Umkleidung und Verzierung des Riesengebäus bestehet aus dem edlen weißen Marmor der Ufer des Lago maggiore — schon von dem Sturm und Regen der Jahrhunderte ergriffen und aufgelöst; an andern Stellen erscheint das frische Aussehen von gestern her; denn noch in diesem Augenblick bauet der Drang, den der Anblick dieser nach Vollendung strebenden Anfänge weckt: weil die Vollendung einer solchgearteten Masse aus den Sandkörnlein auch unsrer Zeit noch immer möglich und erreichbar ist, an dem Riesengebäu fort, wie sich an Siciliens Küste, nahe am Leuchtthurme von Messina, noch jetzt ein Sand-

steingebirge bildet, während der feste, krystallinische Granit schon längst aufgehört hat sich selber zu erzeugen und zu wachsen.

Schon die Façade des Gebäues ist um fast zweihundert Jahre jünger als das andre Gemäuer. Zu ihrer Gestaltung fand sich damals kein Plan der ersten Erbauer mehr. Pellegrino Tibaldi entwarf einen; die Architekten Soave und Amati führten später den ihren über den Grund des Tibaldi aus: ein gemeines Loos der so bald hinsterbenden Menschen und aller Pläne ihres Lebens. Es wird noch jetzt an dieser Façade gebaut, so wie an der Ausschmückung des Innren. Da spricht schon ein Theil des Fußbodens: ich bin alt, der andre sagt ich bin neu, denn der eine bestehet aus kostbarem Gewirk und Getäfel der Mosaik, der andre ist aus praktisch-brauchbareren Ziegelsteinen gebaut: Gedanken der Tempel und Kammern, wohnen nachbarlich beisammen.

In allen Farben und Schimmer der Blumen, wie der kostbaren Gesteine, erglänzen die Fensterscheiben, welche das westliche Ende der Kirche beleuchten. Hier sind die Thaten Gottes an dem erwählten Geschlecht und Thaten der einzelnen, von Gott begeisterten Menschen dargestellt. In dem Grabgewölbe, auf welches die bildende Kunst jener Zeit die besten Blumen streuete, welche sie hatte, ruhen die Gebeine der Helden einer Kraft Gottes. Hier erinnert nur noch ein leicht verwehender Staub an Carlo den Boromäer, welchen selber ein Geist aus Gott zum ewig bleibenden Tempel sich erbauet und geheiligt. Die Schätze und Bildnisse aus edlem Gestein, aus Gold und Silber, welche die fromme Zeit der Väter gesammlet, die hat das vertilgende Volk der Franzosen hinweggenommen und zerstört: die Schätze, welche der Boromäer

gesammlet, die hat keine Gewalt der Creaturen berührt, noch weniger hinweggenommen. Dieser sammlete und erkaufte mit der Kraft des eigenen Lebens Seelen der Brüder, daß sie ein Eigenthum seyn möchten seines Herrn in und jenseits der Menschenzeit — in Ewigkeit.

Auch das übrige Innre der Kirche enthält noch viel Beachtenswerthes. Das Gemälde des einen Altares, die Vermählung der Maria mit Joseph, ist von Titian, andere Gemälde der Altäre, wie der beiden ansehnlich großen Orgeln, sind von Barocci, Friedrich Zuccari und Procaccino.

In diesem Dom ertönte zuweilen, besonders in den späteren Nachmittagsstunden ein Gesang, der uns daran erinnerte, daß wir hier in der ältesten Heimath des christlichen Kirchen-Gesanges seyen: in der Stadt, da ein reichgesegneter Vater der Kirche, Ambrosius gelebt und gewirkt.

Den hohen Thurm bestiegen wir mehrmalen, gegen Abend. Schon der Hinaufweg durch die Waldung der Zierrathen gleicht einem Gange durch mehrere verschiedene Zeitalter der Kunst. Denn da sind Bildsäulen aus dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert, und so durch alle späteren Zeiten bis zu dem jetzigen Jahrzehend. Unter den älteren sind mehrere, denen man es ansieht, daß sie nicht aus äußrem Drange und um äußren Lohn, sondern aus innrer Kraft und Drang und um des innren Lohnes willen, den die Freude am Gelingen giebt, gearbeitet sind. Die Aussicht, die man auf dem Thurme hat, ist eine der Adler-mäßigsten, die ich gesehen. Rings umher zunächst die reiche Ebene der Lombardei, nach Norden hin die hohen Alpen, aus deren bläulicher Heerde der Monte Rosa wie ein hochstämmiger weißer Stier

hervorragt, der die andren leitet. Die Bergwände am Lago-maggiore und am Comersee beleuchtet die Abendsonne so klar und deutlich, daß man sie in wenig Stunden für erreichbar hält. Auch gehet das Hochgebirge nahe genug an Mailand heran und giebt diesem nicht blos die angenehme Kühlung der Luft, welche mich ganz vergessen ließ, daß ich noch in Italien sey, sondern auch jene häusigeren Regenschauer, über welche man die hiesigen Bewohner nicht selten klagen hört.

So steigt man denn von dem Anblick der nachbarlichen Alpen wieder herunter zum Anblick der noch nachbarlicheren Menschen. — Der Platz rings um den Dom her ist vom Morgen bis zum späten Abend der belebteste und anziehendste für den Fremden. Hier bemerkt man bald, daß man in einer Stadt sey, welche hundert und vierzigtausend Einwohner hat. Gleich am Morgen der reichbevölkerte Markt der Vögel, darunter mancher seltene. An andern Tischen zeigen sich neben alten Kunstsachen und Geräthschaften, Mineralien aus den Alpen, unter andern Bergkrystalle, zum Theil von großer Schönheit. Aber nicht blos solche Dinge, an denen gerade unser Auge Gefallen fand, sondern auch für tausend andre Augen, gebürtig aus Norden oder aus Süden, aus Dorf oder Stadt fand sich hier was belustiget und was man etwa begehren mag: Kleidung und Schmucksachen, Hüte und Schuhe, Waaren des Silbers und Stahles, Kupferstiche und Gemälde. Buntfarbige kleine Seeschnecken und Muscheln zu Blumensträußen gebildet und Glasperlen und Korallen, erinnern an Venedig. Nach andrer Richtung hin die Fülle der Früchte, zu deren leicht zu erkaufendem Genuß die Verkäufer mit lauter Stimme einladen: Trauben und Orangen, Feigen und Melonen, die man zum

unmittelbaren Genuß in Stücke zerschnitten verkauft. — Am Abend hört das vielstimmige Getümmel und Rauschen dieses Marktes auf. Aber nun werden Tische gestellt und leichte Stühle auf den freien Platz des Domes, man trinkt da den kühlenden Trank der Gazose, welche wie Zuckerwasser mit einem schwachen geistigen Zusatze schmecket, durch den Reichthum an Kohlensäure aber wohlthätig auf den Magen wirket; oder es reichen, auf Verlangen, die wohlbestellten Kaffeehäuser und Osterien der Umgegend auch andre Dinge dar. Dabei wird dann auch das Ohr durch den Gesang und das Spiel der Saiten ergötzt, das sich bald näher bald ferner hören läßt, oder es erhebt der Regent und Besitzer eines Puppentheaters seine Stimme und bewegt das umstehende Volk zu Freud oder Leid.

Wir waren gleich in den ersten Tagen unsers Aufenthaltes so bekannt in dem schönen Mailand geworden, als gehörten wir selber zu den Bewohnern der Stadt. Die äußre Bekanntschaft und Annäherung an den Ort und seine Bewohner wurde uns durch den wackren Mineralogen Dr. Sennoner (jetzt Professor in Venedig) und seine treffliche Familie sehr erleichtert, denn diese geleiteten uns und stunden uns überall bei mit Rath und That. Was aber mehr als Alles hier in Mailand ein Gefühl des Daheimseyns begründete und gestaltete, das gieng nicht von der Stadt und ihren Bewohnern aus, sondern das war weit von Norden, von dem Ufer der Ostsee ausgegangen und über den Weg der Alpen zu uns gekommen. Es war mir hier ein Wiedersehen bereitet, werther als Alles Werk der Menschenhand, theurer als alle Schätze die ich in und um Mailand gesehen. Eine Saat der Pilgrimschaft, jetzt zum Felde der Lilien und zum kräftigen Gewächs geworden. Du bist meiner Seele theuer

du junger Baum, möge Gott dich erstarken und gedeihen lassen zu einer Ceder seines Berges!

Wir besahen uns, sowohl in den ersten Tagen, die wir noch allein in Mailand verbrachten, als in den letzten, da uns die lieben Ankömmlinge aus Norden begleiteten, auch die andern Herrlichkeiten der Stadt.

Die Kirche des heiligen Ambrosius, mit den antiken Porphyrsäulen und der Mosaiktäfelei aus dem neunten Jahrhundert, ist durch Werke von Luvino's Hand geziert. Ein Theil der einen Pforte soll noch von jener geblieben seyn, bei welcher Ambrosius in jener Kraft, welche der Geist des Menschen nicht aus sich selber, sondern von oben empfängt, dem Kaiser Theodosius den Ernst Gottes gegen den Sünder erblicken und erfahren lassen, und Theodosius, in derselben Kraft, erkannte die Gnade dieses Ernstes und beugte sich vor ihm, damit er auf ewig verherrlicht wieder aufstehe.

An der Kirche Maria del Celso hat Bramante in klassischer Schönheit und Würde das Vestibulum erbaut, Fontana und Lorenzi haben die Statuen und halberhabenen Arbeiten aus weißem Marmor geschaffen, mehrere treffliche Meister das Innre mit ihren Gemälden geziert. — Die Kirche von St. Lorenzo, von Bassi erbaut, enthält antike Säulen von Marmor und die Arbeiten mehrerer guter Meister. Mailand hat achtzig Kirchen und fast in jeder von ihnen bemerkt man, daß man in dem kunstliebenden Italien verweile.

Der erzbischöfliche Pallast ist eine Zierde des Domplatzes, an welchen er angränzt. Er enthält mehrere gute Gemälde. — Der Pallast della Corte, ist von Piermarini erbaut und durch Frescomalereien vielfach verziert. —

Alterthümer aus der Zeit der römischen Pracht hat Mailand, ausser etlichen Säulen und Mauertrümmern keine aufzuweisen. Der gerechte Zorn eines Gemahles und Kaisers, als die Mailänder in der Person der Kaiserin selber, die Ehre seines Hauses gekränkt, hat mit schwerer Hand alles darniedergerissen, was an ein Haus oder Menschengebäu erinnerte. Das jetzige Mailand erbaute sich, als der Zorn des Herrschers versöhnt war, im Jahr 1171 auf ein bloßes Feld der Trümmer der vormaligen alten Stadt. Napoleon hat es versucht der Stadt einige Bauwerke zu geben, welche den Schein der alten, römischen Zeit spiegeln. So auf dem Platz des alten Castells einen Circus, der für 30000 Zuschauer Raum gewährt und dessen Arena kann unter Wasser gesetzt werden. Auch Einen Triumphbogen (Arco del Sempione) begann Napoleon zu bauen, es kam aber bald eine Zeit, welche ihm die Kraft zur Vollendung des Bogens wie der Triumphe gebrochen und hinweggenommen.

Eine große Erleichterung für die Gehenden, gewährt das treffliche Pflaster der Stadt. Der Corso und die schönen Thore, die fast durchgängig wohlgebauten öffentlichen Gebäude und Palläste, locken die Aufmerksamkeit und die Schritte bald hier bald dort zu sich hin. Auch die Spaziergänge um die Stadt her sind sehr einladend. Gleich auf dem ersten sahen wir den Vicekönig und seine schöne Gemahlin.

Die Begründung der unschätzbaren Ambrosianischen Bibliothek ist das Werk eines Boromäers: Carl Friedrichs, des Neffen des großen Boromäers Carlo. Sie enthält 60000 Bände und 15000 zum Theil sehr kostbare Handschriften. Ausser diesem mehrere treffliche Gemälde, unter andern den Carton zu Raphaels Schule von Athen,

dann einige Werke von Luino und Titian. Die Sammlung der Gypsabgüsse, läßt noch einmal die größten der in Italien gesehenen Meisterwerke der Bildhauerei in der Erinnerung lebendig werden.

Den reichsten Genuß hatten wir uns auf einen der letzten Tage unsers Aufenthaltes verspart. Wir sahen, im ehemaligen Refectorio der Dominicaner, das Abendmahl des Leonardo da Vinci, welches noch jetzt aus allen Entstellungen und Mishandlungen, die es unter Freundes- und Feindeshand erlitten, mit einer wahrhaft göttlichen Würde hervorblickt. Dennoch muß man leider sagen, dies war einst das Meisterwerk des Mannesalters eines Künstlers, den man selber in seinem Wesen und Wirken den vollendeten, kräftig gereiften Mann der Künstler nennen kann. Den Mann, der nach allen Richtungen ein vollendeter war. Denn dieser war es, der einen Bund mit seinen Augen geschlossen, daß sie nicht sähen nach der ihnen verbotenen Lust, und welcher, — hierzu gehört Manneskraft — diesen Bund hielt. Man hat den Leonardo da Vinci die Augen niederschlagen sehen, damit er den Sinn bemeistere, wenn die Studien und der vermeintliche oder wahre Beruf seiner Kunst ihm, was nur selten geschehen, zu solchen Betrachtungen und Darstellungen des Leiblichen geführt, welche die Sinnlichkeit aufregen *). Er war es, welcher das schönste Geheimniß seines Herzens nicht blos in jenem berühmten Sonnet, sondern in der beständigen That des Lebens selber ausgesprochen: „Daß der Mensch nicht immer solle wollen was er könne, denn das was vorhin süß geschienen, werde öfter zur bittern Frucht, und er selber habe

*) Lomazzo: Trattato dell Arte della Pittura. L. II. cap. 16.

mehrmalen Thränen geweint, wenn nun das was er gewollt, ihm geworden. Darum, wer sich selber und Andern wohl wolle, der möge immer das nur wollen, was er solle." Diese Manneskraft des Innern sprach sich auch im Aeußern des Leonardo da Vinci aus; nicht blos in der vor vielen Andren schönen Gestaltung des Leibes, sondern in der Kraft und Fertigkeit der Glieder, welche zu allen Leibesübungen wohl geschickt und vielfach geübt waren. Denn es wird der Seele das Beherrschen der innern Bewegungskräfte der Neigungen leichter, wenn sie das Lenken der äußern Bewegungen tüchtig geübt und gelernt. Da Vinci war nicht allein ein Mann der Malerkunst, sondern er übte mit gleichem Geschick die Baukunst, selbst jenen Theil derselben, der sich zum Nutzen des Menschen in Krieg und Frieden bequemt. Dies beweisen unter andern die von ihm angegebenen tragbaren Brücken, es bezeugen dasselbe die von ihm erbauten Canäle und Bäder. Schien doch vor diesem kühnen Geiste selbst der Arno in seinem Bette, die St. Lorenzkirche zu Florenz auf ihrem Grunde nicht sicher. Denn auch in der Mechanik und im Maschinen-Wesen konnten wenige Zeitgenossen mit ihm wetteifern, in der Tonkunst war er Meister und Erfinder eines neuen Instrumentes, dessen Wohllaute den der Stimme erhöhten, welche zum Gesang wie wenige begeistert war; denn die Lieder, welche er sang, dichtete er selber während des Singens und bekleidete sie mit dem Körper der Melodieen. In ihm hatte das Zeitalter des Peurbach und des Regiomontan, in welchem er lebte (er war im Jahr 1452 zu Vinci im Arnothale geboren und 1475 ward Regiomontan durch den Ruf nach Rom, von Italien selber als der größte der damaligen Astronomen anerkannt) nicht bloß eine

mächtige Neigung zum Studium der Sternkunde geweckt, sondern da Vinci's kräftiger Geist hatte diesen scheinbar fremdartigen Keim gestaltet: dieser seltene Mann war ein gründlicher Kenner der Sternkunde wie der höhern Mathematik, der Physik wie der Naturgeschichte, der Anatomie wie der Geschichte der Bewegungen des lebenden Leibes. Wie bedeutend er als Schriftsteller gewesen, das bezeugen noch jetzt Werke von ihm. Der Vater: Peter da Vinci, brachte den vielbegehrenden und vielverheißenden Knaben zu Meister Andreas Verocchio in die Lehre, von welchem die Sammlung zu Schleißheim ein Gemälde besitzt: Maria und Joseph, anbetend vor dem Neugebornen, dessen Erscheinen im Fleisch ein Engel den Hirten verkündet. Da malte einst der Lehrling, dessen überwiegendes Talent schon oft, ohne es zu wissen und zu wollen, den Meister gemeistert hatte, neben der Taufe im Jordan, welche Verocchio für St. Salvi in Florenz entwarf, einen Engel, der zwar die Bewundrung der Andern, zugleich aber in der Seele des Meisters einen Unmuth weckte, so groß, daß er, wie man erzählt, den Pinsel von sich geworfen und seitdem nur der Bildhauerkunst und dem Gießen in Erz sich gewidmet habe. Leonardo ward jetzt allein von der Weisheit gelehrt, deren Finger die sichtbare Natur gebildet hat und in dieser waltet. So sehr er für sich und alle Andre die Freiheit geliebt und gesucht, hat er sie dennoch als Jüngling nur zur kräftigen Entfaltung und Gestaltung des zum Emporflug strebenden Geistes benutzt; wie man von ihm erzählt, daß er auf dem Markt mit ritterlicher Freigebigkeit lebende Vögel erkaufte und dann sie fliegen ließ. Wenn er die muthigen Rosse geliebt, und, über die Kraft des Vermögens, welche gekauft und mit besondrer Liebe verpflegt

pflegt *), wenn er sich, gleich den höher Begüterten, Bedienten gehalten und sich gern in seinem Hause und an seinem gastlichen Tische, mit Freunden fröhlich bezeugt, so hat sich da im Jüngling, wie öfters, die Ahnung dessen geregt, was er einst auch äusserlich: ein begünstigter Freund der Fürsten und Herrn, seyn würde. Schon in seinem dreißigsten Jahre erhielt er den Ruf an den Hof des Herzog Regenten Ludwig Moro nach Mailand und vergnügte diesen Herrn durch die Kraft und Anmuth seiner vielkünstlichen Natur. Denn Leonardo wußte in Scherz und Ernst die Theilnahme der Menschen für das Thun und Walten seines Geistes zu wecken: wenn er jetzt bei Tafel sang, oder erzählte, wenn er liebliche Gestalten oder Carricaturen malte, durch mechanische Vorrichtungen, wie etwa die eines Bettes, das sich bei Nacht von selber hob, oder durch allerhand Automaten die Gäste erschreckte und belustigte. In Mailand blieb und wirkte da Vinci bis zum Jahr 1499, in welchem ein Volk, welchem wenig Sinn und Kraft für die Kunst gegeben war, das Land in Besitz nahm. Die französischen Reuter wählten jetzt das prächtige Modell des Pferdes, das Leonardo gefertigt, zum Zielpunkt ihrer Geschoße und in etlichen Tagen war von ihnen zerstört, was jener mit vieljährigem Fleiße gebildet; der prächtige Marstall, den er gebaut, neben manchem noch bedeutungsvollem Werk ward zertrümmert. Leonardo eilte nach Florenz, wo damals sein Wirken den noch jugendlichen Raphael begeisterte und Michel Angelos Geist

*) Diese Vorliebe für das Geschlecht und die Betrachtung des Pferdes bezeugen viele seiner Werke. In der Anatomie des Rosses war er Meister.

zur Nacheiferung entflammte. Da Vinci beugte sich zuletzt jener höheren Macht, welche den Waffen Frankreichs den Sieg und die Herrschaft in Mailand gab. Franz der erste führte den 62jährigen Mann im Jahr 1516 nach Frankreich; in der That ein größerer Triumph als jeder andre den dieser Monarch gefeiert. Aber weder der ansehnliche Jahresgehalt (von 762 Scudi) noch die Huld des Monarchen konnten bei dem, im Fremdlingslande der Künste, wie es scheint heimwehkrank gewordnen, lebensmüdem Greise, den Sinn und Muth zum künstlerischen Wirken länger wach erhalten. Man weiß kein Gemälde und keine Zeichnung die er in Frankreich gefertigt hat, dagegen hatte ihn die Regierung zum Canalbau verwendet. Leonardo da Vinci starb am 2ten Mai 1519, nicht, wie man früher gesagt, zu St. Cloud, in den Armen des Königes, sondern zu Amboise, wo er sich zuletzt meist aufhielt. Der Hof war damals zu St. Germain en Laie; auch hier, namentlich bei dem Monarchen selber, erregte die Todesnachricht tiefe Trauer.

Das Meisterwerk denn, das mich zu der Geschichte seines Meisters selber gebracht, wird zwar schon 50 Jahre, nachdem es gemalt worden, in dem Bericht eines Augenzeugen (Armenini) ein halb zu Grunde gegangnes genannt und der Cardinal Friedrich Borromäo glaubte „diese Reliquie der Kunst“ nur dadurch noch retten zu können, daß er das Bild in den Jahren 1612 — 16 durch Andreas Bianchi, mit Hülfe des noch vorhandnen Original-Cartons so treu als möglich copiren ließ; dazu die Mönche, welche auf Kosten des Gemäldes in diesem Saale sowohl die tägliche Eßlust als einst auch die Baulust befriedigten; das Aufnageln des kaiserlichen Wappens, die Uebertünchungen die sich Belotti und Mazza erlaubten: dennoch ha-

ben alle diese Todesstreiche den Geist der hier webet, nicht zu tödten vermocht. Das Werk ist, aus den mannichfachen Nachbildungen, fast jedem bekannt, ein Beschreiben mit der Feder mag ein Belotti versuchen. Leonardo da Vinci's Geist hat Christum erkannt wie ein Mann seinen Freund kennet. Das ist wirklich der Geist des Erlösers selber, der die Züge dieses Angesichtes bilden half und welcher durch sein Naheseyn das erfassende Auge und die Hand des staubgebornen Künstlers stärkte und lenkte.

In der reichen Sammlung der Brera erfreute uns ebenfalls der Anblick der Originale, vieler, aus Nachbildungen allgemein bekannter Meisterwerke. So die Vermählung der Maria und des Joseph, von Raphael; Peter und Paul von Guido Reni; Hagars und Ismaels Entlassung aus Abrahams Haus, von Guercino und viele andre. —

Das hiesige Theater wird als eines der größesten und schönsten in Europa gerühmt (nach dem St. Carlo-Theater in Neapel ist es in Italien das zweite an Rang). Vielleicht jedoch, daß auch jetzt ein Gluck die Tonkünstler unsers Tages, deren Werke hier herrschen, beschämen würde, wie einst dieser Meister der Töne (Christ. v. Gluck geboren zu Weidenwangen in der Oberpfalz 1714, gest. 1787) die Bewunderer des trillernden San Martini verstummen und erröthen machte, als er im Jahr 1738 in Mailand den natürlichen aus der Menschenseele kommenden Wohllaut neben der damaligen Leyer der gelehrten Notenkunst vernehmen ließ.

In unsrem Zimmer in Mailand sahe es, bei aller möglicher Anstrengung der über die Ordnung wachenden Hausfrau so aus, als wären die Bilder des Orbis pictus wieder lebendig geworden. Sechszehn Schildkröten

die wir in Rom auf dem Markt gekauft hatten, und welche auf der Reise, bei sorgfältiger Wartung und Pflege, ganz wohlauf geblieben waren, maßen mit bedächtigem Schritt den Fußboden der Stube und zuweilen auch den Vorplatz, auf und ab; unter und über ihnen hüpfte der junge Kernbeißer herum; auf den Tischen lagen ganze Völkerschaften von Steinen: aus Neapel und Rom, Elba und Corsica, aus den Piemontesischen und Schweizer-Alpen. Daneben getrocknete Pflanzen und Insecten aller Art, so wie manche andre Thiere, welche gerade nicht „Niezky's künstliche Hand zur Mumie gemacht." An andrem Orte die Kupferstiche und Bücher, kleine Kunst- und Schmucksachen, so wie vielfache Erinnerungszeichen an die Städte des schönen Italiens.

Der Bote aus Lindau, der in derselben Locanda mit uns wohnte, fuhr noch gerade zur rechten Zeit in den vielfarbigen Kram herein, übernahm alle unsre Raritäten, mit dem Versprechen, sie lebendig oder todt bei Herrn Zackelmeyer in der Krone zu Lindau abzuliefern. So war denn nun die Fußreise durch einen Theil der Schweiz möglich gemacht und schon eingeleitet. Die sechszehn jungen Römerinnen, mit angefeuchteter Kleie und Früchten wohl versehen, wurden dem ehrlichen Schweizer zur Obhut anvertraut, nur den geliebten jungen Kernbeißer beschloß die Hausfrau selber mitzunehmen.

Noch einmal denn wurde am Montag, den siebenten August das Leben einer so großen, schönen italienischen Stadt recht mit Aufmerksamkeit und Wohlgefallen betrachtet, in den Kunstläden und Handlungen nachträglich noch Einiges gekauft, das Gebäu des Domes noch mehrmalen besucht, der Thurm noch einmal bestiegen, und als wir am Abend zum letzten Male auf dem Dom-

platz, mit einem lieben jungen Freunde beisammen saßen, da mischte sich Wehmuth unter das Gefühl der Freude, welches die Hoffnung des baldigen Eintreffens im Vaterlande gab. Der Ton der Glocken, als es nun zehn Uhr schlug, lautete fast wie die Stimme des verstorbenen Vaters, wenn er am Abend eines frohen Festtages zum Dankgebet für das Genossene aufforderte, und wenn etwa dabei der alte Vers gesungen ward, der den Blick nach innen kehrte: „zeige Du mirs selber an, so ich was nicht recht gethan."

26.

Reise von Mailand über den Simplon.

Dienstags am 8ten August fuhren wir ganz frühe durch die Gassen, deren Getümmel und Geschäft noch schlief. Als die Sonne emporstieg hatten wir vor uns die Kette der Alpen, vor allem die der Penninischen mit dem riesenhaften Monte-Rosa, dessen Gipfel nur um wenige hundert Fuße niedriger ist als der Montblanc (dieser ragt 14700, jener 14300 Fuß empor). Ein Anblick aber der noch wohler that, als der der Alpen und der den Geist noch freudiger machte, war mir ganz nahe vor Augen, im Wagen gewährt. Dazu hatten wir fröhliche Stimmen und Herzen, zum Gesange.

Bald nach Mittage waren wir in Sesto Calende, am Lago Maggiore, diesem See, welcher außer seinem italienischen Beiwort, das seine Größe vor den andern

Nachbar-Seen rühmt, noch ein andres Beiwort führen sollte, welches die eigenthümliche Herrlichkeit desselben andeutete. Man fährt von Sesto Calende auf dem großen, wohleingerichteten Dampfschiffe zuerst im Ticino hinauf, dann über den spiegelglatten See. Wir hatten uns absichtlich von dem etwas beschatteten ersten Platze des Verdeckes, da das Geschwätz der Passagiere wehte und rauschte, an das entgegengesetzte freie Ende des Fahrzeuges begeben, wo ein frischer Wind der Alpen wehte und das klare Gewässer des Sees gegen das schnell bewegte Schiff rauschte. Hier die grünenden Ufer gegen Arona, dort gegen Angera, vor uns das von dem Lobgesang der Natur wiederhallende Domgewölbe der gähen Alpenwände, welches nach Nord und Westen hin den See umschließt.

Ich habe einst, als die Freude im Innren über das Gelingen eines lange auf mir lastenden Bemühens, eine Thräne des Dankes weinte, an einem Morgen, da das Herz weit für solche Stimmen geöffnet und jeder Gedanke der Gedanke eines Lobgesanges war, in einem wiederhallenden Kirchengebäu ein Meisterwerk von Orlando di Lasso gehört*). So hallt die Kraft eines Fülle und Wohlthun spendenden Geistes, eines Geistes der Schönheit und der Herrlichkeit dem Auge verständlich, von diesen Felsengewänden wieder, die den See der duftenden Auen umgürten. Wenn der Specht im Frühling in unsern wieder aufgrünenden Wäldern die Stimme der Lust vernehmen lässet, da däuchtet es einem, in der frühen, phantasieenreichen Kindheit, als rede der Vogel von

*) M. v. o. S. 364.

einem fernen Lande, das schöner ist noch und blühender als die Frühlingspracht unsrer Wiesen und Auen. Hier ist das schöne Land, von welchem der wandernde Vogel erzählte, wir selber haben es nun durchwandert und stehen heute an seiner Gränze.

Bei dem Städtlein Arona, dem Geburtsorte des noch in andern Augen als in denen der Menschen groß geachteten Carl Borromäus siehet man die colossale Statue dieses Zeugen und Verkündigers des Friedens und der Kräfte, welche der Geist dem Staube giebt. Die Statue ist von Bronze und nur wenig andre unter den noch in Italien vorhandnen, kommen ihr an Größe gleich. Sie misset 66 Fuß und stehet noch überdieß auf einem Fußgestell von Granit, welches 46 Fuß hoch ist. Von der Stelle des Sees, durch welche unser Schiff uns führte, erkannten wir die schönen, ausdrucksvollen Umrisse des Angesichtes.

Hier an Maina, dort an Ranco vorüber und an der Bucht von Aspro, nimmt uns, mitten im See, aus dem sanfter gleitenden Dampfbot ein kleiner Fischerkahn auf und führt uns nach den Borromäischen Inseln.

Einige Naturforscher haben sich die Heimath all der tausendfältigen, bunten Arten des Gewächsreiches auf einem aus dem Gewässer emporragenden Berge gedacht, etwa gleich jenem des Ararat. Es blühten und grünten da, nahe beisammen, alle Geschlechter und Arten, welche nachmals, weiter ausgetheilt, das Hochland und die heißere Ebene erfüllten. Ein solcher Berg im Kleinen sind die Borromäischen Inseln; unter ihnen am meisten die Isola Madre: ein Felsenberg mit sieben Terrassen. Noch einmal sieht man hier die Gärten der Orangen und Citronen, die blühenden Gebüsche der Myrten und Gra-

naten, den edlen Lorbeer neben der hohen Cypresse und der jungen Ceder; an der Mauer blühet, nicht fern vom Epheugewinde das Gesträuch der Capper. Auf einer in der Fülle auch der kleineren Kräuter Italiens prangenden Wiese sonnen sich, bei ihrem Hause der Goldfasan und der Silberfasan. Wer eben jetzt aus Italien zurückkam, und einen ganzen Frühling und Sommer in solcher Natur gelebt, für den hat die Insel freilich jenen Reiz des Neuen nicht, mit welchem sie den Fremdling, der zum ersten Male aus Norden über die Alpen kommt, an sich ziehet. — Wem es an Zeit und Mitteln fehlte zur weitern Reise, dem würde schon das Verweilen auf diesen Borromäischen Inseln einen Inbegriff und lebendigen Vorschmack von der ganzen Fülle des italienischen Himmels geben. Ist es doch auch, als webte hier im Schatten der Pinien und der jungen Ceder noch der edle Geist der Borromäer, so klar und still und tief wie der See am Fuß des Orangenhaynes; der See, in dem sich neben dem Blau des Himmels die Stirn des Alpengebirges spiegelt.

Isola bella, kleiner als Isola Madre raget mit der obersten ihrer zehn auf den Felsengrund gebetteten Terrassen, auf welcher ein kolossales Einhorn stehet, 120 Fuß hoch über den See. Sie ist mit schönen Gartenanlagen ausgeziert: Grotten mit Mosaiktäfelei und ein prächtiger Pallast, verkünden Reichthum und die angeborne Freude der Borromäer an der Kunst. Unter den hier aufbewahrten Gemälden sind einige gute Landschaften.

Von Isola bella fuhren wir ans Ufer des Sees, bei welchem die Straße nach dem Simplon vorübergehet, und kamen bei dämmernder Abendzeit jenseit Baveno nach Fariolo. Auch hier, im Wirthshaus, wurde bald ein klei-

ner Vorrath jener merkwürdigen Zwillingskrystalle des Feldspathes entdeckt, welche von ihrem Fundort, in der Nähe von Baveno, den Namen Baveno's führen, und welche zu dem Umriß einer vierseitigen Säule zusammengefügt sind.

Mittwochs am 9ten Aug. wurde denn die längstersehnte Fußreise nach den Höhen und Thälern der Alpen begonnen. Der Himmel war Anfangs etwas trübe, bald aber ward das Thor und die Läden des Hauses dieser Herrlichkeit aufgethan; denn wie am Morgen ein starker Arm die Läden hinwegstößt vom Fenster und an ihrem Orte sie befestigt, so stieß ein frischer Windhauch die Wolken und Nebel von den Alpenwänden hinweg und bald leuchtete aus klarem Himmel die Sonne. Hier sprachen die Erlen und Weiden am Bache, die Eiche und Fichte so wie alle wohlbekannte Blumen und Kräuter der Wiesen: nun ist Italien aus und die Gränze der nordischen Heimath beginnet. Statt der Orange und der Citrone, zeigte sich, unvermischt mit diesen Fremdlingen des Ostens, der heimathliche Baum der Zwetschke und Kirsche in den Gärten; statt der Hecken der Granaten und Myrten, der Weisdorn und der Schlehenstrauch. Doch gedeiht hier noch vortrefflich die edle Rebe neben den Bäumen der Pfirsich und dem Gesträuch der Mandel: mit der Sprache zugleich zieht sich auch die Naturfülle Italiens noch eine Strecke weit in diese Thäler hinein, beide aber, der Mensch wie die Natur, reden schon ein Patois, ein Gemisch der Sprache des Südens mit vielen Worten des nördlich angränzenden Landes. — Bei einem schöngebauten Dörflein, im Schatten der Bäume, erquickte uns der gute Wein sammt dem Brode der Gegend; die heißeste Stunde des Tages verbrachten wir ruhend im Schatten einer

andern Baumgruppe, wanderten hierauf durch das herrliche Oscellathal in Domo d'Ossola, an der Tosa ein, wo es uns so wohl gefiel, daß wir beschlossen, auch über Nacht da zu bleiben. Wir sahen hier, im Gasthaus der Post, einen jener riesenhaft großen und starken Hunde, welche am Hospitio des St. Bernhards zum Aufsuchen und zur Rettung der im Schnee verirrten und verunglückten Reisenden gebraucht werden.

Am andern Morgen vertrauten wir dem bisherigen Glücke der Reise zu viel, als wir mitten in den noch mäßig fallenden Regen, in der Hoffnung hinausgiengen, der kräftige Odem des Gebirges werde so wie gestern das Regengewölk und den Nebel hinwegwehen. Wir hatten uns getäuscht: aus dem Träufeln des Nebels wurde bald der heftige Guß des Platzregens, der allmälig, als wollte er als Landregen länger an dem schönen Thale weilen, seine düstren Fittiche über beide Seiten der Gebirgswände ausbreitete: zu dem Regen gesellte sich ein kalter Wind der Schneegebirge. In einem einsam gelegnen, ziemlich armseligen Wirthshäuslein nahe am Eingang in das wildromantische Vedro-Thal warteten wir eine Minderung des Regens ab und gaben dem hungernden Magen was die Hütte vermochte. Es reicht die Natur auch dem Dürftigsten hier noch immer einige Fische der Bäche und Bergströme und den wohlfeil zu habenden Tessiner Wein zu seinem Brode.

Jetzt nachdem die Reise mit all ihren kleinen Beschwerden längst überstanden ist, möchte ich nicht wünschen ein andres Wetter auf diesem Wege gehabt zu haben, welchen der kühne Menschengeist mitten durch die Schlafkammer aller Schrecknisse der Natur gebahnt hat. Nur zu oft wachen freilich diese schlafenden Schrecknisse,

gerade bei solchem Wetter, wie das heutige war, auf, es ergeußt die stürzende Lawine oder ein Bergsturz seine zerschmetternde Last mitten auf den Weg der Wanderer und auf diese selber, uns aber schliefen sie fest.

Kein andrer Tag als der heutige hätte das wahrhaft schaudervolle Vedro=Thal mit seinem Gefahren drohenden Vesello=Schlund, so in dem eigenthümlichen Lichte erscheinen lassen als dieser. Es rauschte der Orcan in den Wipfeln der Bäume, die am Felsen hiengen; in der Thalschlucht war es stiller, und als wir am Vesello=Schlund über eine erst neulich herabgestürzte Lawine hinübergiengen, welche im eiligen Herabfluge mit dem Gestein und Schuttland der Felsen sich begleitet hatte, da war es — als fürchtete der ohnmächtige Regenschauer den hier mächtigeren Schauer der Natur — ganz still und selbst der Regen ergoß sich in minderer Menge. Hier gerade, und an solchem Tage lernt man jedoch auch die Ueberlegenheit der Kraft des Menschengeistes über alle Gewalt und Todesschrecken der Natur kennen. Es zeigt schon in solchem Spiele der Mensch, daß in ihm ein Etwas sey, welches den Tod nicht fürchtet, weil es von diesem nicht berührt zu werden vermag. Die neue Simplon=Straße, auf welcher wir von Domo d'Ossola aus, bis gen Brieg, das wir am andern Tage erreichten, hingiengen, ist, von 1802 bis 1806, mit dem Aufwand von sieben Millionen Gulden über ein vorhin nur für Fußgänger und Maulesel besteigbares Alpengewänd hinübergelegt. Ihre Länge beträgt sieben Meilen, 22 Brücken greifen über die Schluchten und Abgründe der Höhe und Tiefe hinüber, sechsmal durchbricht die Straße den Felsen und bildet in diesem die Gewölbe, davon das eine 680 Fuß lang ist. Zwar hat die große Kunst des Men=

schen an den gefährlichsten Stellen, dem herabstürzenden Schnee und Gestein Ruhepuncte, oder andre Wege anzuweisen gesucht als jenen, den der emsige Wandrer im Thale gehet, aber die Natur greift nicht selten durch diese Vorkehrungen hindurch und gehet den Gang, welchen sie gehen will.

Als wir, mitten in dem wieder heftiger werdenden Regen das Dorf Simplon, und in ihm das ansehnliche Posthaus erreicht hatten, da waren wir hoch genug gestiegen, denn höher hinauf in die Regen ausschüttenden Wolken trachteten wir für heute nicht, obgleich es noch sehr zeitig am Tage war. Das Dorf Simplon liegt in einer Höhe von 4550 Fuß über der Meeresfläche, wir waren mithin seit gestern *) 9 mal so hoch als der Straßburger Münsterthurm gestiegen.

Wie wohl that die theure, viel Geld begehrende Trockenheit der Frau Postmeisterin und der Wirthstafel, nach solcher überfließenden Näße. Gemsen gab es hier, lebendige, in einem Stall des Hauses, zwei; auf unserm Tisch aber dergleichen Thierwerk gebraten. Der Geist aber, als lachte er des müden, vom Regen durchnäßten Leibes, war frölicher und muntrer als die Gemse es ist, wenn die Frülingswärme über die Alpen geht. Auf der ganzen Reise hatte ich keinen gemüthlich frölicheren Abend genossen als dieser es war und dazu war guter, lieber Grund vorhanden.

Als wir am andern Morgen erwachten, da hatte der Himmel des gestrigen Regens und Sturmes vergessen und alle Geräthschaften des Ungewitters bei Seite gelegt;

---

*) Der Lago maggiore liegt 762 Fuß über dem Meere.

nur der Boden gedachte noch der Wolkenergüsse von gestern. Fast unmerklich und ohne Beschwerde für den Reisenden steiget die treffliche Simplonstraße vom Dorfe an noch 1624 Fuß, bis zur Höhe von 6174 Fuß hinan, während der eigentliche Gipfel mit dem weißen Hute der Gletscher und Schneegefilde, bis zur Höhe von 10380 Fuß emporraget. —

Wenn dem Menschen die Beschwerde nicht freiwillig auf seinem Wege entgegenkommt, da sucht er sie öfter selber auf, und sollte er einen Umweg darnach machen. Uns wenigstens ergieng es so, auf unserm heutigen Wege. Die neue Straße mochte uns zu gut scheinen, bald nach dem Beginn des jenseitigen Abhanges verließen wir sie und giengen die alte, von welcher man uns gesagt, daß sie näher sey als die neue. Eigentlich aber verlockte uns mehr der Anblick der grünenden Alpenwiesen und des üppigen, waldbewachsnen Thales zu dem Abweg, als die Absicht des Näherkommens. Aber der Weg der Alpenwiesen, der bald so steil hinabgieng, daß man ihn für Fußgänger und Lastthiere durch Stufen gangbar machen müssen, verlor sich am gähen Rande der Thalschlucht, in einen kaum bemerkbaren Steig, der durch Gebüsch und Wald führte und nicht selten durch umgestürzte Bäume oder herabgerollte Felsen versperrt war; unter unsern Füssen schäumte und brauste der wilde Strom des Gebirges. Endlich war das Thal und wie wir meinten ein bequemerer Steig am Wasser hinab erreicht. Unsre Hoffnung sah sich getäuscht; dergleichen Bergströme dulten auf ihrem Laufe durch die Felsenschlüchte keine andren Wandrer neben sich; wir mußten die Füsse, mit der Last der müden Glieder abermals an der steilen Bergwand hinan, bis zu einer unbewohnten Sennhütte erheben, bei

welcher wir einige Augenblicke ruhten. Da sagten uns vorübergehende Leute, dieser Steig sey für Solche, welche des Bergsteigens ungewohnt sind, gefährlich, wir müßten wieder hinauf zu der nicht weit von hier entfernten neuen Straße. Die andren denn gehorchten der Stimme dieser Leute, ich aber wollte die neue Straße nicht mehr versuchen, sondern den Ausgang des alten Gebirgssteiges ins Thal sehen. Es waren drei deutsch redende Leute, welche diesen Steig giengen: ein Leinweber aus einem Dörflein im Rhonethal, ein junges Mädchen, das ihn Meister nannte und ein altes Weib mit einem Korb auf dem Rücken. Wo diese drei, besonders aber die alte Frau mit dem Korbe sich hingetrauet, da, meinte ich, sey auch für mich mit einer mäßig schweren Reisetasche Beladnen, ein leichtes Fortkommen. Als wir aber ein Stück Weges gegangen, verließ uns die Alte, nachdem sie uns Gottes gutes Geleit gewünscht und stieg zur neuen Straße hinauf; da wir auf der vorspringenden Gräte der Felsenwand, neben der tiefen Thalschlucht hergiengen und nun eine Stelle kam an welcher ein schmaler Balken über den Abgrund führt, mehr noch, wie es scheint, zum Besten der kleinen Wasserrinne angelegt, die neben dem Balken hinläuft, als zum Nutzen der Menschen, da wurde der Leinweber blaß und blieb zurück. Das Mädchen das mir nachkam erzählte mir, der Meister sey übel auf, ihn wandle ein Schwindel an, sie müßten jetzt zur neuen Straße hinauf. Vorher aber wollte sie mich über den Steg hinübergeleiten, dann könne ich weiter nicht fehlen bis nach Brieg. Es war Frechheit von mir, daß ich auf die Fortsetzung des Weges bestund. Auf dem Balken glitt mir der eine Fuß aus, ich rettete mich vom Hinabsturz durch das Hineintreten in die Rinne. Das Mägd-

lein wäre mir hier von keinem Nutzen gewesen, denn als ich ausglitt sprang jene, mit einem lauten Schrei des Schreckens, weit voraus. Meine gute Frau und die andern Reisegefährten hatten von oben, von der hohen, sichren Warte der neuen Straße, die Gefahr gesehen und von da an, wo mich jenseit des Balkenweges über den Abgrund, die Felsenwand, auf deren Vorsprüngen der Steig gehet, vor ihnen verbarg, hatten sie Stunden der Angst durchlebt. Ich wußte das nicht, sondern gieng und rutschte zum Theil meinen Weg, nachdem jetzt die Führerin zurückgekehrt war zu ihrem Meister, einsam und allein hinab zum Thal, wobei ich nicht selten genöthigt war die Reisetasche voraus hinabgleiten oder rollen zu lassen. Doch nun war auch das Thal der rauschenden Rhone erreicht und in Brieg ein Gasthaus, schief der Post gegenüber gefunden, so heimathlich still, wie wir es uns für diesen letzten Abend unsers Beisammenseyns gewünscht hatten. Etwa eine Stunde nach mir kamen auch die Reisegefährten in Brieg an. Der Schmerz und die Angst der lieben Hausfrau verwandelten sich in Freude; mein Muthwille hatte die Vorwürfe, die man mir machte, reichlich verdient, wurde aber bald dann vergeben und vergessen.

Am Rand einer grünen Wiese, im Schatten eines Baumes, unweit des Oertleins, saßen wir lange und betrachteten den vor uns liegenden Wall des Hochgebirges mit den mächtig ragenden Schneepyramiden der Jungfrau und des Finster-Aarhornes sammt den weit ergossenen Aletsch-Gletschern. So war ich nun doch, was ich bei meiner ersten Reise in die Schweiz, da ich auf dem Weg über die Wengern-Alp das Donnern der Lawinen nach dem Aletsch-Gletscher hörte, so lebhaft gewünscht

hatte, in dem furchtbar schönen Thale des Walliserlandes und hatte bei mir die Menschen, nach denen ich damals oft ein tiefes Heimweh empfunden.

In Brieg gaben die jungen Zöglinge des Jesuiten-Collegiums eine theatralische Vorstellung. Uns aber, in unserem stillen Gasthaus sitzend, führte der Geist des Wechselgespräches bald über Islands Felsen und durch die bedeutungsvollen Dichtungen der Edda, bald zu andern Völkern und Geschichtlein.

27.

Heimreise durch Wallis, Uri und Graubündten.

Am andern Morgen trennten sich denn die Wege. Unsre theuren Fremdlinge die uns in Mailand besucht, nahmen die Richtung nach Genf und mit ihnen gieng der letzte der Reisegefährten, der noch von der größeren Reise durch Frankreich und Italien übrig geblieben war. Wir aber, die gute Hausfrau und ich, nur noch von unsrem Kernbeisser begleitet, giengen schweigend, gegen Naters, im Rhonethal hinauf. Es würde, auch wenn die Trennung von theuren Freunden auf lange es nicht gethan hätte, der Anblick dieser hehren Gebirgsgegend Schweigen geboten haben. Denn jenseits Naters und seiner alten Burg wird das Rhonethal immer gewaltiger und ernster, und da wo sich diesseit Deisch unter der hoch über den Abgrund gelegten, steinernen Brücke der Strom mit

mit einem Brausen des Donners durch das enge Felsenbett dränget, da singet die Natur ein Lied von der alles schaffenden Weisheit, deren Gang selbst über den Donner der Wogen und der zusammenstürzenden Felsen gehet.

Bei Deisch sahen wir noch reife, kleine Kirschen des Gebirges und kauften welche. Die Tochter des Hauses, das uns in einem weiter hinangelegnen Oertlein ein Frühstück gab, war die Frau eines Officieres, der in Neapel unter dem Regiment der Schweizer diente. Nicht ohne große Theilnahme hörte sie, daß wir auch in Neapel gewesen. Auch sie sollte in einigen Wochen dahin reisen.

Auf den Alpenwiesen jenseits Biel grünte noch der hier kurz weilende Sommer und es breiteten das Finsteraarhorn und Sidelhorn das weiße Tuch des Schnees im Glanze der Nachmittagssonne aus. Seltner wird nun der Anblick der Felder, und die Dörfer, ohne den Schatten der Obstgärten, liegen mitten in der grünen Wiese. Eine Inschrift hinter dem Altar einer nahe am Wege gelegnen, neugebauten Kirche, erzählte, daß dieses Gotteshaus vor wenig Jahren durch eine Schneelawine zerstört und durch die Wohlthätigkeit der Cantongemeinden von neuem erbaut sey. Bald nachher, in einem der nächsten Winter, hat die Gegend wieder ein gleiches Unglück betroffen.

In Obergesteln im Wirthshaus gab es besuchende Fremde genug. Wir erhielten von der freundlichen Wirthin ein freundlich gelegnes Zimmer und bald war der Tisch mit Murmelthierbraten und gebackenem Obste besetzt. Der guten Hausfrau wollte das noch niemals genossene Fleisch nicht schmecken; es waren aber leider auch die andern Gerichte, mit diesem in einer gemeinsamen Pfanne gebraten, oder doch mit Murmelthierfett geschmalzen und

hatten deshalb den gleichen Geschmack. Zutraulich trat nach dem bald verbrachten Abendessen die Wirthin herein und sagte: „hört, ihr seyd gute Leute, ihr thut mir wohl den Gefallen und laßt meine beiden Bäsli, die heute aus dem Bernerland gekommen, mit in eurem Zimmer schlafen, in den andern Zimmer und Betten sind Engländer.“ Wir verstatteten es, und als wir uns zur Ruhe begeben hatten, traten die Bäsli, die wir für kleine Mädchen gehalten, herein, zwei sehr hochwüchsige, starke Schweizermädchen, welche die Hausfrau, die sich schlafend stellte, so wie ihre Kleider, neugierig beleuchteten.

Sonntags den 13ten August waren wir bei früher Morgenzeit den beiden Führern und den Engländern, die mit uns den gleichen Weg giengen, vorausgeeilt. Bald wich der Nebel des Gebirges und die Morgensonne beleuchtete die Gletscher, während auf dem Thal noch dämmernder Schatten lag. Nach einiger Zeit war denn der Rhonegletscher und an ihm der Ursprung des mächtigen Stromes erreicht, den wir auf dieser Reise so oft gesehen und bis nahe zu seiner Mündung ins Meer begleitet hatten. Neben blühenden Alpenrosen und andren Gewächsen des Hochgebirges hinan, war endlich die letzte Schlucht vor dem Furcapaß erstiegen. Bei den Hütten einiger Schweinehirten frühstückten wir von dem Mundvorrath, den einer der Führer für uns mitgenommen. Dann an Schneefeldern vorüber und zum Theil über diese hin, war die 7788 Fuß über das Meer ragende Höhe des Furcapasses gewonnen und mit ihr eine Aussicht über die Riesenstadt der Berner und Walliser Alpenkette, welche diesem Sonntagmorgen einen unvergänglichen Eindruck in die Erinnerung gegeben. Ein Domgebäu, ähnlich nach riesenhafterem Maasstabe, jenem von Mailand mit der Schaar

der Thürme und Thürmlein. Es ragten hier über und aus dem unübersehlich weitem Dache der Gletscher die weißen Thürme des Wetterhornes und Schreckhornes, das Finsteraarhorn und die Schaar der andren Gipfel und Zacken hervor.

Auf dem Hinabweg nach dem Urserner Thale kamen wir heute, am 13ten August, durch eine Gegend, da der Frühling eben erst aufwachte. Hier, auf den Wiesen, welche erst vor Kurzem die Decke des Schnees von sich gelegt, blühten die Alpenprimeln auf, und am Bächlein die Wiesen = Dotterblume (Caltha palustris); auf der sonnigen Höhe hörte man das Pfeifen der Murmelthiere, deren langer Winterschlaf vielleicht erst seit wenig Tagen ein Ende genommen.

Das Hinabsteigen am gähen Berggelände gegen Rehalp erschien den Füssen fast beschwerlicher, als das Hinansteigen vom Thal der Rhone. Wir blieben daher gern in dem wohleingerichteten Wirthshaus zu Rehalp, im gastlichen Haus des Capuziners, der hier die Fremden beherbergt. So trefflich hatte uns lange keine Mahlzeit geschmeckt, lange kein Trunk des Weines uns so erquickt, als dieser, am Tische des guten, freundlichen Pater Martin. Am Nachmittag sah ich mich noch in dem wahrhaft unvergleichbaren, wildschönen Thale, an den Ufern der schäumenden Reuß um. Ein trefflicher deutscher Schrifftsteller hat mit Recht dieses Urserner Thal eines der merkwürdigsten und wundervollsten von Europa genannt. Man weilt hier auf einer Höhe, welche jene des Brockengipfels am Harz noch übersteiget *). Diese Höhe verräth sich allerdings dem weiter forschenden Auge

*) Sie beträgt 4700 Fuß.

durch den Mangel an Obstbäumen und fast an allen Feldern, denn es wird hier nur noch einiger Hafer und der Kartoffel mit solcher Sorgfalt und Mühe gebaut, wie in unsern Gärten das feinere Gemüse des Blumenkohls oder des Spargels. Und dennoch, wohin man auch den Blick erhebt, sieht man sich von Bergrändern umfangen, so riesenhaft hoch und nahe zusammentretend, daß sie dieses hochgelegne Thal zugleich zu einem der tiefsten unsres Welttheiles machen. Denn zur Rechten umschließet das Thal die Kette des Fieudo und des St. Gotthard und benimmt ihm die Strahlen und wärmenden Winde des Mittags; zur Linken aber, gegen Norden hin, führet der mächtige Gallenstock seine gähe Gebirgsmauer neben dem Thal hin. Selbst die Bauart der Häuser in Rehalp, welche hoch auf Pfahlwerk stehen, erinnert an die Gefahren, welche der Winter und noch mehr die Zeit des thauenden Schnees dieser Gegend drohet. Das treffliche, kräftig schöne Volk, welches das Urserner Thal bewohnt, ist ein Volk der Hirten, welches sich vom Ertrage der Viehzucht ernährt: vornämlich von der Bereitung eines sehr wohlschmeckenden Käses, der jedoch großentheils wegen seiner Zartheit und Weichheit zum weiten Versenden und langen Aufbewahren nur wenig geeignet ist. Ausserdem ernährt die Bewohner des Urserner Thales der Verkehr der Gotthardsstraße, für welchen sie Saumrosse halten und verleihen.

Wir waren in dem Hause des guten Pater Martin so wohlgemuth, als gehörten wir selber mit zur Familie. Am andern Morgen weckte man uns zur Theilnahme an dem gemeinsamen Morgengebet, das der Pater mit den Hirten des Dorfes und mit den Genossen seines Hauses hielt, ehe jene, den oftmals gefährlichen Gang, zur Trifft

der Alpen antreten. Dann machten auch wir beide, mit unsrem Führer (einem Knecht des Paters) uns auf den Weg, denn wir wollten noch heute über die Oberalp nach Graubündten.

Im Dorf Hospital besahen wir die ausgezeichnet schöne Sammlung von Mineralien der Nachbaralpen, welche der Diaconus Meyer mit unsäglicher Anstrengung und Mühe, meist mit eigner Hand, unter dem Schuttgestein und den Schneelagern des Hochgebirgsrückens erbeutet hat. Sie ist in seinem Hause aufgestellt und er verkauft davon an andre Freunde des Steinreiches. Auch ich fand hier Vieles mir sehr Schätzenswerthes.

Zu Andermatt im Wirthshaus ließen wir unsren Führer warten und giengen hinab zu dem nahe gelegenen Urner Loch und zur Teufelsbrücke. Hier hat der vormalige See, der das Urserner Thal bis hinan zum Fuße der Furca und des Gallenstockes erfüllte, einen Ort des Durchbruches gefunden hinab zu der tieferen Thalgegend von Uri und zum Vier-Waldstätter See. Die Schrecknisse und die zerstörende Gewalt des Ereignisses, bei welchem vielleicht ausser dem Element des Wassers noch andre Kräfte wirkten, werden noch jetzt durch das Aussehen der furchtbaren Felseneinöde der Schöllenen beurkundet, in welche das Urserner Loch sich öffnet. Das ist eine Welt in Trümmern, ein Schutthaufen von ganzen Felsen, welchen, seitdem die Zeit der alten Riesenkräfte ihn hier aufthürmte, keine später geborene Kraft mehr hinwegzuräumen vermochte. Der eigentliche alte Wasserriß, den sich der See durch die Felsenwand brach, das sogenannte Urner Loch, ist 210 Fuß lang und hat hierbei nur eine Breite von kaum 30 Fuß. Mit dem Getös des Donners stürzt sich die Reuß unter der hochgewölbten

Teufelsbrücke, welche am Eingang des Urner Loches liegt, hinab. Als wollte sie durch den Schreck des Getöses diese nur nach furchtbarem Kampfe der Gewalt des Wassers unterworfnen, zu Boden gestürzten Riesen in Furcht erhalten. Man hat den Geist des Menschen so wie er meist, seiner eignen Kraft und Würde unkundig, träumend dahinfährt, mit den neugebornen Jungen der Löwin verglichen, welche, nach einer sinnvollen Dichtung des Mittelalters, erst das Gebrüll des alten Löwen aus dem Schlaf des Scheintodes wecken muß, den sie nach der Geburt schlafen. So werde auch der Geist im Menschen öfter erst durch die laute Stimme der innren oder äußren Noth aus dem Schlafe geweckt. In der That auch in solcher Natur wie diese hier ist tönet eine solche Stimme von weckender Kraft. Dies bezeugen die Thaten, an welche, nur wenig weiter hinabwärts ins Thal, die Trümmer der alten Burg des Geßler: Zwing-Uri genannt erinnern, so wie die Grütli-Wiese, und Tells Geburts-Ort: Bürglen.

Die Oberalp: der Gebirgsdamm, welcher Graubündten von Uri scheidet, schien uns von Andermatt aus, wo wir einige Zeit geruht hatten, nicht schwer zu ersteigen. Der Furcapaß und die alte Straße des Simplon hatte uns an andre Maasstäbe des Bergsteigens gewöhnt. Von der Höhe der Alpenwiese aus, bei einer Sennhütte, betrachteten wir das gegenüber liegende Gebirg des St. Gotthard und des Badus. Man bemerkt von hier aus deutlich einige jener tiefen Einschnitte, welche zehn Hochthäler, in denen gegen dreißig kleine Seen gründen, um und zwischen den sieben Berggipfeln bilden, die den Gotthard bekrönen.

Unser Führer hatte, wie es schien, eine Braut in

Andermatt und sollte am Abend wieder in Rehalp bei seinem Herrn, dem Pater Martin seyn. Er bat mich, als wir bei einer der letzten Sennhütten waren, ihm zu erlauben, daß er umkehre, denn wir seyen ja nun auf der Höhe und der Weg nach Ruäras sey nicht mehr zu verfehlen. Zwar hatte ich dem guten Mann bereits den Lohn für den ganzen Weg von Rehalp bis Ruäras bezahlt, da es aber meinen Augen schien, als hätten wir wirklich den höchsten Punkt des Weges fast erreicht, ließ ich ihn gehen. Aber ich erfuhr von neuem, wie sich in solchem Gebirge das Auge täusche. Zwar kaum merklich aufsteigend, aber noch langwierig war der Weg bis zum einsamen Gebirgsee, an dessen Rande der Steig über einen langen Brückendamm gieng, den die Natur selber an der Felsenwand hin aus Alpenschnee und Eis gebaut hatte. Zwischen dem Eisdamm und dem unmittelbar darunter gelegnen See war ein ansehnlicher Zwischenraum, den das Wasser des Sees, wenn er in Wogen gieng, ausgewaschen hatte. Meine liebe Frau wollte sich anfangs durchaus der gefährlich scheinenden Brücke nicht anvertrauen, bis ich sie aufmerksam machte auf die Spuren der erst seit kurzem hinübergegangnen, schweren Saumrosse. Unten im schwarzgrünen See bewegten sich munter die Alpensälmlinge; sonst war hier ein bewegungsloses Schweigen der Natur. —

Jenseit des Sees verirrten wir uns und kamen statt gen Ruäras herüber zum südlichen, gähen Gebirgsabhang, gegen Chiamut hin. So beschwerlich auch hier das Hinabsteigen und zuweilen das Hinabgleiten auf dem feuchten Wiesengrund der Alpe war, entschädigte uns dennoch für die Mühe die erhabene Schönheit der Seitenschluchten und des Thales des Cornaro, welche wir

hier unmittelbar vor und unter uns sahen. Hier ist der wahre und eigentliche Ursprung des Rheines, der sich, wie ein junges Streitroß, das bald nach der Geburt schon auf seinen Füßen steht und herumläuft, bald nach dem Hervorgehen aus dem Mutterleib der Felsen, als mächtiger Bergstrom ins Thal hinunterstürzt. Wir tranken aus einer der Nebenquellen, welche zum Rhein werden. In Chiamut war die wirthliche Thür des Pfarrhauses (das in diesen Gegenden zugleich das Gasthaus ist) verschlossen, der Pfarrer selber auf einer abgelegnen Alpenwiese beschäftigt. Desto wohlschmeckender und labender däuchteten uns der Wein und der Käse in Ruära's. Wie ein ruhender Held, der nun mit den überwundnen Völkern Frieden gemacht und sie regieret, blickte, von der Abendsonne beleuchtet, der beschneite Rücken der Alpen über den Tawetsch-Gletscher herein ins Thal, das über den zusammengestürzten Trümmern grünt und blühet. Das immer höhere und fernere Emporsteigen der Gebirgsgipfel des tiefer abgelegnen Rheinthales, wirkte auf das sehende Auge, so wie aufs Ohr das tiefe Tönen der Orgel. Vor Dissentis ruheten wir im Rasen, bis die Abendröthe über den Gletschern und über dem Medelser Thal emporstieg.

In Dissentis stund meiner guten Frau eine Trauer bevor. Der junge Kernbeißer aus der Lombardei, den sie so viele Tage getragen und gepflegt hatte, wurde durch eine Katze getödtet, die mit tückischer Klaue in den Käfich griff. — Spät ankommende Engländer lärmten neben unsrem Schlafzimmer bis Mitternacht.

Wir begannen den Festtag des andern Morgens mit dem Besuch der Felsen-Vorsprünge, bei denen der Mittelrhein, vom Medelser Thal her in den Hinterrhein strömt.

strömt. In Trons, wo noch jetzt der Ahornbaum grünet, in dessen Schatten 1424 der graue Bund gestiftet ward, erfreute mich die Bekanntschaft des alten, ehrwürdigen Pfarrers Pl. Spescha, eines fleißigen Forschers und Kenners der Gegend, und der Geschichte seines Vaterlandes, welcher noch jetzt im Besitz einer schönen Mineralien-Sammlung ist, obgleich er die früher besessene, die von sehr hohem Werthe war, zur Zeit der französischen Besitznahme des Thales freiwillig dahingab, um damit der armen Gegend die Summe der Schatzung zu ersparen, die ihr der Feind auferlegt hatte. Der freundliche Mann gab mir zwei schöne, kleine Bergkrystalle, von den nadelförmigen Krystallen des Amianths wie mit Goldfäden durchwebt, damit ich sie einem von ihm hochgeliebten Fürstenpaare überbringen solle. Ich konnte dies zwar damals nicht in eigner Person thun, habe jedoch die anvertraute Gabe sogleich, bei der Durchreise durch die Residenz, einem Freunde zur Weiterbesorgung übergeben, welchem sein Stand die Erfüllung des Auftrages leicht machte.

Jenseits Trons führte uns eine Brücke an das andre Ufer des Rheines, und im Schatten des waldigen Abhanges, am Wiesengrund vorüber, nach Ilanz. Hier hatte uns weder das etwas spärliche, späte Mittagsbrod noch die Stunde des Ausruhens hinreichend gegen die unerwartete Ermüdung gewaffnet, die uns beim Hinansteigen auf die steile Gebirgshöhe gegen Lax und Flims hin, über welche die Straße führt, für heute noch aufbehalten war. Wir hatten indeß, zwar durch manchen sauren Tritt der müden Füße, den Genuß einer Mondscheinnacht erkauft, mitten in der wildeinsamen, hehren Natur der Alpenhöhen. Wir hatten unser Nachtlager in

einem Jägerhause genommen, von dessen Fenstern aus uns das Gränzgebirge gen Glarus und die eisigen Wände des Martinsloches vor Augen waren. Einen Monat früher hatte uns, in einer gleich heitren Nacht, der Mond das wogende Meer bei Terracina beleuchtet; hier beschien er ein starres Meer von Schnee und Gletschern.

Wir waren am andern Morgen ungewiß, ob wir den Weg über den Gunkels durchs Vättis Thal, nach dem Bade Pfäffers wählen sollten, oder den an Reichenau vorüber gen Chur. Wir bereueten es nicht, daß uns die Ermüdung meiner lieben Reisegefährtin den Weg nach dem wunderschönen, am Zusammenfluß des Vorderrheins mit dem Hinterrhein gelegnen Reichenau geführt hatte. Ein wohlgebautes Schloß von Gartenanlagen umgeben, zieret das Oertlein. Die Aussicht bei und von der Brücke in das Thal des Vorderrheines schien uns gar nicht wieder von sich hinweglassen zu wollen; es war uns, als sollten wir jetzt auch noch, wenigstens etliche Stunden weit, bis zur Einmündung der Albula gehen. Der immer mächtiger werdende Zug nach der nahen Heimath überwog jedoch. Auf dem grünen Wiesengrunde, neben hohen Eichen hin, öfters in der Nähe des Rheines, ward uns der Weg bis zur Stadt zu einem wahren Lustgange.

In Chur, an der Wirthstafel, nahmen wir das Erbieten eines Fuhrwerkbesitzers aus Götzis an, uns von hier bis gen Feldkirch zu fahren. Das Gebäude des Domes und der reformirten Kirche wurden nach Tisch besehen, dann, am Nachmittag, von dem zu unsrer großen Freude ganz offenen Wagen aus, der wunderbare Bergkessel bei Pfäffers, wenigstens mit den sehnenden Blicken, wenn auch nicht mit den Füßen erstiegen. Diese Aus=

sicht öffnet sich am vollständigsten bei Zollbruck und auf dem Wege nach Mayenfeld hin, das wir, verklärt vom Schein der Abendsonne sahen. Den Felsenweg des Luzisteiges beleuchtete uns, aus klarem Himmel der Mond.

Von Balzers aus, da wir übernachteten, führt die Straße im Anblick des Rheines und der zur Rechten gelegnen rothen Wand gen Vaduz und zum Ufer der Ill bei Feldkirch. Das letzte Nachtlager im Ausland, für die ganze diesmalige Reise: das am Saume des waldbewachsnen Hügels gelegene Götzis, war schon in einer frühen Nachmittagsstunde erreicht. Wir saßen da, zuerst am rauschenden Bächlein, dann unter den Ruinen der alten, auf dem Hügel gelegenen Burg. Wir wissen nicht, welche Herrlichkeit, welche Mühen, welche Lust den Menschen an diesem Gemäuer vorüberzogen. Die Herrlichkeiten und alle Lust der Augen sind vergangen, aber auch die Mühe des Vorüberziehens hat ein Ende; siehe, noch einige Schritte, und wir sind da, wohin das Herz sehnet und eilet: in der lieben Heimath!

Druckfehler,

welche man den Leser bittet zu verbessern und zu entschuldigen:

S. 22 Z. 17. l. m. Alcyone. S. 66 Z. 3 l. m. möchte. — S. 83 Z. 19 l. m. sieben, statt fünf. — S. 87 Z. 12 l. m. dürrer. S. 104 Z. 2 u. 3 l. m. (welches man hier ganz ohne Zügel lässet). — S. 112 Z. 13 l. m. erinnerte. — S. 121 Z. 17 l. m. zum Lager. — S. 140 Z. 9 v. o. l. m. gewährt hatte. — Z. 9 v. u. l. m. Diese wird. — Z. 8 v. u. auf jenem. — Zwischen S. 160 Z. 1 v. u. und 161 Z. 1 v. o. ist beim Druck die Zeile ausgelassen: der Citronen- und Orangengärten, bald den der grün- — S. 161 Z. 13 v. u. l. m. Preis des schon genossenen Abendessens. — S. 168 Z. 4 v. u. l. m. Alessi statt Aleassi. — S. 175 Z. 15 l. m. Spagnuoletto. — S. 178 Z. 9 l. m. Bekannten. — S. 195 Z. 6 v. u. l. m. in den statt in das. — S. 203 Z. 4 l. m. Der st. Das. — S. 208 Z. 7 v. u. und Z. 16 v. u. l. m. 1642 st. 1643. — S. 227 Z. 17 v. u. l. m. Alkmaar. — S. 234 Z. 6 v. u. l. m. Barile. — S. 237 Z. 12 u. 13 l. m. an st. in. — S. 252 Z. 9 v. u. dem st. diesem. — S. 276 Z. 13 Wem st. Wen. — S. 279 Z. 15 v. u. Manlius. — S. 280 Z. 14 v. u. Gerhard st. Erhard. — S. 281 Z. 2 v. u. l. m. Gebäudes. — S. 283 Z. 5 l. m. Aufbau. — S. 287 Z. 1 v. u. l. m. dieses vorbildliche Hinführen. — S. 288 Z. 1 v. o. streiche man: allein. — S. 291 Z. 10 v. o. Nebenstatuen st. Seitenstatuen. — S. 296 Z. 2 v. u. l. m. Gnaivo statt Gnaivod. — S. 302 Z. 9 v. o. l. m. erhabneren. — S. 311 Z. 15 v. u. spricht dich Guido. — S. 317 Z. 8 l. m. Anio st. Arno. — S. 324 Z. 7 u. 6 v. u. l. m. noch ehe das Steinschiff sie umschloß, — S. 327 Z. 12 l. m. erbaute. — Z. 13 wird st. ward. — S. 336 Z. 14 Tempels, st. Gebäues. — S. 367 Z. 17 dreihundert st. vierhundert. — S. 374 Z. 2 u. Z. 17 v. u. l. m. Apennin. — S. 378 Z. 10 269 st. 259. — S. 379 Z. 4 v. u. jeder sonst st. fast jeder. — S. 408 Z. 6 v. u. Apennins st. Appenins. — S. 411 Z. 1 Camelana st. Camelena. — Z. 2 l. m. Apenninenkette. Eben so S. 412 Z. 12 u. f. — S. 424 Z. 9. l. m. in den. — S. 430 Z. 7 u. 8 l. m. Den herzoglichen Pallast. — S. 440 Z. 1 u. 6 v. u. so wie S. 445 Z. 4 u. 5 v. u. l. m. Borromäer und Borromäers. — S. 448 Z. 10 u. 17 l. m. Verrocchio st. Verocchio.

Verzeichniß

Verzeichniß einiger der neuern Werke, welche in unserem Verlage erschienen und durch alle Buchhandlungen um die beigesetzten Preise zu erhalten sind:

Evangelisches Jubelfestbuch zur dritten Säcularfeier der Augsburger Confession, oder die Augsburger Confession, Geschichte ihrer Uebergabe und ihrer ersten und zweiten Säcularfeier, von Dr. Friedr. Wilh. Phil. v. Ammon. 8. 1829. 1 Rthlr. oder 1 fl. 36 kr. rhein.

Denkmal der dritten Säcularfeier der Uebergabe der Augsburger Confession in den deutschen Bundesstaaten, von Dr. Friedr. Wilh. Phil. v. Ammon. gr. 8. 1831. 1 Rthlr. oder 1 fl. 36 kr.

Teutschlands Urgeschichte, von Chrstn. Karl Barth (K. B. Geheimenrath). Zwei Bände. gr. 8. 1817 u. 1820. 4 Rthlr. 4 gr. oder 7 fl. 12 kr.

Die Kabiren in Teutschland. Von Karl Barth (K. B. Geheimenrath) gr. 8. 1832. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Die öffentliche Erziehung aus dem Gesichtspunkte des Staates. Ein Versuch von Dr. Heinr. Wilh. Bensen. gr. 8. 1831. geh. 10 gr. oder 40 kr.

Das öffentliche Gerichtsverfahren in bürgerlichen und peinlichen Rechtsvorfallenheiten nach altdeutscher vorzüglich altbayerischer Rechtspflege. Nebst einem Anhange über den vortheilhaften oder nachtheiligen Einfluß dieses Verfahrens auf Verminderung und Abkürzung der Streitigkeiten und auf die richtige Anwendung der Gesetze. Eine gekrönte Preisschrift von Andr. Buchner (Profess.) gr. 8. 1825. 2 Rthlr. 4 gr. oder 3 fl. 15 kr.

Grundlegung zur wissenschaftlichen Konstruktion des gesammten Wörter- und Formenschatzes zunächst der Semitischen, vorzugsweise und in Grundzügen auch der Indo-Germanischen Sprachen. Von Dr. Mor. Drechsler. gr. 8. 1830. 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 40 kr.

Grundsätze für die Ausmittelung des Kapitalwerthes der Laudemien, zum Behufe der Ablösung des Grund-Obereigenthums von D. A. Gebhard. gr. 8. 1828. 12 gr. oder 48 kr.

Fides oder die Religionen und Culte der bekanntesten Völker der Erde alter und neuer Zeit. Von Joh. Pet. Gerlach (Pfarrer) Zwei Bände. gr. 8. 1830. 3 Rthlr. 12 gr. oder 5 fl. 24 kr.

Ueber die Casus, ihre Bildung und Bedeutung, in der griechischen und lateinischen Sprache. Nebst zwei Anhängen, über die Correlativa und den Comparativ der Zahlwörter und Pronomina, von Joh. Adam Hartung (Prof.) gr. 8. 1831. 1 Rthlr. 6 gr. oder 2 fl.

Diplomatische Beschreibung der Manuscripte, welche sich in der königl. Universitäts-Bibliothek zu Erlangen befinden. Nebst der Geschichte dieser Bibliothek, von Dr. Joh. Conr. Irmischer. 1. Band. gr. 8. 1829. 2 Rthlr. oder 3 fl. 18 kr.

Grundsätze zur Bearbeitung evangelischer Agenden, mit geschichtlicher Berücksichtigung der früheren Agenden. Ein kritischer Beitrag zur evangelischen Liturgik von Dr. Geo. Friedr. Wilh. Kapp (Pfarrer) gr. 8. 1831. 1 Rthlr. 6 gr. oder 2 fl.

Handbuch der Meteorologie. Für Freunde der Naturwissenschaft entworfen von Dr. K. W. G. Kastner. In Zwei Bänden mit 5 Kupfert. (I. 1823. 2 Rthlr. 12 gr. oder 3 fl. 48 kr. II. 1. 1825. 3 Rthlr. 4 gr. oder 4 fl. 48 kr. und II. 2. 1830. 2 Rthlr. 20 gr. oder 4 fl. 45 kr.) gr. 8. 1823. 1825. 1830. 8 Rthlr. 12 gr. oder 13 fl. 21 kr.

Biblische Pädagogik. Von Joh. Geo. Kelber (Pfarrer) gr. 8. 1830. 1 Rthlr. oder 1 fl. 36 kr.

Quellen-Sammlung zu dem öffentlichen Recht des Teutschen Bundes. Enthaltend die Schluß-Acte des Wiener Congresses, den Frankfurter TerritorialReceß, die Grundverträge des Teutschen Bundes, und Beschlüsse der Bundesversammlung von allgemeinerem Interesse. Mit historisch-literärischen Einleitungen, Uebersichten des Inhaltes, und Anmerkungen, herausgegeben von Dr. Joh. Ludw. Klüber (Staatsrath). Dritte, sehr vermehrte Auflage. gr. 8. 1830. in Sarsenet gebunden 1 Rthlr. 9 gr. oder 2 fl. 12 kr.

Topo-geographisch-statistisches Lexicon vom Königreiche Bayern, oder alphabetische Beschreibung aller im Königreiche Bayern enthaltenen Kreise, Städte, Märkte, Dörfer, Weiler, Höfe, Schlösser, Einöden, Gebirge,

vorzüglichen Berge und Waldungen, Gewässer u. s. w. Verfaßt von Dr. Jos. Ant. Eisenmann (Domkapitular) und Dr. Karl Friedr. Hohn (Professor). Erster Band. A — L. Groß RealLexicon Format. in Sarsenet gebunden 4 Rthlr. 16 gr. oder 7 fl. 24 kr. blos geheftet 4 Rthlr. 10 gr. oder 7 fl.

Dieser Band ist 72 Bogen stark, mit kleinen scharfen Lettern auf schönes weißes groß RegalPapier gedruckt; der Preis von 7 fl. ist demnach sehr billig. Die Verlagshandlung glaubte aber ein Werk, auf dessen Ausarbeitung von den Herren Verfassern Jahre hindurch ungemeiner Fleiß verwendet worden ist, und das, bei der Mangelhaftigkeit der existirenden lexicographischen Werke von Bayern, einem längst gefühlten Bedürfnisse abhilft, auf das Beste ausstatten auch einen so billigen Preis setzen zu müssen, um den Ankauf soviel möglich zu erleichtern. Der zweite Band, die Buchstaben M — Z enthaltend, ist im Drucke schon bis zum Buchstaben T vorgerückt, und erscheint binnen wenigen Wochen. Er wird wie der erste Band, 70 und etliche Bogen stark.

Der Mägdlein Lustgarten. Zwei Theile. Mit 14 Kpfrn. gr. 12. 1823. gebunden 4 Rthlr. 6 gr. oder 6 fl. 24 kr.

Der berühmte Jesuit Juan Mariana über den König und dessen Erziehung. Ein Beitrag zur pädagogischen Literaturgeschichte von Dr. J. Leutbecher. 8. 1830. geheftet 9 gr. oder 36 kr.

Die Protokolle der hohen deutschen Bundesversammlung. Eine publicistische Betrachtung von Dr. Adolph Michaelis (Professſ.) gr. 8. 1829. geheftet 8 gr. oder 30 kr.

Quellen der Versöhnung, 8. 1826. geheftet 8 gr. oder 30 kr.

Ueber die Censur der Zeitungen im allgemeinen und besonders nach dem bayrischen Staatsrechte. Von Dr. Rudhardt (K. Bayer. RegierungsDirector) 8. 1826. geh. 6 gr. oder 24 kr.

Ueber den Zustand des Königreichs Bayern; nach amtlichen Quellen von Dr. Ign. Rudhart (K. B. RegiergsDirector). Zweiter Band. Auch unter dem Titel: Ueber die Gewerbe, den Handel und die Staatsverfassung des Königreichs Bayern. Mit vielen Tabellen. gr. 8. 1827. 3 Rthlr. 12 gr. oder 6 fl.

Desselben Buches Dritter Band. Auch unter dem Titel: Die Finanzverwaltung, Rechtspflege und Kriegsanstalten

des Königreichs Bayern. gr. 8. 1827. 2 Rthlr. 16 gr. oder 4 fl. 12 kr.

Ueber den Unterschied zwischen Kelten und Germanen, mit besonderer Rücksicht auf die bayerische Urgeschichte. Von Dr. Geo. Th. Rudhart. 8. 1826. 10 gr. oder 40 kr.

Reise durch das südliche Frankreich und durch Italien, von Dr. G. H. Schubert. Zwei Bände. gr. 8. 1827 und 1831. Gute Ausgabe auf fein Velindruckp. 5 Rthlr. 8 gr. oder 8 fl. 24 kr. Ausgabe auf milchweißem Druckpap. 4 Rthlr. 8 gr. oder 6 fl. 48 kr.

Peurbach und Regiomontan die Wiederbegründer einer selbstständigen und unmittelbaren Erforschung der Natur in Europa. Eine Anrede an studirende Jünglinge von Dr. G. H. Schubert. 8. 1828. 12 gr. oder 45 kr.

Franz von Spaun's politisches Testament. Ein Beitrag zur Geschichte der Preſsfreiheit im allgemeinen und in besonderer Hinsicht auf Bayern. Mit des verstorbenen Kustos Docen Vorbericht und Bemerkungen herausgegeben von Dr. Eisenmann. gr 8. 1831. geheftet 1 Rthlr 8 gr. oder 2 fl. 12 kr.

Dr. Mich. Troja, neue Beobachtungen und Versuche über die Knochen. Nach dem nie bekannt gemachten Originale aus dem Italiänischen ins Deutsche übertragen, umgearbeitet, mit Anmerkungen, Zusätzen und einer Biographie des Verfassers versehen von Dr. J. J. Albr. v. Schönberg. Mit 5 Kupfert. gr. 4. 1828. 3 Rthlr. oder 4 fl. 48 kr.

Pädagogische Wissenschaftskunde. Ein encyklopädisch-historisch, literarisch-kritisches Lehrbuch des pädagogischen Studiums. Bearbeitet von J. W. Wörlein. 3 Thle gr. 8. 1826. 2 Rthlr. 18 gr. oder 4 fl. 12 kr.



[illegible]

351. [illegible]





